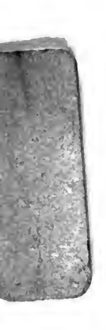
Psychologisc... Abhandlungen über zeitgenössis... Schriftsteller

Paul Bourget

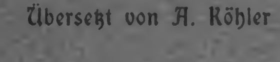



UNIVERSITY OF WISCONSIN
NUMEN
LUMEN
LIBRARY



Paul Bourget

Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller


Übersetzt von A. Köhler



J. C. C. Bruns' Verlag
Minden i. W.
Herzogl. Sächs. u. Fürstl.
· Schaumburg-Lippische ·
Hof-Verlagsbuchhandlung.

J. C. C. Bruns Hofbuchdruckerei, Minden.

Paul Bourget



Psychologische Abhandlungen

über

zeitgenössische Schriftsteller

Übersetzt von A. Köhler.



Minden i. Westf.
J. C. C. Bruns' Verlag
Herzogl. Sächsische u. Fürstl. Schaumb.-Lippische Hof-Verlagsbuchhandlung.
1903.

Hofbuchdruckerei von J. C. C. Bruns, Minden i. Westf.

Vorwort

Die fünf Kapitel, aus welchem dieser Band besteht, sind nacheinander in der „Nouvelle Revue“ unter dem Titel erschienen, welchen ich beibehalten zu müssen glaubte: „Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller“. Der Leser wird in diesen Seiten, trotzdem sie der literarischen Tätigkeit fünf berühmter Schriftsteller gewidmet sind, nichts finden, was man im eigentlichen Sinne des Wortes als Kritik bezeichnen könnte. Das künstlerische Verfahren ist nur insoweit analysiert, als es eine Offenbarung ist, die Persönlichkeit der Verfasser ist kaum, und ich möchte sagen ohne eine einzige Anekdote, angedeutet. Ich habe weder Talente besprechen noch Charaktere malen wollen. Mein Streben war, einige Beobachtungen zu Papier zu bringen, welche dem Geschichtschreiber des sittlichen Lebens während der

zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Unterlage dienen könnten. Dieses sittliche Leben setzt sich, wie es in hoch zivilisierten Gesellschaften zu sein pflegt, aus vielen verschiedenen Elementen zusammen. Ich glaube nicht, eine sehr neue Wahrheit zu verkünden, wenn ich behaupte, daß die Literatur eines, vielleicht das wichtigste dieser Elemente ist, denn bei der immer mehr zu Tage tretenden Abnahme der traditionellen und lokalen Einflüsse, wird das geschriebene Wort der große Offenbarer. Keiner unter uns kann, wenn er in die Tiefe seines Gewissens hinabsteigt, verkennen, daß er nicht gänzlich derselbe sein würde, wenn er dieses oder jenes Werk, eine Dichtung oder einen Roman, eine geschichtliche Abhandlung oder ein philosophisches Werk, nicht gelesen hätte. Gerade in diesem Augenblicke, während ich diese Zeilen schreibe, *sehe* ich einen Jüngling, welcher sich an diesem schönen Juniabende über sein Studierpult beugt. Die Blumen öffnen sich liebkosend unter seinem Fenster. Das zarte Gold der untergehenden Sonne breitet sich mit köstlicher Feinheit über den Horizont aus. Junge Mädchen plaudern in dem benachbarten Garten. Der Jüngling neigt sich über sein Buch, vielleicht eins von denen, von welchen in diesen Abhandlungen die Rede ist. Die „Blumen des Bösen" Baudelaires, das „Leben Jesu" von Renan,

„Salambô“ von Flaubert, „Thomas Graindorge“ von Taine, „Rot und Schwarz“ von Beyle. Die klugen Leute behaupten, daß er besser daran täte, sein Leben zu genießen. Aber er genießt es ja gerade in diesem Augenblicke, und sein Genuß ist ein intensiverer, als wenn er duftende Blumen pflückte, als wenn er den melancholischen Abendhimmel betrachtete, als wenn er die gebrechlichen Finger eines der jungen Mädchen drückte. Er versenkt sich ganz in die Worte seines Lieblingsschriftstellers. Er unterhält sich mit ihm, Herz zu Herz, Mann zu Mann. Er hört ihn über die Art und Weise, die Liebe zu genießen und ausschweifend zu leben, das Glück zu suchen und das Unglück zu ertragen, dem Tode und dem finsteren Jenseits des Grabes entgegenzuschauen, Worte sprechen, welche ihm Offenbarung bringen. Diese Worte führen ihn in eine Gefühlswelt ein, wie er sie bis dahin kaum geahnt hat. Von dieser ersten Offenbarung bis zur Nachahmung dieser Gefühle ist der Weg nur kurz, und der Jüngling wird nicht zögern, ihn zu gehen. Ein großer Beobachter hat gesagt, daß viele Menschen niemals verliebt gewesen sein würden, wenn sie nicht von der Liebe hätten sprechen hören. Sicherlich würden sie auf eine andere Art geliebt haben. Einige Beispiele der Gefühle, welche von Schriftstellern unserer Zeit ganz jungen Leuten

zur Nachahmung aufgestellt werden, darzutun und auf Grund von Vermutungen einige der allgemeinen Gründe zu bezeichnen, welche diese Schriftsteller zur Schilderung jener Gefühle veranlaßt und welche ihre Leser dahin gebracht haben, Genuß daran zu finden, ist der Gegenstand dieser Abhandlungen.

Oxford, den 13. Juni 1883.

Inhalt



I

Charles Baudelaire

Charles Baudelaire

Mit siebzehn Jahren, wenn man noch nicht den Anteil der Täuschung an der paradoxen Übertreibung einiger an und für sich schon außergewöhnlichen Ideen zu erkennen versteht, die „Blumen des Bösen“ lesen, heißt in eine Welt voller neuer Empfindungen eintreten. Wohl suchen manche, z. B. Taine und Henry Beyle, die Seele mittels einer strengeren, logischeren Methode zu erziehen als Baudelaire. Keiner aber weiß suggestiver zu wirken und die Sinne mehr gefangen zu nehmen.

Und deine Augen locken wie eines Bildes Augen

schreibt er von einer jener sündhaften Frauen, deren Zauber er erlegen ist; ein Anklang an diese Lockung und an diesen Blick tönt aus seinen geheimnisvollen, einschmeichelnden, halb ironischen und halb klagenden Versen. Seine Stanzen drängen sich der Einbildungskraft mit einer beunruhigenden, fast schmerzhaften Beharrlichkeit auf. Mit besonderer Vorliebe und Kunst beginnt er seine Dichtungen mit Worten von tragischer und gleichzeitig sentimentaler Feierlichkeit, welche man nie wieder vergißt:

1*

Was brauchst du klug zu sein?
Sei traurig und sei schön . . .

und an einer anderen Stelle:

So wie ein scharfer Messerstich
Hast du mein klagend Herz durchbohrt . . .

und wieder:

Nachdenklich wie das Rind im Sande lagernd
Anstarren sie des Meers Unendlichkeit . . .

Sowohl aus Gründen des Temperaments wie auch aus Gründen der Rhetorik umgibt Charles Baudelaire seine Dichtungen mit einem leichten, befremdenden Hauch, denn er geht, wie der Verfasser der unvergleichlichen Elegie „An Helene", Edgar Poe, von der Überzeugung aus, daß die Schönheit stets etwas Befremdendes habe, und daß das Erstaunen eine Vorbedingung für die Wirkung des poetischen Zaubers sei. Und in der Tat, für denjenigen, welcher sich von der Vielgestaltigkeit dieser Kunst nicht abschrecken läßt, liegt darin ein Zauber. Der Eindruck ist dem zu vergleichen, welchen man beim Anblick der Gestalten Vincis verspürt, bei welchen durch die Schattierung der Farben der lächelnde Zug des Mundes ein Geheimnis anzudeuten scheint. Eine gefährliche Neugierde zwingt zur Aufmerksamkeit und fordert zu langen Träumereien vor den Rätseln des Malers und des Dichters auf; — und beim längeren Betrachten enthüllt das Rätsel sein Geheimnis. Das Baudelaires ist das Geheimnis von mehr

als einem unter uns — und es liegt die größte Wahrscheinlichkeit vor, daß es auch das Geheimnis des jungen Mannes werden wird, welcher sich in diese an Offenbarungen so unerschöpfliche Lektüre vertieft.

I
Die Analyse der Liebe bei Baudelaire

Zunächst findet man bei Baudelaire eine ganz eigenartige Auffassung der Liebe. Man könnte sie, scheint mir, durch drei Beiwörter, die wie unsere Gesellschaft in einem auffallenden Mißverhältnis zueinander stehen, ziemlich treffend charakterisieren. Baudelaire ist in seinen Liebesgedichten gleichzeitig ein Mystiker, ein Wüstling und ein Analytiker. Er ist erstens Mystiker; in den düsteren wie in den heiteren Stunden, unablässig, schaut er ein Antlitz, ideal wie das einer Madonna, es ruft in ihm die Erinnerung wach an die Gegenwart eines „klaren und reinen Frauengeistes“, einer stets anziehenden und wohltuenden Seele, in einem anderen Weltall, von dem das unsrige nur ein grober, plumper Abdruck ist:

Wie sie, der reinen Salzluft gleich,
Das ganze Leben mir durchtränkt
Und nach dem Ew'gen sanft und weich
Mein unbefriedigt Sehnen lenkt . . .

Wenn seine Wüstlingsnatur ihn beherrscht, so verfolgen bis zum Sadismus verderbte Visionen denselben Mann, welcher soeben noch den erhobenen Finger seiner Madonna anbetete.

Der öde, trübe Rausch der Venus Vulgivaga, die berauschende, leidenschaftliche Begier der schwarzen Venus, das raffinierte Entzücken der erfahrenen Venus, die verbrecherische Verwegenheit der blutdürstigen Venus haben in den geistreichsten seiner Dichtungen ihre Spuren hinterlassen. Aus den folgenden beiden Versen der wunderbaren „Morgendämmerung“:

Den Mund geöffnet und mit bleichen Stirnen,
Das Auge fahl, so schliefen stumpf die Dirnen . .

steigt es wie ein Dunst aus einem Alkoven, in dem die Schande sich verbirgt.

Das wie Ebenholz glänzende Antlitz einer Freundin mit Elfenbeinzähnen und krausem Haar hat ihm folgende Zärtlichkeitsworte eingeflößt:

Dich bet' ich an, so wie das dunkle Himmelszelt,
Du große Schweigerin, die Gram umfangen hält.

Heidnische Priesterinnen hätten aus der Beschreibung jenes durch die Macht der Justiz geschlossenen Boudoirs, in welchem Hippolyt von seiner Erschlaffung ruht, einen neuen Verehrer ihrer geheimen Festlichkeiten erkannt:

Beim bleichen Licht der müden Lampen
Auf weichen, duftgetränkten Kissen . .

Und für das wenigstens meiner Ansicht nach schönste Stück der Sammlung „Die Märtyrerin“ könnten als Motto die düsteren Worte gelten, welche der Verfasser der „Philosophie dans le boudoir“ über eine der Türen des kleinen Häuschens seiner Träume setzen wollte: „Folterkammer.“

Im Leben konntest nie du, schönes Weib,
Trotz aller Liebe seine Gluten stillen:
Wird rächend er an deinem toten Leib
Die Lüste seiner Leidenschaft erfüllen?

Durch alle diese Verirrungen hindurch, wo der Durst nach unbegrenzter Reinheit sich mit dem Hunger, der die am schärfsten gewürzten Freuden des Fleisches begehrt, mischt, behauptet er als Analytiker immer die strenge Herrschaft über seine Intelligenz. Der Mystizismus wie die Ausschweifung nehmen in diesem Hirn, welches seine Empfindungen ebenso scharf zerlegt wie ein Prisma das Licht, feste Gestalt an, die Urteilskraft wird niemals von dem Fieber, welches das Blut zum Sieden bringt, oder von der Verzückung, welche Wahngebilde hervorzaubert, berührt. In diesem Manne leben gleichzeitig drei Menschen, und ihre Empfindungen pressen vereinigt das Herz zusammen, bis der letzte Tropfen des roten und warmen Saftes ausgedrückt ist. Alle drei sind Produkte unserer Zeit, und noch mehr trifft dies für ihre Verbindung zu. Der Verlust des religiösen Glaubens, das Leben in Paris und die wissenschaftlich forschende Tendenz unserer Zeit, alles das hat dazu beigetragen, diese drei Arten von Empfindungsvermögen zu gestalten und so zu verschmelzen, daß sie, die in früheren Zeiten so weit getrennt waren, daß es schien, als lasse sich die eine nicht zu der anderen in Beziehung setzen, jetzt so eng verbunden sind, daß sie fast untrennbar erscheinen, wenigstens bei Baudelaire, einem Wesen, wie es vor dem neunzehnten Jahrhundert in Frankreich auch nur in ähnlicher Weise nicht denkbar war.

Auch kann man, wenn man nur um sich schaut, die Quellen oder besser das allmähliche Erwachen dieser Seelenzustände leicht erkennen. Hat sich in unser Zeitalter des Unglaubens nicht noch genug Katholizismus hineingerettet, um eine Kinderseele, mit einer Kraft, die ein Vergessen nicht zuläßt, mit mystischer Liebe zu durchtränken? Der Glaube vergeht, aber der Mystizismus läßt trotz des Widerstrebens des Verstandes Spuren in dem Gefühlsleben zurück. Der alte fromme Rahmen steigt in den Minuten der Abenddämmerung vor dem geistigen Auge Baudelaires wieder auf, und zwar mit einer süßen Empfindung, welche zeigt, einen wie tiefen Eindruck der fromme Schauer, der beim ersten Gebet sein Herz durchzogen, in ihm ließ.*) Der Eindruck verwischte sich niemals. In ganz natürlicher Weise scheint ihm der Duft der Blumen als Weihrauch emporzusteigen. Der blaue Himmel ist ein „Ruhealtar“, die untergehende Sonne eine „Monstranz“. Wenn der intellektuelle Mensch nicht mehr das Bedürfnis hat, zu glauben, so ist ihm doch das Bedürfnis geblieben, ebenso zu fühlen wie in jenen Zeiten, als er noch glaubte. Den Verbreitern des Mystizismus war es schon aufgefallen, mit welcher Hartnäckigkeit sich die religiöse Empfindsamkeit bei der Abnahme des religiösen Denkens behauptete. Und die leidenschaftliche Liebe, die der Mensch auf dieses oder jenes Geschöpf, auf diesen oder jenen Gegenstand überträgt, das überheiße Begehren, welches sich von Gott ab-

*) Man lese in den „Blumen des Bösen“ No. 49, betitelt Abendharmonie. A. d. V.

wendet, nannten sie den Kultus der Verehrung Latrie-Idololatrie, woraus der Ausdruck Idolatrie entstanden ist. Seltsame Beispiele dieses Kultus finden sich bei Baudelaire; so wendet er die liturgische Form an, um die Geliebte anzureden und die Wollust zu feiern:

Ich baue einen Altar, o Madonna, dir,
Geliebte, auf dem Grundstein meiner Herzensangst.

Ein andermal ahmt er in seiner: Franciscae meae laudes betitelten „Prosa", welche er einer gelehrten und kirchlichen Modistin gewidmet hat, den Stil des Verfalls der lateinischen Sprache in seltsamer Weise nach. Was bei einem anderen als eine Lästerung oder als eine Renommisterei erscheinen würde, ist bei ihm eine Kundgebung, welche ich spontan nennen möchte, wenn das Wort spontan gleichzeitig auch das bezeichnete, was seine eigenartige und schwer zu erforschende Persönlichkeit an eingeborener Kompliziertheit in sich barg.

Seine Neigung zur Ausschweifung hingegen ist ihm aus Paris gekommen. In den meisten seiner Dichtungen bildet das Pariser Laster den Rahmen, wie in anderen der katholische Ritus. Er hat, wie man sieht, (und die bitteren Erfahrungen, die er gemacht, sind zu erraten) alle verrufenen Orte dieser unkeuschen Stadt durchstreift. Er hat in Herbergen neben geschminkten Mädchen, deren Mund unter einer glänzenden Maske blutete, seine Mahlzeit eingenommen. Er hat in Freudenhäusern geschlafen und den Ekel gekannt, der aufsteigt, wenn der anbrechende

Tag durch die nicht mehr frischen Vorhänge das verwelkte Gesicht des käuflichen Weibes bescheint. Er hat durch alle Stufen der Erregung und mit wollüstiger Begier, die schon fast Manie ist, den Krampf verfolgt, der unaufhaltsam von den Nerven bis zu dem Gehirn sich fortpflanzt und für den Zeitraum einer Sekunde von dem Leide des Denkens befreit. Und gleichzeitig hat er an allen Straßenecken dieser ungeheueren Stadt sich in Gespräche eingelassen, er hat das Leben eines Literaten geführt, der immer studiert, und er hat seine durchdringende Intelligenz bewahrt, was sage ich? bewahrt? er hat sie geschärft, da, wo der Geist anderer für immer abgestumpft wäre; aus dieser dreifachen Arbeit ist mit der Auffassung einer zugleich mystischen, sinnlichen und geistschärfenden Liebe der beißendste und ätzendste Lebensüberdruß entstanden, der seit langer Zeit eine Menschenseele bis zum Überschäumen erfüllt hat.

II

Der Pessimismus Baudelaires

Lamemais rief eines Tages aus: „Meine Seele ist mit einer Wunde geboren.“ Diese Worte hätte Baudelaire auf sich anwenden können, denn er entstammte einem zum Unglück verdammten Geschlechte. Er ist vielleicht derjenige Schriftsteller, dessen Name am häufigsten mit dem Epitheton „ungesund“ verbunden ist. Das Wort ist zutreffend, wenn man dadurch bezeichnen will, daß Leidenschaften in der Art

derer, von welchen soeben die Rede war, nur schwerlich ihren Forderungen entsprechende Verhältnisse finden. Zwischen dem Menschen und seiner Umgebung besteht ein Mißverhältnis, dessen Folge eine moralische Krisis ist, welche dem Herzen Höllenpein verursacht. Aber die Bezeichnung „ungesund“ ist nicht ganz zutreffend, wenn man dadurch einen natürlichen und regelmäßigen Seelenzustand, welcher als Gesundheit der Seele anzusehen wäre, einem künstlichen und entarteten Zustande, welcher als Krankheit der Seele zu bezeichnen sein würde, gegenüberstellen will. Im Grunde genommen, sagen die Ärzte, gibt es keine Krankheiten des Körpers, es gibt nur physiologische Zustände, von denen die einen unheilvoll, die anderen wohltuend, die aber immer normal sind, wenn man den menschlichen Körper als ein Triebwerk ansieht, in welchem eine gewisse Menge in der Entwickelung begriffenen Stoffes sich verbindet. In ähnlicher Weise gibt es auch weder einen Krankheits- noch einen Gesundheitszustand der Seele, es gibt vom Standpunkte eines nicht metaphysischen Beobachters aus nur psychologische Zustände, denn er sieht in unseren Schmerzen und in unserem Können, in unseren Tugenden und in unseren Lastern, in unserem Wollen und in unserem Entsagen nur allerdings wechselnde, aber notwendige und deshalb normale Kombinationen, welche den bekannten Gesetzen der Ideenverbindung unterworfen sind. Nur ein Vorurteil, in welchem die alte Lehre von der Zweckmäßigkeit und der Glaube an ein bestimmtes Ziel des Weltalls wieder auftauchen, kann uns dahin bringen, daß wir die Liebe von Daphnis

und Chloe in ihrem Tale als naturgemäß und gesund ansehen, dagegen als gekünstelt und ungesund die Baudelaires in dem Boudoir bezeichnen, welches seiner Beschreibung nach mit aller Sorgfalt einer sinnlichen Melancholie ausgestattet ist:

Des Orients Zauber
Decket die Wände,
In strahlenden Spiegeln
Schau ich kein Ende,
Und alles flüstert
Heimlich und traut
Der lechzenden Seele
Den Heimatlaut . . .

Für die verwickelten Ideenverbindungen trifft es jedoch meist zu, daß sie nicht in Verhältnisse kommen, die diesen Verwickelungen günstig wären. Derjenige, welcher, durch seine Gewohnheit verführt, sich ein Glück erträumt hat, das alles andere ausschließt, leidet unter der Wirklichkeit, die er nicht nach seinen Wünschen umgestalten kann: „Die Kraft, mit welcher wir das Leben ertragen, ist beschränkt, und die Macht der äußeren Verhältnisse ist unendlich größer.“ Dieser Lehrsatz der Ethik enthält eine Erklärung sowohl des Lebensüberdrusses des scharfsinnigen Baudelaire als auch der „Krankheit des Jahrhunderts“ und des Pessimismus. Der in der Zivilisation weit vorgeschrittene Mensch begehrt, daß die äußeren Verhältnisse den Wünschen seines Herzens entsprechen, ein um so selteneres Zusammentreffen, als das Herz die raffiniertesten Wünsche hegt; die unabänderliche Folge ist das Unglück.

Zweifellos ist von jeher der Überdruß der im geheimen nagende Wurm so mancher auf der Höhe stehenden Existenz gewesen. Worin könnte aber wohl der Grund liegen, daß dieses „schwer zu befriedigende Ungeheuer“*) niemals energischer sein Elend hinausgeschrieen hat, als in der Literatur unserer Zeit, in welcher sich so viele Lebensbedingungen bis zu ihrer Vollkommenheit ausgebildet haben, wenn nicht darin, daß gerade diese Vollkommenheit in unseren Seelen tausend sich entgegenstehende Wünsche und Ideen anfacht und uns dadurch unfähig macht, das Glück zu empfinden? Diejenigen, welche an den Fortschritt glauben, haben dieses schreckliche Lösegeld, welches wir für unseren fester gegründeten Wohlstand und unsere vervollkommnete Erziehung zahlen müssen, nicht bemerken wollen. Sie haben in dem durch unsere Literatur gehenden Zuge der Trostlosigkeit nur eine vorübergehende Wirkung der sozialen Erschütterungen unserer Zeit gesehen, als wenn andere Erschütterungen, die mit ganz anderer Kraft eine Umwälzung der privaten Geschicke nach sich zogen, bei den Führern unserer Generation eine gleiche Unfähigkeit zur Glücksempfindung zur Folge gehabt hätten. Mir scheint es richtiger, die Melancholie als das unvermeidliche Produkt eines Mißverhältnisses zwischen unseren durch die Zivilisation entstandenen Bedürfnissen und der Wirklichkeit der äußerlichen Verhältnisse anzusehen, — um so mehr, als von einem Ende Europas bis zum anderen die ganze moderne Gesell-

*) Du kennst es, o Leser, dieses schwer zu befriedigende Ungeheuer. Prolog der „Blumen des Bösen“. A. d. V.

schaft dieselben Symptome, deren Abstufungen nach den Rassen verschieden sind, sowohl dieser Melancholie wie dieses Mißverhältnisses zeigt. Ein allgemeiner Ekel vor der Unzulänglichkeit dieser Welt steigt gleichzeitig in dem Herzen des Slaven, des Germanen und des Romanen auf und äußert sich bei dem ersten im Nihilismus, bei dem zweiten im Pessimismus und bei dem Romanen in einer seltsamen, einzig dastehenden nervösen Reizbarkeit. Die blutdürstige Wut der Verschwörer von St. Petersburg, die Bücher Schopenhauers, die Brandfackeln der Kommune und die verbitterte Misanthropie der naturalistischen Schriftsteller — ich wähle absichtlich die verschiedensten Beispiele — sie alle enthüllen denselben Willen zur Verneinung des Lebens, der täglich mehr und mehr die Zivilisation des Abendlandes trübt. Wir sind zweifelsohne noch weit entfernt von dem Untergange unseres Planeten, dem höchsten Wunsche der Theoretiker des Unglücks. Aber langsam und sicher verbreitet sich der Glaube an den Bankerott der Natur und droht, der finstere Glaube des zwanzigsten Jahrhunderts zu werden, wenn nicht die Wissenschaft oder ein Einfall von Barbaren die zu viel denkende Menschheit von dem Überdruß am eigenen Denken rettet.

Ein ebenso neues wie interessantes Kapitel der vergleichenden Psychologie würde dasjenige sein, welches Schritt für Schritt den Weg verfolgte, auf dem die europäischen Rassen diesem Ziel, der tragischen Verneinung aller Arbeit der Jahrhunderte, zustreben. Aus dem halbasiatischen Blute der Slaven scheint zu

ihrem Gehirn ein Dunst des Todes emporzusteigen, welcher sie zur Zerstörung wie zu einer heiligen Orgie treibt. Der berühmteste der russischen Schriftsteller sagte mir in Bezug auf die kämpfenden Nihilisten: „Sie glauben an nichts, aber das Martyrium ist ihnen ein Bedürfnis.“ Die lange Reihe metaphysischer Spekulationen über die unbewußte Ursache der Erscheinungen ist dem Deutschen notwendig, damit er trotz seines praktischen Positivismus den Schluß auf die trostlose Eitelkeit der Summe dieser Erscheinungen ziehen kann. Bei den Franzosen ist trotz der außerordentlichen Veränderung, die unser nationales Temperament in den letzten hundert Jahren erlitten hat, der Pessimismus nur eine schmerzliche, allerdings immer häufiger werdende Ausnahme, die jedesmal durch ein Ausnahmeschicksal hervorgerufen wird. Nur das individuelle Denken führt einige unter uns trotz des angeerbten Optimismus zu der gänzlichen Verneinung. Baudelaire ist ein außerordentlich bezeichnender „Fall“ dieser besonderen, eigenartigen Entwickelung. Man kann ihn als das vollendetste Exemplar eines „Pariser Pessimisten“ bezeichnen, zwei Worte, welche in dieser Zusammenstellung seltsam voneinander abstechen, die uns aber nach zwanzig Jahren vielleicht geläufig geworden sind.

Zunächst ist er Pessimist, was ihn von den zart empfindenden Skeptikern, wie Alfred de Musset einer war, und den stolzen Empörern, wie Alfred de Vigny, scharf unterscheidet. Vom Pessimisten weist er einen verhängnisvollen Zug auf, in dem die Christen die Wirkung des Satans sehen würden: den Abscheu

vor dem Sein, den Wunsch, die wütende Begier nach dem Nichts. Auf dem Grunde der heutigen Nervenzersetzung hat er das alte Nirwana der Hindus wieder aufgefunden, und anstatt es wie die Söhne der heißen Zone mit priesterlicher Heiterkeit zu betrachten, stellt er es sich mit der nervösen Erregtheit eines Mannes vor Augen, dessen Ahnen ein tatenvolles Leben geführt haben.

Es reizte dich zum Kampfe wohl, den früher du so sehr geliebt,
Der Hoffnung Sporn, mein trüber Geist. Für dich es keinen Kampf mehr gibt.
Du alter Gaul, den jeder Stein, an den er mit dem Fuße traf,
Zum Straucheln bringt, leg' ohne Gram dich nieder jetzt zum letzten Schlaf.
Verzichte, Herz, und schlafe tief und dumpf, gleich wie ein stumpfes Tier . . .

Man muß besonders und bis in die Einzelheiten aufmerksam Nr. 78, 79, 80 aus den „Blumen des Bösen" lesen, vor allen Dingen „Spleen", die vorletzte Strophe von Nr. 90, betitelt „Trauriges Madrigal", und die ganze bewunderungwürdige Dichtung, welche die Sammlung „Reise" abschließt:

Um das Hauptsächlichste euch zu verkünden:
Wir brauchten nicht zu suchen und wir fanden
Bei hoch und niedrig und in allen Landen
Die Welt langweilig voll von ew'gen Sünden.

Aus diesen Versen spricht nicht mehr die Klage und die Trauer über das verlorene Glück oder der Wunsch nach dem fernen Glücke, sie schleudern dem Dasein den bitteren, endgültigen Fluch des Besiegten entgegen, welcher unwiederbringlich in dem Nihilismus

— diesmal im französischen Sinne des Wortes — untergeht. Wenn wir die psychologischen Elemente, deren Einfluß auf die Auffassung des Dichters von der Liebe wir erkannt haben, eins nach dem anderen wieder aufsuchen, so können wir leicht die Entwickelungsgeschichte dieser „Sehnsucht nach dem Nichts“ des vom Katholizismus sich lossagenden Katholiken, der sich zu einem freisinnigen Analytiker ausgebildet hat, rekonstruieren.

Wenn der Mensch im Katholizismus erzogen worden ist, so ist ihm eine Welt übersinnlicher Wahrheiten enthüllt worden. Für viele bleibt diese Offenbarung ohne Folgen. Sie haben in ihrer Jugend an Gott geglaubt, aber oberflächlich, ohne ihn als ein persönliches und lebendiges Wesen zu empfinden. Für jene genügt ein Glaube an Ideen, ein abstrakter Glaube, der sich zu allen Wandlungen hergibt. Sie bedürfen eines Dogmas, nicht einer geistigen Anschauung. An Stelle des ursprünglichen Glaubens an Gott setzt der eine von ihnen den Glauben an die Freiheit, der andere den an die soziale Ordnung, der dritte den an die Revolution, der vierte den an die Wissenschaft. Jeder von uns kann täglich sowohl bei sich wie bei seiner Umgebung Wandlungen dieser Art beobachten. Für eine mystische Seele, wie die Baudelaires, trifft das aber nicht zu. Denn wenn diese Seele glaubte, so begnügte sie sich nicht mit einem Glauben an eine Idee, sondern sie sah Gott. Er war nicht ein Wort für sie, nicht ein Symbol, nicht eine Abstraktion, sondern ein Wesen, in dessen Gemeinschaft die Seele lebt, wie wir mit

einem Vater leben, welcher uns liebt, welcher uns kennt und welcher uns versteht. Die Illusion ist so süß und so stark gewesen, daß sie, einmal verloren, keinen geringwertigeren Ersatz zuläßt. Der, welcher den Opiumrausch gekannt hat, fühlt sich durch den des Weines, der ihm armselig erscheint, angeekelt. Als beim Herannahen des neunzehnten Jahrhunderts der Glaube entschwand, ist in derartigen Seelen ein Riß geblieben, aus dem alle Freuden entschwinden. Das war das Schicksal Baudelaires. Man muß sehen, mit welcher Verachtung, allerdings auch, wie man sich nicht verschweigen darf, und, wie es bei der Verachtung meistens der Fall ist, mit welcher Verständnislosigkeit er die Gläubigen zweiten Grades, die, welche aus der Humanität oder aus dem Fortschritt sich ihren Gott machen, behandelt. Was ist nun natürlicher, als daß er ein Gefühl von Leere vor dieser Welt empfindet, in welcher er vergeblich nach einem konkreten Ideal sucht, welches das in ihm befriedigen könnte, was nach dem Überirdischen strebt? Um sich über dieses Gefühl der Leere hinweg zu täuschen und sie auszufüllen, sucht er voll wütender Begier Reizmittel. Und er findet Bücher, welche ihn berauschen wie Opium, Proclus, Swedenborg, Edgar Poe, Quincey, mit einem Worte alle die Bücher, welche die Befreiung der Seele schildern, ihren Flug „hinaus aus der Welt, einerlei wohin".*) Solche Bücher sind wie die Reizmittel der Opiate. Da dieser nach der tatsächlichen Unendlichkeit Dürstende den

*) Dies ist der Titel einer der Prosadichtungen Baudelaires. A. d. V.

Glauben an ein wirkliches Paradies verloren hat, so will er und muß er sich ein künstliches Paradies schaffen. In den dunklen Stunden versucht er noch manchmal auf dem Wege des Schreckens zu der mystischen Welt zurückzukehren. Aber von jedem dieser Versuche kehrt die Seele entkräfteter zurück, überzeugter denn je, daß die Religion nur ein persönlicher Traum des Menschen ist, der in dem Nichts der Natur den Widerschein seines Wunsches sieht. Kein Angstgefühl ist für einen Mystiker furchtbarer als das: zu verstehen, daß das Bedürfnis zu glauben ein ganz subjektives ist, und daß der Glaube von ehemals seinen Ursprung in uns selbst hatte und nur unser Werk war. Da löst sich von dem leeren Hintergrunde des Himmels die furchtbare und zugleich tröstliche Gestalt dessen los, der von aller Sklaverei befreit und alle Zweifel löst: des Todes:

Er mustert, wie ein Fürst, der überblickt sein Haus,
Den Friedhof, grenzenlos, umwölkt von kaltem Graus:
Die Sonne scheint darauf mit trübem, mattem Lichte,
Dort ruhen alt und jung die Völker der Geschichte.

Diese Verneinung von allem ist das Ergebnis der Baudelaire eigenen analytischen Ausschweifung. Einige Dichter, und vor allen anderen Musset, haben gezeigt, wir sehr die Ausschweifung die Liebe tötet. Baudelaire ist tiefer in das menschliche Herz eingedrungen und hat klarer erkannt, in welchem Maße die Ausschweifung tödlich ist. Im tiefsten Innern eines jeden Geschöpfes, das für das Edle geboren ist und seine Sinne mißbraucht hat, erhebt sich sicherlich

eine schmerzliche, beunruhigende Sehnsucht nach einem tieferen Empfinden, welches immer flieht:

Ist satt das Tier, erwacht in ihm ein Engel . . .

Außerdem aber liegt darin noch die erschreckende Unfähigkeit, dem überreizten Nervensystem einen vollständigen Lustschauer zu verschaffen. Eine nicht zu beschreibende Abart des Spleens, des physischen Spleens diesmal, der aus der Erschlaffung des Blutes entstanden zu sein scheint, erfaßt den Wüstling, der den Wonnerausch nicht mehr kennt. Seine Einbildungskraft erhitzt sich. Er träumt davon, zu leiden und Leiden um sich herum zu verursachen, um sich diese innere Erregung zu verschaffen, welche eine vollständige Verzückung seines ganzen Seins bedeuten würde. Die seltsame Wut, welche einen Nero und einen Heliogabal hervorgebracht hat, nagt ihm am Herzen. Der Gedanke, „das blutende Werkzeug der Zerstörung" — ein Wort Baudelaires — zu sein, besänftigt einzig für einen Augenblick dieses Fieber einer Sinnlichkeit, welche nie befriedigt werden wird. So steht der Mann der Dekadenz vor uns da, den ein unstillbares Heimweh nach den schönen Träumen seiner Ahnen quält, bei welchem durch frühzeitigen Mißbrauch die Lebensquellen versiegt sind, und welcher doch mit klar gebliebenem Blick das unheilbare Elend seines Schicksals und damit auch, denn wir sehen die Welt nur durch das Prisma unserer innersten Bedürfnisse, jedes Schicksals beurteilt.

III
Theorie der Dekadenz

Wenn schon eine ganz besondere Auffassung der Liebe, sowie eine neue Art, den Pessimismus zu deuten, Baudelaires Kopf als einen psychologischen Apparat von seltenem Range erscheinen lassen, so hat ihm doch sein wunderbares Verständnis und seine fast heroische Übertreibung dieser Eigenart und dieser Neuheit einen ganz besonderen Platz in der Literatur unserer Zeit verschafft. Er hat es sich klar gemacht, daß er zu spät in die Zeit einer alternden Zivilisation hineingeboren wurde, und statt, wie La Bruyère und wie Musset*), diese verspätete Ankunft zu beklagen, hat er sich darüber gefreut, ich hätte beinahe gesagt, es sich zur Ehre angerechnet. Er war ein Kind der Dekadenz und hat sich zu einem Theoretiker der Dekadenz gemacht. Und da liegt vielleicht der beunruhigendste Zug dieser beunruhigenden Gestalt, derjenige vielleicht, der die Seele eines Zeitgenossen am meisten in Aufruhr versetzt und verführt.

Mit dem Worte Dekadenz bezeichnet man gern den Zustand einer Gesellschaft, welche eine zu große Anzahl von Individuen hervorbringt, die für die Arbeit des gemeinsamen Lebens ungeeignet sind. Eine

*) Alles ist bereits gesagt, und man kommt immer zu spät seit mehr als siebentausend Jahren, seit es denkende Menschen gibt.

Ich kam zu spät zur Welt, die selbst schon viel zu alt.
(Rolla.)

A. d. V.

Gesellschaft muß einem Organismus zu vergleichen sein. Und in der Tat läßt sie sich in eine Verbindung geringerer Organismen zerlegen, die ihrerseits wieder auf eine Verbindung von Zellengeweben zurückzuführen sind. Das Individuum ist die gesellschaftliche Zelle. Damit der Gesamtorganismus energisch funktionieren kann, müssen alle die zur Gesamtheit verbundenen Organismen energisch funktionieren, aber mit einer Energie, die sich in dem Rahmen des Ganzen hält; und damit diese geringeren Organismen ihrerseits selbst energisch funktionieren können, müssen die Zellen, aus denen sie sich zusammensetzen, energisch funktionieren, aber ebenfalls mit einer dem Gesamtzweck untergeordneten Energie. Wenn die Energie der Zellen selbständig wird, so hören die Organismen, aus welchen der Gesamtorganismus sich zusammensetzt, in gleicher Weise auf, ihre Kraft der Gesamtkraft unterzuordnen; die Folge ist eine Anarchie, welche den Verfall des Ganzen mit sich bringt. Der gesellschaftliche Organismus kann sich diesem Gesetze nicht entziehen, und sobald das individuelle Leben unter dem Einflusse des erworbenen Wohlseins oder der Vererbung zu sehr hervortritt, verfällt er der Dekadenz. Ein gleiches Gesetz regiert die Entwickelung und die Dekadenz eines anderen Organismus, nämlich der Sprache. Wenn die Einheit eines Buches zerstört wird, um der Selbständigkeit einer einzelnen Seite Platz zu machen, und wenn die der Seite zerstört wird, um den Satz selbständig hinzustellen, und der Satz, um dem Worte Selbständigkeit zu verschaffen, dann tritt eine Dekadenz des Stiles ein. Die heutige

Literatur weist eine Unmenge Beispiele auf, welche diese ergiebige Hypothese bekräftigen.

Der Kritiker kann, um eine Dekadenz zu beurteilen, von zwei verschiedenen, ja, fast sich widersprechenden Gesichtspunkten ausgehen. Angesichts einer im Verfall begriffenen Welt, des römischen Reiches z. B., kann er von dem ersten dieser Standpunkte aus die gesamten Kraftäußerungen ins Auge fassen und deren Unzulänglichkeit konstatieren. Eine Gesellschaft hat nur unter der Bedingung Bestand, daß sie im stande ist, im Wettbewerbe der Rassen kräftig für ihre Existenz zu kämpfen. Sie muß viele kräftige Kinder hervorbringen und eine große Armee tapferer Soldaten aufstellen. Wer diesen beiden Grundforderungen tiefer nachginge, fände darin alle privaten und bürgerlichen Tugenden. Die römische Gesellschaft brachte wenig Kinder hervor, sie konnte schließlich keine nationale Armee mehr aufstellen. Die Bürger scheuten die Unannehmlichkeiten der Vaterschaft, sie haßten die Roheit des Lagerlebens. Der Kritiker, welcher jene Welt von einem allgemeinen Standpunkte aus beurteilt und die Wirkungen auf die Ursachen zurückführt, zieht die Schlußfolgerung, daß das raffinierte Verständnis für die Lust der Sinne, der zersetzende Skeptizismus, die Erschlaffung der Empfindungen und die Unbeständigkeit des Dilettantismus die sozialen Wunden des römischen Reiches gewesen sind und in jedem anderen Falle soziale Wunden sein werden, die den ganzen Körper untergraben müssen. So folgern die Politiker und die Moralisten, welche zunächst die Menge der Kraft, die

der soziale Mechanismus leisten kann, ins Auge fassen. Der Standpunkt des Kritikers, welcher diesen Mechanismus unbefangen und nicht in der Entfaltung seiner Gesamttätigkeit betrachtet, ist ein ganz anderer. Wenn die Bürger zur Zeit eines Verfalls als Mitarbeiter an der Größe ihres Landes auch nichts Bedeutendes leisten, so können sie doch künstlerisch an der Ausgestaltung der Seele in hervorragender Weise tätig sein. Wenn sie sich bei der privaten oder öffentlichen Tätigkeit ungewandt erweisen, so wissen sie um so geschickter in der Zurückgezogenheit den Gedanken zu handhaben. Wenn sie keine zukünftigen Generationen erzeugen, so liegt der Grund darin, daß das Übermaß der feinen Empfindungen und die Auserlesenheit seltener Gefühle aus ihnen unfruchtbare, aber raffinierte Virtuosen der Wollust und des Schmerzes gemacht haben. Wenn sie die Fähigkeit verloren haben, sich dem Glauben ausschließlich zu ergeben, so liegt es daran, daß ihre zu sehr gepflegte Intelligenz sie von allen Vorurteilen befreit hat, und daß sie, nachdem sie alle Ideen erwogen, sich jene höchste Toleranz angeeignet haben, welche alle Lehren gelten läßt, allen Fanatismus aber ausschließt. Sicherlich war ein germanischer Häuptling des zweiten Jahrhunderts eher im stande, in das Kaiserreich verheerend einzufallen, als ein römischer Patrizier, es zu verteidigen, aber der gelehrte und feinsinnige, wissensdurstige und sich keinem Irrtume hingebende Römer, wie wir ihn im Kaiser Hadrian, dem Verehrer Tiburs auf dem Trone der Cäsaren, kennen gelernt haben, trägt einen viel reicheren Schatz menschlicher Güter in sich. Als schlagend-

stes Argument gegen die Dekadenz wird immer angeführt, daß sie keine Zukunft habe, und daß stets die Barbarei den Sieg über sie davontrage. Aber ist es nicht stets das unumgängliche Schicksal alles Edlen und Seltenen, der Roheit weichen zu müssen? Eine Schwäche dieser Art kann man immerhin eingestehen, und man kann den Untergang des in sich zerfallenden Athens höher stellen als den Triumph des gewalttätigen Mazedoniens.

Geradeso ist es mit den in der Zersetzung begriffenen Literaturen. Auch sie haben keine Zukunft. Sie beschäftigen sich mit Veränderungen des Wortschatzes, mit Spitzfindigkeiten in den Worten, welche den Stil für zukünftige Generationen unverständlich machen. In fünfzig Jahren wird der Stil der Gebrüder Goncourt — ich spreche absichtlich von Dekadenten, die es mit voller Überlegung sind — nur noch von Spezialisten verstanden werden. Die Theoretiker der Dekadenz könnten erwidern, was denn darauf ankomme, ob es der Zweck eines Schriftstellers sei, als ewiger Kandidat um die Gunst der Jahrhunderte zu buhlen? Wir freuen uns an dem, was ihr als Entartung des Stils bezeichnet, und mit uns genießen es alle diejenigen unserer Rasse und unserer Zeit, deren Geschmack sich verfeinert hat. Es wäre nur noch zu entscheiden, ob wir, die Ausnahme, nicht eine Aristokratie bilden, und ob in der Welt der Ästhetik Stimmenmehrheit nicht die größere Summe der Unwissenheit in sich schließt. Außerdem, daß es jetzt, wo das durch die ungeheuere Menge von Büchern überlastete Gedächtnis der Menschen in nicht mehr ferner Zeit seine Zahlungsunfähigkeit wird erklären müssen,

ziemlich kindisch ist, an die Unsterblichkeit zu glauben, ist es auch eine Dummheit, nicht den Mut zu besitzen, nach seinem intellektuellen Vergnügen zu handeln. Warum sollten wir uns nicht an unseren Sonderbarkeiten des Ideals und der Form erfreuen, wenn es keine weiteren Folgen hat, als daß wir mit ihnen in einer selbstgewählten Einsamkeit, ohne Besucher, leben? Diejenigen, welche zu uns kommen, sind in Wahrheit unsere Brüder, und warum sollte man Fremden das opfern, was wir als unser Eigenstes, Persönlichstes in uns hegen?

Beide Standpunkte sind berechtigt. Aber selten hat ein Künstler den Mut, sich entschlossen auf den zweiten zu stellen. Baudelaire besaß diesen Mut und übertrieb ihn bis zur Prahlerei. Er bezeichnete sich stets als Dekadenten, und man weiß, wie sehr er mit der Absicht, allem zu trotzen, alles das heraussuchte, was einfacheren Naturen im Leben und in der Kunst krankhaft und unnatürlich erscheint. Er liebt ganz besonders die Erregungen, welche durch Wohlgerüche in ihm wachgerufen werden, weil sie mehr als alle anderen das unbestimmte, dunkle, traurige, sinnliche Element, welches wir alle in uns tragen, erregen. Unter allen Jahreszeiten liebt er den Herbst, und zwar das Ende desselben, wenn eine anziehende Melancholie den trüber werdenden Himmel einzuhüllen scheint und das Herz sich schmerzlich zusammenzieht. Am köstlichsten erscheinen ihm die Abendstunden, wenn, wie im Hintergrunde der Gemälde Vincis, der Himmel sich mit einem falben Rosa und einem verschwimmenden Grün bedeckt. Die Schönheit einer Frau kann ihm

nur bei jenen noch unreifen, fast wie Gerippe mageren Gestalten gefallen, deren zartes Knochengerüst kaum durch das noch in der Entwickelung begriffene Fleisch verdeckt wird, oder auch bei den Gestalten, welche, am Ende ihrer Reifezeit stehend deren Verheerungen aufweisen:

Dein Herz ist reif, so wie ein mürber Pfirsich,
Reif wie dein Leib, für die erfahrene Liebe.

Die weich das Ohr umschmeichelnde, langsam dahinschwindende Musik, merkwürdige Möbeln, eigenartige Gemälde bilden notwendigerweise den Rahmen für seine traurigen oder heiteren Gedanken, welche er selbst mit größerer Richtigkeit als krankhafte oder unbändige bezeichnet. Seine Lieblingsautoren, deren Namen ich schon oben nannte, sind Ausnahmeschriftsteller, welche, wie Edgar Poe, ihr Nervensystem dermaßen angespannt haben, daß sie von Hallucinationen heimgesucht werden, Schönredner eines trüben, unruhigen Lebens, deren Sprache schon „alle Anzeichen der Verwesung bietet".*) Überall, wo das schillert, was er als „Phosphoreszenz der Fäulnis" bezeichnet, fühlt er sich durch eine unwiderstehliche, fast magnetische Kraft angezogen. Zu gleicher Zeit macht sich seine intensive Verachtung des Gemeinen in übertriebenen Paradoxen und mühsam zusammengestellten Mystifikationen Luft. Diejenigen, welche ihn gekannt haben, erzählen hinsichtlich dieses letzten Punktes ganz sonderbare Anekdoten über ihn. Wenn man auch den

*) Theophile Gautier, Studie über Baudelaire. A. d. V.

Anteil der Legende in Betracht zieht, so bleibt doch bewiesen, daß selbst für seine intimen Freunde dieser sie alle überragende Mann etwas Beunruhigendes und Rätselhaftes hatte. Seine schmerzliche Ironie strafte die Dummheit und Naivetät, die Einfalt der Unschuld und die Dummheit der Sünde mit derselben Verachtung. Etwas von dieser Ironie tritt auch in den schönsten Stücken der Sammlung „Blumen des Bösen" zu Tage und hindert viele Leser, selbst die feinfühligsten, den Dichtungen, aus Furcht, sich von diesem großen Verächter täuschen zu lassen, ihre volle Bewunderung zu spenden.

So wie er ist und trotz der Spitzfindigkeiten, die das Verständnis vieler seiner Werke mehr wie erschweren, bleibt Baudelaire doch einer der wirksamsten Erzieher der kommenden Generation. Man kann seinen Einfluß nicht so leicht erkennen, wie den eines Balzac oder eines Musset, schon weil er sich auf eine kleine Zahl erstreckt, aber diese Zahl schließt die ausgezeichnetsten Intelligenzen in sich: Dichter und Essayisten der Zukunft, Romanschriftsteller, welche schon von Ruhm träumen. Indirekt durch sie dringen einige der psychologischen Eigentümlichkeiten, welche zu prüfen ich hier versucht habe, zu einem großen Publikum durch, und derartige Weiterverbreitungen bilden das unbestimmte Etwas, das wir als die moralische Atmosphäre einer Epoche bezeichnen.

II

Ernest Renan

Ernest Renan

Ernest Renan hat endlich das große Werk seines Mannesalters, die Geschichte der Anfänge des Christentums, beendet. Ein Marc Aurel gewidmeter Band schließt die Reihe der religiösen Studien über die rührende, melancholische Gestalt des Gekreuzigten. Während der Meister mit unermüdlicher Ausdauer dieses lange Werk zu beenden strebte, veröffentlichte er bald hier, bald da in zahlreichen Aufsätzen in Zeitungen und Revuen seine Ideen über andere Angelegenheiten: Abhandlungen gelegentlich eines neu erschienenen Buches, Gespräche in der Art Platos, philosophische Komödien in Shakespearescher Tradition, Briefe an Kollegen vom Institut und an Freunde in Deutschland, kurze Abhandlungen über zeitgenössische Politik u. s. w. Kein anderer Mann unserer Zeit hat das zwiefache Programm einer die verschiedensten Gebiete umfassenden intellektuellen Existenz, nämlich an einem langwierigen Werke stetig fortzuarbeiten und zugleich die täglichen Ereignisse mit seiner Aufmerksamkeit zu verfolgen, in vollkommenerer Weise

als er durchgeführt. Eine nach so verschiedenen Seiten sich betätigende Anstrengung kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Colani z. B., ein Meister der Exegese, würde den Wert der von dem Verfasser „Marc Aurels“ über die verschiedenen von ihm behandelten Fragen gelieferten Argumente untersuchen und uns eine kritische Analyse des Geschichtsschreibers darbieten. Ein Naturalist auf geistigem Gebiete, wie Taine, würde zeigen, wie sich durch die vielfachen Phantasieen des Verfassers des „Lebens Jesu“, der „Intellektuellen Reform“ und des „Kaliban“ zwei oder drei Haupteigenschaften hindurchziehen, welche diese Phantasieen beherrschen. Den einerseits nicht eng begrenzten, andererseits aber doch speziell psychologischen Standpunkt, auf den ich mich bei meiner Arbeit stellen möchte, bezeichnet schon der Titel des vorliegenden Buches. Ich habe mir vorgenommen, in einigen Schattierungen Beispiele der Empfindungsart zu zeichnen, welche berühmte Schriftsteller unserer Tage der Einbildungskraft junger Leute darbieten, die sich selbst in und aus den Büchern kennen lernen wollen. Ernest Renan ist einer dieser berühmten Schriftsteller. Durch Zufall des Geschickes ist es ihm möglich gewesen, zwei oder drei unserem sich seinem Ende zuneigenden 19. Jahrhundert eigene Seelenzustände in möglichst vollkommener Weise zu schildern. Während er einen Zauber kennen lehrte, der, weil er sich nicht aufdrängt, eine um so beunruhigendere Wirkung hat, hat er, wie so vielen unter uns, seltsame Abgründe des eigenen Herzens enthüllt! Wie viele, die eben eine Dichtung

Baudelaires gelesen hatten, haben seine Werke in die Hand genommen und von ihm eine ähnliche Erregung verlangt!

I
Die Sensibilität Renans

Um diese ganze Studie zu rechtfertigen, muß zunächst ein Einwand widerlegt werden. Im ganzen genommen ist das Werk Renans ein wissenschaftliches Werk. Hat man nun aber das Recht, ein solches Werk von einem anderen als dem wissenschaftlichen Standpunkte aus zu betrachten? Die Gelehrten sind ja der Ansicht, daß das Ergebnis ihrer Arbeiten von ihrer Persönlichkeit nicht beeinflußt werde. Ja, macht doch diese Unpersönlichkeit gerade das eigentliche Wesen der Wissenschaft aus. Wenn wirklich für gewöhnlich die Tätigkeit des Erkennens darin besteht, eine Gruppe verwandter Erscheinungen in Gedanken zu reproduzieren, so besteht die wissenschaftliche Erkenntnis in einer Reproduktion dieser Gruppe mit solcher Genauigkeit, daß jede beliebige mathematische Intelligenz sie in derselben Weise reproduzieren muß. Das persönliche oder, wie der philosophische Ausdruck lautet, subjektive Element ist also durch diese Begriffsbestimmung aus allen wissenschaftlichen Werken ausgeschieden, und die Wissenschaft gehört somit allen Zeiten und allen Geistesrichtungen an. Sie sieht, um den bezeichnenden Ausdruck Spinozas zu gebrauchen, die Dinge „in der Beleuchtung der Ewigkeit“. Das kann aber nur

durch die Absonderung alles dessen geschehen, was der Sensibilität des einzelnen an Willkürlichem und zugleich Vergänglichem anhaftet. Demzufolge würde es als eine Naivität oder eine Ironie erscheinen, wollte man in den Werken eines Gelehrten den Anteil der Sensibilität aufsuchen, denn wenn ein solcher Anteil der Sensibilität vorhanden ist, so ergibt sich gerade daraus, daß die Arbeit des Gelehrten der Methode widerspricht und so ihr Verdammungsurteil in sich trägt.

Der Einwand würde unwiderlegbar sein, wenn die Wissenschaft in allen Formen stets den Zustand idealer Einfachheit aufwiese. Ein solcher Zustand der Einfachheit ist allerdings vorhanden, wenn ein Physikprofessor eifrigen Schülern, welche die genauen Stufen der Entwickelung aufzeichnen, ein Experiment vorführt. Auf der einen Seite ist da eine Gruppe klar bestimmter Erscheinungen vorhanden, auf der anderen Seite sehr sorgfältig vorbereitete Zuhörer. Wenn aber an die Stelle der zu lehrenden, in ihre Bestandteile zerlegten Entdeckung eine noch in Angriff zu nehmende Forschung tritt, dann ist das wissenschaftliche Problem ein ganz anderes. Der Gegenstand der Forschung stellt sich durchaus nicht in klaren Umrissen dar, und die Urteilskraft des Forschers ist nicht mehr einem eben von seinem Staube gereinigten Spiegel vergleichbar. Selbst das Wort Urteilskraft ist hier nicht ganz zutreffend. Für dieses Werk der Schöpfung (denn entdecken heißt schaffen) reicht die Gesamtheit der Fähigkeiten des Menschen kaum aus. Die Einbildungskraft und folglich auch das Temperament, dessen eine Äußerung diese Ein-

bildungskraft ist, gerät in Schwingungen. Ein den allem Anscheine nach unpersönlichsten Wissenschaften entlehntes Beispiel mag deutlich zeigen, in welchem Maße sich unter der illusorischen Gleichheit der Methoden die Verschiedenheit der Naturen enthüllt. Bekanntlich teilen sich die Mathematiker in zwei sehr scharf geschiedene Schulen, die Analytiker und die Geometer. Die ersteren beschäftigen sich hauptsächlich mit abstrakten Symbolen und algebraischen Formeln; sie pflegen die Metamorphosen zu verfolgen, die Eigentümlichkeiten derselben unabhängig von den konkreten Problemen, für deren Lösung jene Symbole verwendet werden können, zu studieren. Wenn sie konkrete Probleme zu behandeln haben, so suchen sie zunächst den Stoff in irgend eine ihrer feststehenden Formeln hineinzubringen und dann denselben zu vergessen, um sich ganz ihren abstrakten Schlußfolgerungen hinzugeben. Die anderen richten im Gegenteil ihre Aufmerksamkeit auf die Probleme an und für sich und bemühen sich, dieselben direkt zu lösen. Wenn sie Symbole gebrauchen, so geschieht es nur, um ihre Aufmerksamkeit festzuhalten. Während die ersteren nur die von jeglichem Stoffe leeren Formen betrachten, bemühen sich die letzteren, niemals den durch diese Formen dargestellten Stoff aus den Augen zu verlieren. Der Psychologe sieht in dieser Verschiedenheit die Wirkung zweier Arten von Einbildungskraft. In dem einen Falle bildet sie keine konkreten Bilder, sondern Vernunftschlüsse; im anderen Falle, wie z. B. bei Napoleon und bei allen Schachspielern, ist die Fähigkeit vorhanden, sich räumliche Ausdehnungen

vorzustellen und in ihrer Gesamtheit zu übersehen. Der Geist eines jeden Gelehrten hat also seine ganz besondere Eigenart. Wenn das sogar in den Wissenschaften zu Tage tritt, die sich am weitesten von der Vielseitigkeit des Lebens entfernen, wie sehr wird es sich dann erst bei der dem Leben am nächsten stehenden, verwickeltsten Wissenschaft, die man sich denken kann, zeigen, nämlich der Geschichtwissenschaft!

Schon die Tatsache, daß man sich für diese Art von Wissenschaft begeistert, ist ein Anzeichen dafür, daß dabei ganz besondere vorgefaßte Meinungen im Spiele sind, und die Sorgsamkeit, mit welcher der Forscher sein Zelt an dieser oder jener Stelle der unermeßlichen Steppen dahingeschwundener Jahrhunderte aufschlägt, ist ein zweites Anzeichen, in welchem sich häufig das ganze Geheimnis einer Seele offenbart. Wer begreift nicht, daß die Geschichte von Port-Royal einen ganz besonderen Reiz auf den durch das Übermaß der Sinnesgenüsse erschöpften Dichter in den dreißiger Jahren ausüben mußte, auf den Verfasser der „Trostlieder", den Epikuräer der mystischen Erregungen, der sich in den Analysen der „Wollust" gefallen hatte, den Zergliederer der Gewissen, der schon in seinen ersten „Portraits" die „besonderen Fälle" studiert hatte? Man füge hinzu, daß, nachdem der historische Stoff, der zur Behandlung kommen soll, einmal gewählt ist, noch die Methode sowohl hinsichtlich der Forschung, wie auch der Darstellung zu wählen bleibt, eine Wahl, deren Charakter noch persönlicher ist, und die durch keine Vorschrift der Logik entschieden werden kann, denn hier fängt das Gebiet der Kunst an.

Schließlich muß man auch in Betracht ziehen, daß bei einem Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, die ganze vorbereitende Arbeit sich die Belebung der Wesen früherer Zeiten zum Ziele gesetzt hat, und daß notwendigerweise diese Heraufbeschwörung in engster Beziehung zu der Sensibilität des Schriftstellers steht. Ist er wie Stendhal ein früherer Soldat, den es lockt, das Problem der Energieerzeugung zu lösen, und der im stande ist, sich alle Grade des Willens vorzustellen, so wird er, wie der Verfasser der „Italienischen Chronik", Epochen wählen, wo sich die Energie in rücksichtlosester Weise äußerte, z. B. das 15. oder 16. Jahrhundert, und mit Hilfe der Urkunden wird er die den Personen dieser Zeiten eigentümlichen Willenszustände wieder beleben. Ein Michelet aber, ein krankhafter Visionär, den das Problem der Entstehung des Gefühls anlockt, und dem die Gabe verliehen ist, mit ahnungvoller Sympathie Liebe und Schmerz nachzufühlen, wird Epochen wählen, welche der Hauch einer enthusiastischen und schaudernden Exaltation durchweht. Zwischen den Zeilen der Urkunden wird sein Auge Entzückungen und Schwachheiten, alle jene tief einschneidenden, nervösen Unruhen entdecken, welche seine Brüder aus vergangenen Zeiten bewegten. Wir können mit der Geduld eines Benediktiners Dokumente sammeln, prüfen und mit der Sorgfalt eines Anatomen klassifizieren, sie sind schließlich doch nur eine Stütze für unsere Einbildungskraft und ändern den Kern der Sache nicht. Wenn authentische Texte uns mit den Taten und Gewohnheiten einer Persönlichkeit der alten oder neuen

Geschichte bekannt gemacht haben, dann müssen wir mit einer Intuition, die der Arbeit des Dichters und des Romanschriftstellers gleicht, die Seele dieser Persönlichkeit durchdringen. Es muß ein Bild von ihr in unserer Seele aufsteigen, gleicher Art, wie beim Klange der Namen unserer Verwandten und Freunde, deren Bilder uns vor Augen stehen. Diese Visionen leiden allerdings wohl unter Unzulänglichkeiten und absonderlichen Übertreibungen, teils herrschen physische, teils moralische Züge vor, von denen die einen Widerwillen in uns hervorrufen, die anderen uns anziehen.

Noch persönlicher und lebendiger wird eine solche Vision sein, wenn der erwählte Stoff sich wesentlich auf Probleme unserer Zeit bezieht. Man kann wohl verstehen, daß ein Schriftsteller bei der Erzählung von Hannibals Feldzügen sich bis zu einer fast absoluten Unparteilichkeit erhebt. Das wird aber nicht der Fall sein, wenn es sich um den Verlauf einer jener Ideenrevolutionen handelt, welche uns bis in den innersten Kern unseres moralischen Lebens treffen. Die Geschichtsepoche, der Renan die Arbeit seines Mannesalters gewidmet hat, ist eine von jenen, denen man nicht nähertreten kann, ohne ein Stück seines Wesens damit zu vermischen. Der Sohn einer frommen Mutter, welche auf den Stufen des Altares kniete zur Zeit, als sich die Seele des Kindes bildete, der, welcher in seiner Jugendzeit in allen seinen Träumen den Hügel von Golgatha und das auf ihm errichtete Kreuz erschaute, der, welcher den Glauben aus sich herausgerissen hat nach langem, tragischem Kampfe mit dem Gefühle, daß es sich um das ewige

Leben handle, kann sicherlich die Geschichte desjenigen, den er seinen Erlöser und seinen Heiland nannte, nicht mit der Geistesfreiheit studieren, mit der ein Chemiker ein Präzipitat betrachtet. Ich möchte sogar noch behaupten, daß er es nicht darf, und daß unempfindliche Gleichgiltigkeit bei der Analyse der großen sittlichen Umwälzungen der Menschheit die äußerste Verständnislosigkeit bezeugt und demzufolge unwissenschaftlich ist. Wenn vorzügliche Ärzte häufig sehr schlechte Beurteiler psychologischer Vorgänge sind, so hat das darin seinen Grund, daß sie dieselben nur nach ihren äußeren Erscheinungen beurteilen, ohne daß eine Sympathie sie veranlaßte, tiefer in das Gebiet des Gefühlslebens einzudringen. Wird dem, der niemals herzbetörende, vernunftbestrickende Sehnsucht nach dem Kreuze empfunden hat, das Märtyrertum nicht stets als eine unverständliche Überspanntheit erscheinen? Und doch muß auch sie durch sein Herz gezogen sein, damit Intelligenz und Sensibilität sich in einem Verhältnis ergänzen, welches hellsehendes Mitgefühl, wie auch eine liebevolle Analyse zuläßt. Ein solches Zusammentreffen ist selten und wohl wert, daß man es nicht als Schwäche, sondern als Stärke hervorhebt, auch kann man es nicht als einen Mangel an Achtung an der gewissenhaften Arbeit Renans bezeichnen, wenn man bei ihm den Anteil des Gefühls und der Einbildungskraft gelten läßt, dank welchem er Verständnis dafür gewonnen hat, daß die Geschichte, wie die Worte des großen Engländers Carlyle lauten, „nicht ein elendes, totes Ding ist, das nur dazu gut ist, in Leydener Flaschen getan und in den Läden

verkauft zu werden. Sie ist etwas Lebendiges, Unaussprechliches, Göttliches . . ." Die „Geschichte der Anfänge des Christentums" ist in der Tat ein Buch, welches von Leben überschäumt und welches zu gleicher Zeit die Seelen der Märtyrer früherer Zeiten und die Seele des Schriftstellers, der ihren Todeskampf schildert, enthüllt. Es gleicht jenen frommen Abendmahlsbildern aus der Renaissancezeit, wo der Künstler zwischen den Gesichtern derer, die sich um den Herrn drängen, sein eigenes darstellte. Hier soll nun eine Charakteristik dieser Seele, dieses Antlitzes gegeben werden, um die Notwendigkeit zu zeigen, durch welche dieser Gelehrte zu einer so ausgeprägten Darstellung einiger der Tendenzen des modernen Gefühlslebens geführt worden ist.

Ich sagte, daß schon die Wahl des geschichtlichen Stoffes als bezeichnend für eine bestimmte Individualität betrachtet werden könne. Man braucht keine große Übung in solchen Betrachtungen zu besitzen, um schon aus den Titeln der von Renan veröffentlichten Werke zu erkennen, daß er sich von einer ganz religiösen Sensibilität hat leiten lassen, und daß seine Einbildungskraft sich ganz den Fragen der Moral und den Erregungen des Gewissens zuwendet. Einige Stellen, in denen die Folgerungen des Kritikers der Träumerei des Dichters Platz machen, z. B. die „das Leben Jesu" einleitende, ein köstliches Vorspiel dieser mystischen Symphonie: „Erinnerst du dich des Schoßes Gottes, in dem du ruhtest?" — oder die aus dem „Gesundbrunnen", welche den Traum Leolins wiedergibt: „O zerschlagenes Herz, welche Leiden du

über mich verhängt hast“ — oder auch die wunderbare aus den Abhandlungen über Moral, wo gelegentlich der Barden des sechsten Jahrhunderts von „den Ausströmungen“ die Rede ist, „welche von oben kommen, tropfenweise unsere Seele durchdringen und sie wie eine Erinnerung aus einer anderen Welt berühren . .“ diese Stellen, sage ich, und viele andere unterstützen die oben aufgestellte Ansicht. Sie offenbaren eine ganz bestimmte Einbildungskraft, durch welche nicht die Umrisse der Gegenstände, wie es bei Viktor Hugo der Fall ist, nicht Willenszustände, wie bei Stendhal, nicht nervöse Schauer, wie bei den Gebrüdern Goncourt, sondern sittliche Gefühle lebendig werden: nämlich diejenigen, welche vollkommen aufrichtig die Freuden und die Schmerzen, die Pflichten und die Arbeiten jedes Tages ausdrücken. Wenn man sich daran erinnert, daß Renan aus der Bretagne stammt, so sieht man gleich, daß diese Einbildungskraft ein Erbteil seines Stammes ist; hat er doch in dem in seiner „Studie über die Poesie des keltischen Stammes“ gezeichneten, leicht idealisierten Porträt des Bretagners den Schlüssel zu seiner geistigen Eigenart gegeben — und bildet nicht diese Idealisierung selbst ein weiteres Dokument? „. . . Es ist eine schüchterne, zurückhaltende Rasse, deren Leben sich ganz im Innern abspielt; anscheinend sind sie schwerfällig, aber ihr Gefühl ist tief und in ihren religiösen Empfindungen sind sie von einer bewundernswerten Feinfühligkeit . . . Diese unendliche Feinfühligkeit, welche die keltische Rasse charakterisiert, steht in engster Beziehung zu ihrem Konzentrationsbedürfnis. Die

wenig expansiven Naturen sind fast immer die, welche am tiefsten fühlen, denn je tiefer ein Gefühl ist, um so weniger sucht es nach einer Äußerung. Darin hat auch diese reizvolle Zurückhaltung, das Verschleierte, Maßvolle, Anziehende seinen Ursprung, das von der den lateinischen Stämmen allzu vertrauten Schönrednerei, wie von der überdachten Naivität der Deutschen gleich weit entfernt ist. Die anscheinende Zurückhaltung der keltischen Völker, die man irrtümlich für Kälte nehmen könnte, hängt mit der angeborenen Schüchternheit zusammen, die bei ihnen den Glauben erweckt, daß ein Gefühl die Hälfte seines Wertes verliert, sobald es ausgesprochen ist, und daß das Herz nur sich selbst zum Zuschauer haben dürfe ..." Kann man diese Veranlagung der keltischen Seele der erblichen Beeinflussung eines melancholischen Klimas zuschreiben, das den Menschen mit tausend unbestimmten Eindrücken umgibt und seinen Sinn gefangen nimmt? .. Eine düstere Landschaft, in der Felsen und Steppen miteinander wechseln, dehnt sich über weite Strecken aus. Am Horizonte erheben sich schäumend die unendlichen Wellen des Meeres, in dem sich die ganze Trostlosigkeit des grauen Himmels, Wolke an Wolke, widerspiegelt. Ja, wirklich, hier ist Finisterre, das Ende der Welt, die äußerste Brandung der Fluten der Völker, welche seit Jahrhunderten vom Osten her dem Westen zuwanderten. Ist es da noch erstaunlich, daß der Bewohner dieser Felsen, dieser Steppen, dieses Ozeans allmählich sein äußeres Leben beschränkt hat, um alle seine Kräfte zur Lösung des Problems seines Geschickes zu sammeln? Und ein Traumleben

ist erblüht, geheimnisvoll wie jener Ozean, traurig wie jene Steppen, einsam wie jene Felsen. In den Büchern Renans begegnet man öfter als einmal der Spur dieses Traumes, der zwischen den Blättern schwebt und mit seinem zarten Hauche die exegetischen Abhandlungen und die metaphysischen Beweise durchweht.

Noch mehr offenbart sich die Einbildungskraft eines Schriftstellers in seinem Stil. Wenn man den Renans näher und zwar in seinen Einzelheiten prüft, so kann man einen neuen Beweis zu dem Schlusse hinzufügen, den man aus dem Gesamtwerke gezogen hatte. Sein Stil ist heute, und ich glaube wohl in der ganzen Geschichte unserer Literatur, einzig in seiner Art. Ein bezeichnendes Wort gebrauchte in Bezug auf seinen Stil einer der gelehrtesten Schüler Flauberts eines Tages, als wir über die Rhetorik der heutigen Prosa sprachen! Wir hatten die Satzbildung aller Prosaschriftsteller, welche in den Augen der Gelehrten Ansehen genießen, zerlegt, und nun wurde der Name Renans ausgesprochen. „Ach!“ rief er entmutigt aus, „bei dem kann man nicht sehen, wie er die Sätze gebildet hat!“ Damit hatte er in der Sprache des täglichen Lebens das Erstaunen ausgedrückt, welches diese Sprache, deren Zartheit an Weichlichkeit grenzt und deren inneres Leben sie fast immateriell macht, in den Lesern unserer an malerischen Bildern reichen Stilisten wachruft. Fast niemals sind die bildlichen Ausdrücke genau bestimmt, nie versucht der Schriftsteller mit der Malerei oder der Bildnerkunst einen Wettkampf bezüglich genauer

Wiedergabe aufzunehmen. Zeichnet er eine Landschaft, so geschieht es mit einem leichten Zuge, der den moralischen Charakter andeutet, für welchen Farben und Linien nur ein durchsichtiges Symbol sind. Die langsam fortschreitende, aber reiche Periode ist dem Rhythmus der Erzählung eines in die Beschaulichkeit seines Selbst versunkenen Träumers angepaßt. Er ist reich an mildernden Ausdrücken, die eine peinliche Sorgfalt bezeugen, Unterschiede festzustellen. Nicht in dem Zusammentreffen der Silben scheint die Harmonie zu liegen, sondern sie scheint einen tieferen Grund zu haben, wie wenn die Materialität der Töne nur dazu diente, eine ideale, mehr empfundene als gehörte Melodie zu übersetzen. Es lassen sich ebensowenig Vorschriften aufstellen, so zu schreiben, wie dafür, eine Seele zu haben, — in dem alten, etwas naiven, aber sehr treffenden Sinne dieses Ausspruchs: „Niemals hat man so anhaltend die Wollust der Beschaulichkeit, die poetischen Erinnerungen genossen, in denen gleichzeitig alle Lebensempfindungen zusammentreffen, und zwar so weit, so tief, so durchdringend, daß man, falls sie sich nur etwas verlängerten, daran sterben könnte, ohne zu wissen, ob vor Freude oder vor Schmerz . . .“ Wer spricht so? Renan. Und in Bezug auf wen? In Bezug auf die Dichter seiner Rasse und, ohne es zu wollen, in Bezug auf seine eigene Prosa, diese Prosa, welche das Geheimnis ihres Zaubers der Fähigkeit einer moralischen Vision verdankt, die einzig dasteht und durch einen unerklärlichen Atavismus sich zu ihrer höchsten Ausbildung erhebt.

Die Fähigkeit, das sittliche Leben zu erschauen,

offenbart sich auch noch, nicht in höherem Grade — denn der Stil offenbart so vollständig wie möglich die Haupteigenschaften eines Schriftstellers — aber bewußter, in den Urteilen, welche Renan über die Menschen fällt; und hier wäre der Platz, das geheime Gesetz, welches die Art des Talentes eines Geschichtschreibers mit dem Wesen seiner Sensibilität verknüpft, darzulegen. Wenn Renan sich eine Gestalt aus der alten oder der neuen Geschichte vorstellt, so bemerkt er hinter den geschriebenen oder an Ort und Stelle gesammelten Dokumenten den Grad der moralischen Sensibilität dieser Persönlichkeit. Um einen physischen Zug zu sehen, bedarf es bei ihm einer Anstrengung: so sieht er den grünen Smaragd, welchen Nero sich ins Auge geklemmt hat, die stufenförmig aufgebauten Locken seines Hauptes, sofort aber schiebt er diese unbedeutende Äußerlichkeit beiseite, um die moralische Schwäche, welche durch dieses äußere Zeichen angedeutet wird, zu erfassen. Bei dem römischen Kaiser bedeutet es die Neugier eines schlechten Künstlers, die Ziererei des gekrönten Komödianten. Mit seinen Zeitgenossen verfährt Renan in ähnlicher Weise, indem er Fragen über den Wert ihres moralischen Lebens aufstellt. Ihm ist alles Stoff zu dieser Analyse, ein Lied Berangers so gut wie ein Wort Guizots, und er bedurfte erst eines längeren Aufenthalts in Paris, um zu begreifen, daß man für die Probleme des ernsten Lebens kein Interesse haben könne. Heute würde er sicherlich nicht eine Definition der Fröhlichkeit geben, wie früher: „Ein sonderbares Vergessen des menschlichen Schicksals und seiner Grundbedingungen.“

Ich glaube aber, daß er ihr auch jetzt noch eine Existenzberechtigung nur in der Gestalt einer nur zu gerechtfertigten Ironie zugesteht, wenn der Kontrast zwischen unseren idealen Bedürfnissen und der Trivialität des Lebens uns bedrückt. Will er seine Meinung über die Hebung des Landes abgeben, so richtet sich sein Augenmerk auf die Notwendigkeit, „das intellektuelle und sittliche Leben Frankreichs“ umzugestalten. Beurteilt er die Revolution, so prüft er, was sie auf dem Gebiete der Sittlichkeit geschaffen und zerstört hat. Durch sein ganzes Werk, durch Zeitungsartikel oder lange Erzählungen aus der Kirchengeschichte geht derselbe Geist hindurch und legt von einer tief eingewurzelten, immer wiederkehrenden Auffassungsweise, welche den Leser gefangen nimmt, Zeugnis ab. Bei Renan ist der Idealismus nicht das Ergebnis einer Kette von Schlußfolgerungen, sondern der Ausgangspunkt. Er ist nicht die Wirkung, sondern die Ursache. Das Drama des Weltalls ist in seinen Augen das bald triumphierende, bald verzweifelnde Heldengedicht von der Wissenschaft und der Tugend. Will er einen hochgeschätzten Kollegen, z. B. Eugen Burnouf oder Etienne Quatremère, bekannt machen, so legt er den Hauptnachdruck nicht auf den wissenschaftlichen Wert seiner Methode, sondern auf seinen persönlichen Charakter. In der Einsamkeit ihres Gewissens sprachen diese Forscher mit sich eine aufrichtige Sprache, in der sie ihre tiefe Einsicht in das Schicksal ausdrückten. Wer diese Sprache erfaßt hat, dem ist das Geheimnis ihrer Kraft und ihrer Schwäche offenbar. Renan versteht es, sie zu hören und sie mit einer erstaunlichen Treue wieder-

zugeben, in der die ererbte Gabe der Einbildungskraft wiederum zu Tage tritt, wie sie in dem treffenden Stile seiner verschiedenen Werke, in der zart abgetönten Färbung ihres Gesamtbildes, in der erhabenen Auswahl ihrer Gegenstände zu Tage getreten ist. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Renan, wenn er in seinem Städtchen Tréguier geblieben wäre und wenn er in bretonischer Sprache geschrieben hätte, ganz instinktiv Bardengesänge in der Überlieferung der alten keltischen Dichtungen, von denen er sagt, daß niemand sich mit ihnen „bezüglich der zum Herzen dringenden Töne“ auf gleiche Stufe stellen könne, verfaßt haben würde.

Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Renan kam nach Paris. Unter welchen Umständen? Das erzählen seine „Erinnerungen“ mit einer Genauigkeit, welche seinen Biographen das reichste Material liefern wird. Außerdem lernte er die deutsche Denkart kennen, was einen entschiedenen Einfluß auf die ganze Entwickelung seines ursprünglichen Wesens ausübte. Um die Tragweite dieses Einflusses zu erkennen, muß man zunächst die intellektuelle Größe Deutschlands vor der preußischen Hegemonie sich vorstellen und daran denken, wie sich am Horizonte wahre Wälder von Ideen aufbauten, geheimnisvoller und dichter als die Waldmassen des Harzes und Thüringens. Im Gegensatz zu der dürftigen Philosophie, welche damals Frankreich beherrschte, sproßten dort aus dem Kantianismus hergeleitete riesenhafte Systeme empor, die durch die Kühnheit ihrer Auffassung des Weltalls an die Erhabenheit der Hypothesen des alten Joniens

erinnerten. Bei uns kämpfte in der Presse und auf der Rednerbühne der Katholizismus um das Leben. Jenseits des Rheines aber stellte die Exegese vielfache neue Gesichtspunkte auf, brachte von neuem die Auslegung der Schrift in Gang, und alle theologischen Streitigkeiten belebten sich in einem Maße, daß sie die alten berühmten Doktoren des Mittelalters, den Doktor Seraphicus, Invincibilis, Angelicus, Illuminatus*) aus ihren Gräbern hätten hervorlocken können. Bei uns lagen die humanistischen Studien darnieder, und unsere Fakultäten konnten nur unter der Bedingung Hörer anlocken, daß sie ihren Unterricht soweit herunterschraubten, bis er eine Zerstreuung für die Lebewelt bildete. In Deutschland wetteiferten die Universitäten miteinander, das Niveau ihrer Unterweisungen zu erhöhen. Die Gelehrten häuften Denkschriften auf Denkschriften und setzten Europa durch die große Zahl ihrer Erfindungen in Staunen. Wahrlich — und das ist eine Wahrheit, über die nachzudenken uns nützlich sein wird — wir haben durch die Inferiorität unseres geistigen Lebens das Unglück von 1870 herbeigeführt. Und notwendig war es, daß ein ideendurstiger Geist, wie der Renans es etwa im Alter von 25 Jahren sein mußte, sich an dem Safte berauschte, den das damalige Deutschland ihm im vollen Becher bot. Wenn jenes Deutschland Schwächen hatte,

*) Der Doktor seraphicus ist Johann Fidanza, gen. Bonaventura, 1221—1274; Dr. invincibilis ist Wilhelm von Occam, † 1347; Dr. angelicus ist Thomas von Aquino, 1225 oder 1227—1274; Dr. illuminatus ist Franciscus de Mayronis, † 1325. A. d. Ü.

so war der junge Mann blind dafür; er verzieh den Pedantismus, weil er darin nur einen weiteren Beweis für die Gewissenhaftigkeit der Nachforschungen sah, wie er den Mißbrauch des Symbolismus verzieh, weil er darin nur einen Beweis für die Betätigung des Idealismus sah. Er machte sich also daran, selbst einige der Doktrinen von jenseits des Rheines durchzudenken.

Fast alle Doktrinen sind, wie Taine in seiner Studie über Carlyle bewiesen hat, verschiedene Anwendungen eines und desselben Grundsatzes: der absoluten Einheit des Weltalls. Es ist dies das Grundthema der griechischen Pantheisten und Spinozas, aber durch den Begriff der Notwendigkeit verjüngt und wie neu belebt. Jegliches Phänomen ist der Bruchteil einer Gruppe, folglich muß man, um zum Verständnis dieses Phänomens zu gelangen, die Gruppe in Gedanken rekonstruieren. Die Gruppe wieder steht in Verbindung mit einer anderen Gruppe, welche sich an eine dritte anlehnt, und so fort, so daß nichts im Weltall vereinzelt steht, und wir uns die Natur wie eine endlose Übereinanderschichtung von Phänomenen vorstellen müssen. Unaufhörlich aber auch vergehen diese Phänomene und unaufhörlich werden sie erneuert durch eine im Herzen der Welt wohnende, unerklärliche Kraft, welche ihre Macht in der ewigen Entwickelung dieser vergänglichen Phänomene offenbart. Ich habe von den verschiedenen Anwendungen dieses Prinzips gesprochen; sie sind unzählig. Die unerwartetste ist wohl die, welche die Theologen dahin gebracht hat, die Religionen wie Phänomene zu betrachten, die, wenn auch von besonderer Art, doch den anderen

analog sind und in ihrer Erscheinung, ihrem Aufblühen und ihrem Verfalle ganz bestimmten Bedingungen der Entstehung und der Entwickelung unterliegen. Da die Philologie sich mit dieser philosophischen Idee vereinigte, um sie mit scheinbarer Folgerichtigkeit aufrechtzuhalten, entstand eine ganz neue Kritik, deren Tätigkeit sich vor unseren Augen vollzieht. Renan ist einer der Meister dieser Kritik und gehört zu den Anhängern dieser Philosophie; sein ursprünglicher Instinkt war aber zu stark. Er hat trotz dieser germanischen Erziehung nichts von dem eingebüßt, was durch keltische Sensibilität an Zartheit und Weichheit in ihm lebte. Ein Talent ist etwas Lebendiges. Vielleicht setzt sein Dasein ein männliches und ein weibliches Element voraus. Die keltische Einbildungskraft war in diesem Falle das von dem deutschen Genie befruchtete weibliche Prinzip, welches das Talent des Verfassers des „Leben Jesu“ gebar. Wie immer ist dem Kinde auch hier von mütterlicher Seite die Anmut zu teil geworden.

Ein Zusammentreffen so verschiedener Elemente findet aber nicht statt, ohne daß psychologische Verwickelungen daraus folgen. Und zwar unterscheide ich hier drei solcher wesentlichen Verwickelungen. Weil Renan frühzeitig einer unendlich vielseitigen Kritik begegnete und weil er zweitens alles, was seinem Verständnis nahe trat, gern in sich aufnahm, ist er ein Dilettant geworden. Weil dem jungen Christen die ersten Entzückungen zu große Wonne bereitet hatten, ist er bei aller Verneinung seiner Exegese

religiös geblieben. Weil mit dem angeborenen Gefühle der Reinheit seiner Rasse das Gefühl einer unbestreitbaren Überlegenheit des intellektuellen Lebens sich verband, hat er sich zu dem entwickelt, was ich mangels eines besseren Ausdrucks mit dem Worte Aristokrat bezeichnen werde, indem ich mir vorbehalte, diesen festgelegten Ausdruck genauer zu erklären. Dieses alles sind keine sehr außergewöhnlichen Verhältnisse, auch finden sich rings um uns herum Umstände, die denen, welche jene Verhältnisse hervorgebracht haben, analog sind. Ein vertieftes Studium dieser drei Formen der Denkweise Renans wird also von allgemeinem Interesse sein.

II
Über den Dilettantismus

Es ist leichter, den Sinn des Wortes Dilettantismus zu verstehen, als eine genaue Begriffserklärung davon zu geben. Es ist weniger ein System als eine sehr scharfsinnige und gleichzeitig angenehme Veranlagung des Geistes, die wechselnd unser Wohlgefallen an den verschiedenen Äußerungen des Lebens weckt und uns veranlaßt, uns allen diesen Äußerungen vorübergehend anzupassen, ohne uns einer einzigen völlig hinzugeben. Sicherlich ist die Art und Weise, das Glück zu empfinden, sehr verschieden — je nach den Zeiten, dem Klima, dem Alter, dem Temperament, ja, sogar nach den Tagen und Stunden. Gewöhnlich hat ein Mann, der zur vollen Herrschaft über sich gelangt ist,

seine Wahl getroffen und mißbilligt, wie es ja folgerichtig ist, die Wahl anderer oder versteht sie wenigstens kaum. Es ist in der Tat schwierig, aus sich herauszugehen und sich eine gänzlich andere Art zu leben vorzustellen, noch schwieriger aber ist es, über diese Vorstellungen hinauszugehen und, wenn auch nur für einige Minuten, sich selbst, als wenn man ein anderes Kleid anzieht, wenn man so sagen darf, in diese Art zu leben zu versetzen. Sympathie würde dafür nicht genügen, vielmehr ist dazu ein verfeinerter Skeptizismus, verbunden mit der Kunst, den Skeptizismus in ein Werkzeug des Genusses zu verwandeln, notwendig. Der Dilettantismus wird alsdann zu einer sinnreichen Wissenschaft der intellektuellen und sentimentalen Metamorphose. Einige hervorragende Männer bieten dafür vortreffliche Beispiele, aber gerade die Geschmeidigkeit, die sie bezeugten, hat ihrem Ruhme den Stempel von etwas Undefinierbarem und Trübem aufgedrückt. Die Menschheit scheint einen tief eingewurzelten Widerwillen gegen einen solchen Dilettantismus zu haben, wie der ist, dessen wechselnde Verkörperung wir hier wiederzugeben suchen; zweifellos, weil die Menschheit instinktmäßig sich sagt, daß sie von der Bejahung lebt und an der Unsicherheit sterben würde. Unter die berühmten Dilettanten, deren Ruf sie, trotzem dieselben in sichtlichem Mißkredit bei ihr stehen, weitergepflanzt hat, können wir den außerordentlichen Alcibiades rechnen, der sich in vielen verschiedenen Rollen gefiel, und den geheimnisvollen Cäsar, der so viele Persönlichkeiten in sich verkörperte. Wir stellen uns gerne vor, daß der Dilettantismus

in starkem Maße ebenfalls bei den großen Analytikern der Renaissance zu finden war, deren rätselhafter und köstlicher Vertreter Leonardo da Vinci mit seiner auf alle Gebiete sich erstreckenden Begabung und mit der unvollendeten Vielseitigkeit seiner Tätigkeit, mit seinem tastenden Traume der Schönheit ist. Auch Montaigne und sein Schüler Shakespeare haben diese eigenartige Kunst, zu Gunsten der Laune ihrer Einbildungskraft die unsicheren Schwankungen ihres Verständnisses auszunutzen, ausgeübt. Aber in den Adern dieser Kinder von Jahrhunderten der Tat fließt noch zu heiß und zu energisch der schöpferische Saft. Erst im späteren Leben der Rassen, wenn die ihren Höhepunkt erreichende Zivilisation die Fähigkeit, schöpferisch tätig zu sein, allmählich erschöpft und durch die zu verstehen ersetzt hat, offenbart der Dilettantismus seine ganze Poesie, von welcher der modernste der Alten, Virgil, gewissermaßen eine Vorahnung gehabt hat, wenn er wirklich folgendes uns von der Tradition überliefertes Wort gesprochen hat: „Man wird aller Dinge überdrüssig, nur nicht zu verstehen . . .“

Kein Schriftsteller unserer Zeit hat diese Poesie in so hohem Grade gekannt wie Renan. Niemand hat wie er mit der vollendeten Eleganz eines Patriziers öffentlich sich zu Ideen, welche gleich weit über Vorurteilen wie über den landesüblichen Gesetzen stehen, und zu der Theorie der sympathischen Lossagung von Gegenständen der menschlichen Leidenschaften bekannt. Die Kritik ist müde geworden, ihm auf den wechselnden Pfaden seiner beweglichen Phantasie zu folgen und die Widersprüche aufzudecken, in denen

er sich gefiel, denn das dem Dilettantismus Eigentümlichste ist, jede Beziehung durch geschickt angebrachte Nuancen, welche den Uebergang zu irgend einer anderen Beziehung bilden, zu beschränken. Einzelne Aussprüche Renans sind durch die Entrüstung, welche sie bei den Orthodoxen aller Parteien hervorgerufen haben, berühmt geworden, z. B. der folgende, wo es heißt: „Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit, lauter gute, alte, vielleicht etwas unbeholfene Worte, welche die Philosophie in einem immer mehr verfeinerten Sinne auslegen wird . . .“ Oder auch der andere, wo er von dem geheimnisvollen Tode des Apostels Paulus spricht: „. . . Wir würden gern uns einen zweifelnden, schiffbrüchigen, von den Seinen verlassenen, einsamen und von den Enttäuschungen des Alters heimgesuchten Paulus vorstellen; es würde uns freuen, wenn ihm zum zweiten Male die Schuppen von den Augen gefallen wären; unsere uns lieb gewordene Ungläubigkeit hätte eine kleine Genugtuung, wenn der dogmatischste aller Menschen traurig, verzweifelt, (oder sagen wir lieber: ruhig) am Ufer oder auf einer Landstraße Spaniens gestorben wäre, auch er mit den Worten: „Ergo erravi!““ Erkennt man nicht an dem „sagen wir lieber ruhig“ die ironische Ruhe des Beschauers, der glaubt, daß eine Seele nur dann von der allgemeinen Illusion geheilt ist, wenn sie allen Irrwegen derselben gefolgt ist? „Kann man“, antwortet Prospero im „Jungbrunnen“ Goteskalk, der ihm davon spricht, die großen Massen sittlich zu heben, „in unseren Zeiten solche kindischen Dinge sagen? Wenn uns jetzt noch nicht die Augen

geöffnet sind, wann werden wir dann sehend werden? Woher kommt es, daß du noch nicht die Eitelkeit von alledem gesehen hast? Wir haben alle drei unsere Jugendzeit vernünftig verlebt, denn wir hatten eine Aufgabe zu vollbringen. Hand aufs Herz, laß uns das Geringe, was es uns eingebracht hat, ins Auge fassen. Können wir anderen, welche keine Aufgabe zu erfüllen haben, zu denselben Lebensgrundsätzen raten? . . ."

Sieht man nicht, wie der Dilettant plötzlich von einem Pole des menschlichen Lebens zum andern übergeht, und kann man sich erklären, wie diese Leichtigkeit, alle Widersprüche des Weltalls zuzulassen, ihn dahin gebracht hat, folgendes, in seiner Nachsicht halb spöttische Urteil über Nero, diesen armen jungen Menschen, wie er ihn nennt, zu fällen: „Laßt uns Beifall klatschen. Das Schauspiel ist beendet. Ein einziges Mal hast du, o Natur, mit dem tausendfältigen Antlitz, für eine solche Rolle einen würdigen Schauspieler gefunden! . . ."? Ja, wahrlich, tausend verschiedene Gesichter hat diese Natur, und der Traum des Dilettanten wäre, eine Seele mit tausend Spiegelflächen zu besitzen, um alle Züge der unfaßbaren Isis widerzuspiegeln. „Es würde auf dem Fest des Weltalls etwas fehlen," schreibt Renan in Bezug auf den köstlichen und gefährlichen Petronius, „wenn die Welt nur von fanatischen Bilderstürmern und von tugendhaften Tölpeln bewohnt wäre". Erscheint er nicht wie ein seltsamer Proteus und ein grausamer Spötter, wenn er, der in seinem künstlerischen Genuß Nachsicht für die Schuldigen findet, in seinem Gewissen als

Philosoph streng den Märtyrern entgegentritt: „Aus den Elenden, von allen anständigen Menschen Verhöhnten sind Heilige geworden. Es wäre nicht wünschenswert, daß Sinnesänderungen solcher Art häufig würden. Das Heil der Gesellschaft fordert, daß ihre Entscheidungen nicht oft geändert werden."

Wegen solcher Ausdrücke und wegen vieler anderer, denen die zahlreichen Leser Renans ungefähr auf jeder Seite begegnen, ist der Schriftsteller bald der Paradoxie, bald der Mystifikation, bald des Pyrrhonismus angeschuldigt worden. Die beiden ersten Anklagen fallen hier, wo es sich um einen Schriftsteller von Renans Bedeutung handelt, in sich selbst zusammen. Allerdings zieht sich durch sein Werk ein leichter Hauch von Ironie, der diejenigen täuschen kann, welche nicht durchschauen können, was, wie eine der Personen der „Dialoge" sagt, in dieser Ironie an Philosophie liegt. Der Pyrrhonismus ist ebenfalls nicht der Fehler Renans; im großen und ganzen ist der Charakter seiner Intelligenz ebensowenig verneinend als die Einzelheiten seiner Schlußfolgerungen sophistisch sind. Der Verfasser der „Dialoge" ist nicht der Mann, der durch die Unmöglichkeit, sich irgend eine Gewißheit zu verschaffen, zum Zweifel getrieben würde. Er hat sich vielmehr zu viel Gewißheiten zu eigen gemacht. Die Ansicht, daß viele einander widersprechende Standpunkte ihre Berechtigung haben, läßt ihn nicht los und hindert ihn, die kampfbereite Stellung einzunehmen, welche uns, den Schülern des unzulänglichen Dogmatismus der früheren Zeiten, als die einzige Art erscheint, die Wahrheit zu

bekräftigen. Aber gerade das macht aus dem Dilettantismus eine Art neuer Dialektik, dank welcher die Intelligenz an der unendlichen Reichhaltigkeit der Dinge einen Anteil gewinnt. Die übermäßige Erzeugung der Phänomene zerbricht unsere Systeme wie zu enge Formen. Wie könnte man da alle diese Systeme der Reihe nach nicht mit einer Neugierde betrachten, der Mißachtung und Sympathie gleichmäßig beigemischt wäre, Mißachtung, weil uns die Ohnmacht aller Lehren zum Bewußtsein kommt, Sympathie, weil sich mit dem Gedanken, daß diese Lehren aufrichtig gemeint gewesen sind, die Überzeugung verbindet, daß sie unter bestimmten Umständen und für bestimmte Köpfe wahr gewesen sind? Nur die mathematisch zu beweisende Wahrheit bleibt in dieser Welt bestehen, und ein schon fast sicheres Anzeichen für die Täuschung, der wir uns über die Fragen des sittlichen Lebens hingeben, liegt darin, daß wir hinsichtlich derselben uns ein Urteil bilden, dessen unumschränkter Charakter einem, ich will nicht sagen ganz und gar entgegengesetzten, aber doch abweichenden Urteil keinen Platz gewährt.

Unbestreitbar zählt eine solche Geistesveranlagung nicht zu denen, die man als natürlich zu bezeichnen gewöhnt ist, in dem Sinne, daß sie bis jetzt nur das Eigentum einer kleinen Zahl Ausnahmemenschen gewesen ist. Wenn es sich um Abstufungen des Empfindungvermögens handelt, muß man diesem Worte „natürlich“, das leicht zur Täuschung verführen kann, mißtrauen. Einmal dient es, und zwar sehr häufig, dem Unverständnis der Unwissenden oder den Feind-

seligkeiten der gewöhnlichen Menschen zur Maske, dann aber hat es auch das Unglück, in den Augen des Philosophen keine scharf begrenzte Bedeutung zu besitzen. Es ist in der Tat unmöglich, sich ein Phänomen vorzustellen, welches nicht durch Bedingungen bestimmt wäre, die mit der Gesamtheit des Weltalls in engster Verbindung stehen — und folglich „natürlich“ wäre. Wir wollen das Wort mit zwei von ihm ausgedrückten Ideen übersetzen und sagen, daß der Dilettantismus eine sicherlich seltene und vielleicht gefährliche Geistesveranlagung ist; verhält es sich aber nicht mit den sozialen Gefahren wie mit dem Fieber, welches die Kräfte des Kranken verzehrt? Das Fieber ist eine Wirkung, ehe es eine Ursache ist. Es bringt bestimmte organische Veränderungen an den Tag, welche es veranlaßt haben, ehe es andere Veränderungen veranlaßt, welche das Gleichgewicht des ganzen Lebens zerstören oder erhalten. In ähnlicher Weise ist der Dilettantismus ein notwendiges Produkt unserer zeitgenössischen Gesellschaft. Er geht aus ihr hervor und wirkt dann erst auf sie ein. Nicht durch Loslösung seines Gedankenkreises von dem seiner Umgebung ist Renan, um ihn als Beispiel beizubehalten, so weit auf dem Wege vorgeschritten, auf dem andere ihm folgen und ihm folgen werden. Die ganz allgemeinen Bedingungen, welche diese ganz besondere Wirkung hervorgebracht haben, sind leicht zu erfassen. Wird nicht unsere Zeit beherrscht durch die Vermischung der Ideen und den Zwiespalt, welcher in unserem Gehirn durch die von den verschiedenen Rassen entworfenen Träume vom Weltall hervor-

gerufen wird? Was hat Renan anderes getan, als einer dieser Vermischungen zum Schauplatz zu dienen und aufrichtig den Ausgang eines dieser Konflikte zu schildern? Als Erbe eines tief eingewurzelten Gefühls für das religiöse und sittliche Leben ist er den gelehrten Meistern der Bibelforschung nachgefolgt und hat sich in das Studium der verschiedenen Lösungen vertieft, welche die Menschheit für die Rätselfragen der religiösen Forschung und der Gewissensangst aufgestellt hat. So konnte er seine Phantasie vor allen Altaren knieen lassen, er könnte das Aroma aller Weihraucharten einatmen, die Gebete aller Liturgieen wiederholen und an der Inbrunst aller Gottesverehrungen teilnehmen. Die Sensibilität seiner Vorfahren hat ihn auf dieser Pilgerfahrt nicht verlassen und hat es ihm vergönnt, aus dem Buchstaben der Formeln den Geist der Lehre herauszuschälen, oder, besser gesagt, die tröstliche Milde desselben zu fühlen. Er ist aus dieser das All umschließenden Glaubensgemeinschaft mit der Überzeugung hervorgegangen, daß unter den manchmal allzu plumpen, manchmal allzu spitzfindigen Symbolen ein wahrer Kern sich verberge, und daß es den ehrwürdigen Sinn der anderen verkennen heiße, wenn man einem dieser Symbole die Alleinherrschaft zuerkenne. Während er so in den geheimnisvollen Sinn sich schroff gegenüberstehender Glaubenslehren eindrang, studierte er gleichzeitig fünf oder sechs Literaturen, ebensoviele Philosophieen und alle möglichen Sitten und Gebräuche; denn die Kritik unserer Zeit, welche als Grundsatz aufgestellt hat, daß die Äußerungen einer

Zeit voneinander abhängig seien, verlangt von uns die Kenntnis aller, wenn wir auch nur für eine einzige eine Erklärung finden wollen. Bildet eine solche Geisteserziehung nun eine genügende Rechtfertigung für den Dilettantismus, zu dem Renan sich geführt fand? Wir gehen noch weiter und wagen zu behaupten, daß sein Dilettantismus dem Schriftsteller die größte Ehre macht, denn er legt Zeugnis von dem Fortbestehen einer Sensibilität in ihm ab, welche durch die Menge der Betrachtungen nichts von ihrer Aufnahmefähigkeit verloren hat, und welche fortdauernd in Übereinstimmung mit allen schönen und edlen Seelen schwingt; gleichzeitig aber enthüllt er uns einen Schatz von Aufrichtigkeit. Und hat er diese nicht in einem hohen Grade nötig, um zugleich den Verwünschungen der Gläubigen, welche dem Dilettanten zum Vorwurf machen, daß er nicht für sie Partei ergriffen hat, und den Beschimpfungen der Ungläubigen — die ihrerseits ebenfalls Gläubige sind — welche ihm seine Nachsicht oder, besser gesagt, seine Pietät für die Hirngespinste des Aberglaubens nicht verzeihen, die Stirn zu bieten?

Renan ist der sprechendste Beweis dafür, daß man durch Entwickeln seiner innersten Gefühle bis zu ihrem Höhepunkte der Führer einer großen Zahl anderer Leute wird. Um einen typischen Wert zu erreichen, muß man so individuell wie nur möglich sein. Renan hat seinen Dilettantismus festgestellt und Gefallen daran gefunden. Nur dadurch hat er sich von allen übrigen Gelehrten unterschieden. Er, ein Mann, der sich in Bücher und Bibliotheken ver-

gräbt, hat sich mit einem Mal im Mittelpunkte seiner Zeit einen Platz verschafft und ist der Vertreter einer ihrer seltsamsten Seiten geworden. Es zeigte sich, daß dieser Geschichtschreiber weit zurückliegender Begebenheiten zugleich einer der lebendigsten von uns allen und einer von denen war, die unserem Herzen am nächsten stehen, und mit demselben Anrecht wie diejenigen, welche die Überlieferungen am meisten verachten, ist dieser Textforscher ein Kind des Jahrhunderts. Alfred de Musset verkörpert die neuen Leidenschaften seiner Generation nicht treffender, als Renan einige der wesentlichsten Formen unseres Fühlens und Denkens. Um besser zu erfassen, wie sehr der Dilettantismus, den er in so erstaunlicher Weise vertritt, und für welchen er eine so vollendete Verteidigung bildet, unserer Zeit wirklich im Blute liegt, braucht man nur die Sitten und die Gesellschaft, die Einrichtungen und die Gespräche zu beachten. Ist hier nicht alles vielseitig? Ladet uns nicht alles ein, unsere Seele zu einem Mosaik vielseitiger Empfindungen umzugestalten? Scheint uns nicht der kleinste Winkel eines dieser modernsten Salons, wo sogar die Eleganz der Modedame den gelehrten vielseitigen Charakter aufweist, den Rat zuzurufen, den Dilettantismus zu pflegen? Es ist fünf Uhr. Das Licht der Lampen dringt durch die blaugefärbten oder rosigen Kuppeln und wirft kaum einen schwachen Farbeschimmer auf die sanft leuchtenden Stoffe. Die gestickte Seide, mit der die Kissen verziert sind, war früher die Seide einer Stola. Ehe die Laune der Mode mit ihr diese stummen Zeugen der Tändeleien

und der vertraulichen Plaudereien bekleidete, vernahm sie die Antworten und Gesänge der frommen Messen in dem andächtigen Schweigen der Kathedralen. Jene Seide kommt aus Japan. Die roten Goldfäden zeichnen dort eine Landschaft, in welcher die seltsam phantastischen Träume des fernen Ostens an den Tag treten. Die Wandgemälde sind von Meistern, die einander sowohl hinsichtlich der Ausführung wie auch des Talents vollkommen fremd sind. Ein feines, lichterfülltes Venedig von Fromentin hängt dicht neben einem harten und herben Bauern von François Millet. Der Maler der reichen Pariser Feste, J. de Nittis, läßt auf dieser Leinwand die Farben der Jockeianzüge leuchten. Er stellt eine Rennszene dar: der frische Wind geht über den Rasen, die Menge der Buchmacher und der Wettenden ist in lebhafter Bewegung, auf allen Gesichtern liegt der frische Schimmer des kühlen Lichtes eines Frühlingstages in einem Vorort. Ein Aquarell von Gustave Moreau, auf dem Klavier, stellt die Galathea der Sage dar. Die Nymphe ruht zart und jung, ihren elfenbeinweißen Körper lässig auf einem Bett von wunderbaren Meerpflanzen ausstreckend, in ihrer kühlen Grotte. Am Eingange stützt sich Polyphem, das Ungeheuer, auf den Ellenbogen und betrachtet mit tiefer Melancholie das Traumwesen, welches aus fast unkörperlichem Fleisch gebildet, während er aus dem dichten Schlamme geschaffen ist, sie so zart und lieblich, er der Riese aus der unterirdischen Schmiedewerkstätte. Und das Auge seiner Stirn erweitert sich in seltsamer Weise, die Augenlider Galatheas senken sich unbe-

fangen — ein köstlicher Einfall des Künstlers, der in unserer Zeit durch sein Erschauen einer Schönheit, die, so sehr entzückt sie unser Herz, fast schmerzt, Shelley, Heinrich Heine und Edgar Poe*) am nächsten steht. Über diesem Aquarell fällt uns ein Porträt von Bonnat in die Augen, welches in einer besonderen Weise, sicher wie die Wissenschaft, genau wie die Wirklichkeit, gemalt ist, und überall, unter den Fenstern, auf den Tischen, auf den Etageren eine Unmenge ausländischer oder altertümlicher Nippsachen: lackierte Sachen aus Yeddo, Broncen aus der Renaissance, Goldschmiedewaren aus dem achtzehnten Jahrhundert und Wachsarbeiten aus anderen Zeiten. Ist dieser Salon nicht ein Museum, und ist ein Museum nicht für den kritischen Geist eine gegebene Schule! Übrigens hat dieser Geist diesen Rahmen nach dem Bilde der Gesellschaft geschaffen, welche sich darin begegnet, und welche in der Vielgestaltigkeit der Ausstattung ihre eigene Vielgestaltigkeit erkennen kann. Die Unterhaltungen kreuzen sich, und es mischen sich Erinnerungen an die verschiedenartigsten Bücher, an die entferntesten Reisen. Unter fünfzehn Menschen finden sich nicht zwei, welche über Literatur, Politik und Religion dieselben Meinungen haben. Es gibt nur ein gemeinsames Glaubensbekenntnis, nämlich das des Herkommens. Wenn man aber darüber hinausgeht, so treten die Verschiedenheiten an den Tag, und der Wißbegierige kann auf dem acht

*) Vergl. von Shelley das „Sinnkraut“, von Heinrich Heine die „Nordseebilder“, von Edgar Poe „An Helena“, „Ligeia“, „Eleonora“. A. d. V.

Quadratmeter großen Raume des Salons in die Empfindungsweisen von fünfzehn Personen einen Einblick gewinnen, die voneinander ganz verschieden sind, ja, sich geradezu widersprechen. Früher hatte ein und dieselbe Gesellschaft, so sagt man, über die Lebensfragen ähnliche Anschauungen. Wie könnte das heutzutage noch möglich sein, nachdem die demokratische Flut gestiegen ist, nachdem in der Politik, in der Literatur, in der Religion und der allgemeinen Denkungsart durch dreißig gänzliche Umwälzungen sich alle möglichen Formeln über Regierung, Ästhetik und Glauben in die Geistesrichtungen ergossen haben!

Man muß nun noch den furchtbaren Andrang der Fremden hinzufügen, welche sich Paris zuwenden, wie einer Karawanserei, in welcher die Eindrücke des Lebens tausend verschiedenartige und pikante Formen annehmen. Diese Stadt ist der Mikrokosmos unserer Zivilisation. Im verjüngten Maßstabe findet sich dieselbe wieder in dem Hotel Drouot, wo sich aller Trödel des Komforts und der Kunst anhäuft. Da behaupte man noch, daß sich jemand eine Einheit der Gefühle bewahren könne in dieser von entgegengesetzten Elektrizitäten überladenen Atmosphäre, in welcher vielfache und ausführliche Aufschlüsse wie eine Bevölkerung unsichtbarer Atome umherschwirren. In Paris atmen heißt diese Atome in sich aufnehmen, heißt kritisch werden, heißt sich zum Dilettanten ausbilden.

Sicherlich widerstehen auch viele, aber sie müssen sich im Gegensatze dazu zum Fanatismus hinaufschrauben. Deshalb begegnet man nirgends mehr als

in Paris solchen tyrannischen Geistern, welche, wie die vorzügliche Definition eines Essayisten lautet, „die schreckliche Manie der Gewißheit“ besitzen. Um etwas zu bejahen, muß man zu viel bejahen. Treu und Glauben geht dabei verloren, und Treu und Glauben ist doch alles in allem das einzige durchaus notwendige Band des sozialen Paktes. Wie sehr ist doch da der Heroismus eines Renan vorzuziehen, welcher die Konsequenzen seines Gedankens resigniert hinnimmt, seine Unfähigkeit, in einer einzigen Formel das große Rätsel des Schicksals zu lösen, eingesteht und die Berechtigung der verschiedensten Lösungen anerkennt. Die Gelehrten auf dem Gebiete der sozialen Gesundheitslehre machen den Einwand, daß ein solcher Mangel an einer festen, vorausgefaßten Meinung zu einer Blutarmut des sittlichen Gewissens eines Landes den Anstoß geben kann. Alles gleicht sich hienieden aus, und wahrscheinlich wird der Dilettantismus, wie manche andere Vorzüge, die Zahlung eines Lösegeldes nicht vermeiden können. Dieses Lösegeld würde wahrlich schrecklich sein, wenn der Unfähigkeit zu bejahen eine Unfähigkeit des Willens entspräche. Die Psychologie bemüht sich in der Tat darzutun, daß das Wollen nur von der Intelligenz abhängig ist, und in dieser Hinsicht, wie in vielen anderen, ist der Sprachgebrauch der Wissenschaft vorangeeilt, indem er mit dem Ausdruck „skeptisch“ einen gewissen moralischen Mißkredit verbindet. Man müßte also zugestehen, daß die für die Tat festgelegten Bedingungen der hoch ausgebildeten Intelligenz widerstreben, und auf diese Weise würde der Grundsatz der deutschen Pessimisten

sich bewahrheitet finden, welche im Bewußtsein das vernichtende und letzte Ziel sehen, welchem die Entwickelung des Lebens zuschreitet. Durch den bösen Geist der Natur getäuscht, arbeiten wir dem Tode entgegen, während wir glauben, dem Fortschritt entgegenzuarbeiten. Aber selbst wenn diese traurige Hypothese wahr wäre, würde es dann nicht kindisch sein, die unvermeidliche Entwickelung aufhalten zu wollen? Das Beste ist, uns dem Geiste des Weltalls, mag er nun böse oder gut sein, zu unterwerfen und, wenn wir finden, daß der Becher der Zivilisation, aus welchem alle Jahrhunderte getrunken haben, im Grunde leer ist, mit dem Prospero Renans zu wiederholen: „Es liegt im Wesen eines Bechers, erschöpft zu werden.“

III
Das religiöse Gefühl bei Renan

Renan, wie ich ihn eben beschrieben habe, ist Dilettant durch Erziehung, durch Umgebung und durch Theorie; und so stand zu befürchten, daß sein hohes Verständnis an der gewöhnlichen Klippe des Dilettantismus, der Leichtfertigkeit, scheitern würde. Daß er die Klippe bemerkt hat und sich durch ein Spiel der Logik von gefährlichem Heimweh nach ihr ergriffen fühlt, ist aus einigen merkwürdigen Sätzen ersichtlich, in welchen der gelehrte Philologe eine halb eifersüchtige Bewunderung für die ausdrückt, welche die Welt wie den belustigenden Traum einer Stunde betrachten. „Die Eleganz des Lebens erfordert eine

Meisterschaft,“ sagt er, bezugnehmend auf den oben genannten Petronius, und bezüglich der Straßenjungen des vorstädtischen Paris sagt er: „Ich muß gestehen, ich fühle mich gedemütigt, daß ich fünf oder sechs Jahre eifrigster Forschungen, Hebräisch, semitische Sprachen, Gesenius, Ewald, die deutsche Kritik, nötig hatte, um zu demselben Resultat zu kommen, welches diese kleinen Kerle sofort, mit dem ersten Griff, erfassen.“ Der Verfasser des „Lebens Jesu“ ist aber vor der den übertriebenen Dilettantismus begleitenden oberflächlichen Leichtfertigkeit durch den Fortbestand nicht nur seiner Sensibilität, sondern auch seiner religiösen Anschauungen bewahrt worden. Bei den stürmischen Diskussionen, welche das „Leben Jesu“ hervorgerufen hat, konnte in Frankreich die öffentliche Meinung sich irren und glauben, daß der Schriftsteller die zerstörende Arbeit der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts fortsetze. Heute ist sie von diesem Irrtume, der nur Unerfahrenheit der Kritik und zu geringe Rücksichtnahme auf den Unterschied zwischen Renan und jenen beweist, zurückgekommen. Fremde Völker haben die wahre seelische Veranlagung Renans schärfer erkannt. Als die Engländer ihn aufforderten, über einige Punkte der Geschichte des Christentums Vorlesungen zu halten, erschien ihnen der als „Umstürzler“ verschrieene in seinem wahren Lichte: als tief innerlich religiöser Denker. Von Anfang bis zu Ende zieht sich durch sein Werk beständig der Gedanke an das geheimnisvolle Jenseits von allem Leben, und zwar läßt er ununterbrochen sein Herz sprechen. In den Seiten, welche er dem Märtyrer von Golgatha

gewidmet hat, spürt man etwas von der Inbrunst der Frauen, welche den Leib des Heilandes wuschen, um ihn in das Grab zu legen, und einzelne Sätze scheinen die roten Haare, das blutlose Antlitz, die Todesschönheit des Gekreuzigten mit einem durchdufteten Heiligenscheine zu umgeben. Hat jemals ein Kirchenvater eine erschütterndere Beredsamkeit gefunden, um „die Entsagung, die aufopfernde Liebe, das Hingeben des Wirklichen für das Ideale, das Wesen aller Religion“ zu feiern? Mit welcher Verachtung, wie sehr von oben herab behandelt er die Rationalisten der alten Schule, für welche diese erhabene Religion nur „ein einfaches Irregehen der Menschheit, wie die Astrologie, die Zauberei“ ist. Und mit welcher Überzeugungtreue behauptet er, daß der Mensch in seinen besten Augenblicken immer am religiösesten ist. Wenn er gut ist, dann will er nämlich, daß die Tugend einem ewigen Gebote entspricht, dann betrachtet er die Dinge in uneigennütziger Weise, dann findet er den Tod empörend und abgeschmackt. Warum soll man nun nicht annehmen, daß der Mensch in solchen Augenblicken am besten sieht? . . . Und außerdem: Warum sollen wir nicht gerade heraus sagen, daß die Religion ein Erzeugnis des normalen Menschen ist, und daß der Mensch sich am meisten der Wahrheit nähert, wenn er am religiösesten und von einem ewigen Sein am meisten überzeugt ist? Wie weit sind wir da von den verständnislosen Verneinungen entfernt, zu deren Echo sich sogar Stendhal macht, wenn er behauptet, daß kein

Frommer aufrichtig ist, und von der Verzweiflung dessen, der sich vom Katholizismus lossagen will, dessen Entsetzen Theodor Jouffroy in seiner erhabenen Dichtung „Dezembernacht“ schildert.

Weder gehässig noch verzweifelt, wohl aber ruhig und voller Achtung erscheint uns Renan in seinen Beziehungen zur Religion, obgleich er vollständig mit dem Glauben, in welchem er aufgewachsen ist und welcher der eines großen Teiles seiner Mitbürger bleibt, gebrochen hat. Darin liegt ein psychologisches Problem, welches für alle die, welche sich mit der Entwickelung der religiösen Anschauungsweise unserer Zeit beschäftigen, von einem ganz besonderen Interesse ist, um so mehr, als die achtungvolle Ruhe, die Renan hinsichtlich des verlassenen Kultus zeigt, und die nur zu sehr eine Ausnahme bildete, die neue Regel der wahrhaft freien Geister zu werden scheint. Ich glaube den Grund dieser Ruhe in der Art und Weise zu sehen, in welcher sich immer mehr die unwiderrufliche Scheidung von dem ererbten Dogma vollzieht. Die Bedingungen, unter denen die Scheidung vor sich geht, liefern fast immer den Schlüssel zu den Gefühlen, welche der aus seinem Wahn gerissene Gläubige für das von ihm verlassene Dogma bewahrt hat. Manchmal findet der Bruch unter dem Einflusse der Leidenschaften statt, welche den Beginn des Mannesalters erschüttern, und durch das Lossagen vom Glauben löst sich der Mann vor allem von einer seinen Begierden unerträglichen Kette. Die Ungläubigkeit hat dann einen trüben und, um es mit einem Worte zu sagen, sinnlichen Charakter. Seltsames Heimweh zieht unauf-

hörlich den aus Ausschweifungsgelüsten Zweifelnden zu seinem ersten Glauben zurück, welcher ihm mit seiner früheren Reinheit identisch ist, oder die Scham über die Ausschweifung seiner Sinne treibt ihn auch zum wütenden Haß gegen die Religion, welche er aus den kleinlichsten Gründen verraten hat. Keiner von denen, welche ihre Studien in unseren Gymnasien vollendet haben, wird sich wundern, wenn ich behaupte, daß die frühreife Gottlosigkeit der Freidenker im Schülerrock ihren Ursprung in irgend einer Schwäche des Fleisches hat, welcher der Schrecken vor einem Geständnis im Beichtstuhle zur Seite steht. Dann erst folgen die Vernunftgründe zur Unterstützung dieser anfänglich nur wegen der Bequemlichkeit in der Praxis angenommenen verneinenden Behauptung. Seit fast 150 Jahren, seit der Krieg gegen die Kirche offen geführt wird, hat dieser heimwehkranke oder gehässige Unglaube Stoff für eine ganze Literatur geliefert. In den ersten Seiten des „Rolla“ findet derselbe seinen rührendsten Ausdruck. Dieser Unglaube ist auch derjenige, welcher eine so große Anzahl von Bekehrungen im Alter mit sich bringt. Er schloß nicht die Befreiung der Vernunft in sich; er war der des Fleisches und des Blutes. Und wenn nun dieses Fleisch mit den Jahren von Schmerzen ergriffen wird, wenn das Fieber des Blutes nicht mehr in den schlagenden Pulsen brennt, dann müssen die Spuren des verlorenen Glaubens wieder erscheinen, und sie erscheinen wieder. Der Umstürzler wacht ebenso fromm wieder auf wie in seiner Kindheit, und der Verzweifelte glaubt

wieder an den Traum vom Paradiese. Ein Priester braucht nur ein mittelmäßiger Kenner der menschlichen Natur zu sein, um die geistliche Unterredung mit dem unbändigen Ungläubigen gerade an dem Punkte wieder aufzunehmen, wo die Entfesselung der Leidenschaften der Mannbarkeit sie unterbrochen hatte.

Es gibt aber noch eine andere, viel höher stehende und philosophischere Weise, das Band des überlieferten Glaubens zu zerreißen. Theodor Jouffroy bietet ein fast berühmtes Beispiel dafür. Er liebte in der Religion gerade das, was die Ungläubigen aus Ausschweifungsgelüsten verabscheuen: die strenge Regel und die Erziehung zur Tugend. Aber seine Vernunft bäumte sich gegen die Religion auf. Er bemerkte den ersichtlichen Widerspruch zwischen den Forderungen der Logik und denen des Dogmas. Wie er haben viele andere diesen Widerspruch gesehen und haben wie er das Dogma der Logik geopfert. Einige haben in diesem Opfer die Ruhe des Herzens gefunden, was ihrer Sensibilität kaum zum Lobe gereicht. Ich möchte sogar behaupten, daß sie damit keine große Verstandesschärfe bewiesen. Diejenigen, deren Ungläubigkeit auf logischen Vernunftschlüssen beruht, gelangen niemals zu einer Lösung, welche die Klarheit der vollen Überzeugung über ihren Geist ausgießt, ein unverkennbares Zeichen der wissenschaftlichen Wahrheit. Als Jouffroy sich überzeugt hatte, daß die Erbsünde eine mit der Güte eines göttlichen Schöpfers unvereinbare Ungerechtigkeit ist, daß die Annahme, dieser Gott habe Menschengestalt angenommen, ebenso seltsam ist wie die Annahme eines Kreises in Form

eines Vierecks, daß die Wunder eine der Vollkommenheit des Gesetzgebers widersprechende Abweichung von den Naturgesetzen sind, mit einem Worte, als er alle die logischen Einwendungen gegen die Wahrheit des Christentums, mit welcher die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts das Publikum vertraut gemacht hat, zu einem Beweismaterial gesammelt hatte, wurde ihm da die Gewißheit, die seiner Intelligenz so notwendig war wie unseren Lungen der Sauerstoff? Ganz gewiß nicht! Er bewies sich, daß er nicht glauben dürfe, aber er fand keinen Beweis dafür, wie und warum andere geglaubt hatten; ihm blieb kein Beweisgrund für die unwiderlegliche und gewaltige Tatsache, daß eine Religion während achtzehnhundert Jahren die Welt beherrschte, den größten Geistern ihre Dogmen aufzwang, für viele Probleme des sittlichen Lebens eine vollständige Lösung in sich trug und abgesehen von allem anderen aus allen Ungewißheiten des klügelnden Gedankens ihren Vorteil zog. Ein aufrichtiger Philosoph gesteht seine Ohnmacht ein, anders als mit Vermutungen auf die Fragen nach dem Ursprung und dem Endziel zu antworten. Die Religion ist eine Annahme wie zwanzig andere auch. Sie hat einem Pascal und einem Malebranche genügt. Schon das ist genug, um den, welcher durch logische Folgerungen zum Unglauben gelangt ist, zu veranlassen, ihr in den Minuten angstvoller Forschung seine Augen zuzuwenden und um das Schauspiel zu erklären, welches Theodor Jouffroy und die, welche ihm gleichen, in der Zerrissenheit ihres Geistes zwischen der Verneinung ihrer Vernunft, den sittlichen Bedürf-

nissen ihres Herzens und dem furchtbaren Zweifel betreffs des verleugneten Dogmas gegeben haben. Bedeutete doch dieses Dogma den Frieden und die Gemeinschaft mit den großen Geistern, welche geglaubt haben! ... Wenn sie sich nun doch nicht getäuscht hätten?

Renan hat in seinen „Erinnerungen“ die Geschichte seines Bruches mit dem Glauben seiner Kindheit und seiner Jugend erzählt. Schon vor dieser Veröffentlichung berechtigte uns die Lektüre seiner Werke zu der Ansicht, daß das Studium der Naturwissenschaften, deren dankbarer Jünger er stets war, und das Studium der geschichtlichen Quellen der religiösen Überlieferungen die beiden Faktoren des endgiltigen Bruches waren. Man muß offenbar die Ruhe seines geistigen Gewissens hinsichtlich des religiösen Problems dem Charakter dieser beiden Studienfächer zuschreiben. Die Naturwissenschaften übermitteln in der Tat dem sie studierenden Geiste die Gewißheit, so absolut wie eine menschliche Gewißheit nur sein kann, daß sich in der Natur nicht die Spur von einem selbständigen Willen findet. Die auf die Quellen der religiösen Überlieferung angewendeten geschichtlichen Wissenschaften weisen diese Überlieferung unter die Zahl der Naturerscheinungen und zeigen, wie die Gesetze, welche die Entwickelung der Zivilisation bestimmen, gleichzeitig das Entstehen, das Aufblühen und den Verfall der großen und umfassenden Formen des sozialen Gewissens, welche man Religionen nennt, regieren. Diese Verlegung des Terrains der theologischen Diskussion war das bedeutende Ergebnis der Arbeit der deutschen Schrift-

forschung. Die Religion weist Bücher auf, auf Grund deren sie beansprucht, als „Überlieferung“ zu gelten. Die Forschung prüft den Text derselben, um gerade mit Hilfe des Textes die Ursachen, welche zu der Ausarbeitung dieser Bücher und der von ihnen vertretenen Überlieferung geführt haben, in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelheiten wiederzufinden. Als erster hat Spinoza in seiner theologisch-politischen Abhandlung ein Vorbild der neuen Art und Weise, Lehrsätze zu erörtern, gegeben. Ohne uns hier mit dem Grade der Vervollkommnung, welche dieses Verfahren erlangt hat, zu beschäftigen und ohne auf die Frage der religiösen Wahrheit oder des religiösen Irrtums, welche nicht in das Bereich eines sich nicht mit dem Übersinnlichen beschäftigenden Analytikers gehört, einzugehen, kann man schon den Unterschied sehen, welcher zwischen dem durch diese Methode herbeigeführten Unglauben von dem durch logische Folgerungen entstandenen besteht. Die geschichtliche Methode bringt uns die Gründe nahe, wegen welcher diejenigen, welche geglaubt haben, nicht nur für ihren Glauben entschuldbar sind, sondern gewissermaßen zum Glauben gezwungen waren. Keine Widerlegung eines Irrtums überzeugt vollkommen, wenn nicht eine einleuchtende Erklärung der Entstehung dieses Irrtums hinzutritt. Das von der elementaren Psychologie oft angeführte Beispiel von dem ins Wasser getauchten Stocke, welcher wie gebrochen erscheint, kann als der Typus der von den Geschichtsforschern gegen die Religion gerichteten scharfsinnigen Beweisführung angesehen werden. Vorausgesetzt, daß die Flüssigkeit klar und

der Stock gerade ist, so muß der Stock eben deshalb, weil er gerade ist, gebrochen erscheinen. Ebenso müssen, immer unter der Voraussetzung bestimmter Verhältnisse und bestimmter Geister, bestimmte Dogmen sich bilden. Die Trugbilder der sittlichen Optik sind denselben Gesetzen unterworfen, wie die Trugbilder der physischen Optik. Ob Renan diese Methode mustergiltig gehandhabt hat oder nicht, darin liegt für uns nicht die Frage, sicherlich hat er sie in gutem Glauben angewendet und verdankt ihr die Ruhe bei der Loslösung vom ursprünglichen Dogma, eine Ruhe, welche stets denen, welche sich aus Leidenschaft, und oft denen, welche sich aus Logik vom Glauben lossagten, versagt blieb. Den ersteren fehlte es an Achtung vor ihrer Seele, den anderen an Sympathie für die großen sittlichen Bewegungen der Menschheit. Einzig die Geschichte bringt einen Vergleich zwischen der Freiheit, welche wir unserem eigenen Denken schulden, und der Achtung, welche wir der Aufrichtigkeit unserer Nebenmenschen schulden, zu stande.

Wenn die Methode auch den Grad der Gewißheit bestimmt, so hat sie doch keinen Einfluß auf den Grad der Achtung, und wir haben schon gesagt, daß bei Renan diese Achtung an eine wahre Pietät grenzt. Vielleicht genügt der Aufschluß, den wir über sein Talent gegeben haben, um zu erklären, wie bei allen kritischen Bemühungen seine religiöse Sensibilität in ganz besonderer Frische fortdauern konnte. Hat er nicht ganz einfach eine deutsche, dem französischen Volksgeiste am meisten entgegengesetzte Idee mit seiner Auffassung des sittlichen Lebens durchdrungen

und ausgelegt? Ich spreche von jenem Begriffe des „Werdens“, der uns in den letzten dreißig Jahren so fremd war, daß wir nicht einmal ein eigenes Wort dafür haben. Nicht nur sieht die deutsche Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts das Weltall als einen Aufbau von Organismen an, sondern sie betrachtet es als einen Aufbau von in Bewegung begriffenen Organismen. Jede Form vergeht wieder und löst sich in zwei oder mehrere andere auf, so daß für den, der dieses in einer ununterbrochenen Entwickelung befindliche Weltall erfassen will, die Vielgestaltigkeit des Gedankens nicht mehr genügt: Beweglichkeit ist notwendig. Verwickelte und relative Ideen können eher den Zusammenfluß und die unabwendbare Auflösung der Erscheinungen wiedergeben, als einfache und nichts anderes gelten lassende Ideen. Wie man sieht, steht das in direktem Gegensatz zu unserem klassischen Geiste, welcher mit mathematischen, auf sehr vereinfachte Grundsätze gestützten Schlußfolgerungen arbeitet. Ein solcher, für rednerische Erörterungen vorzüglich passender Geist würde, wenn er die wechselnde und reiche Vegetation des Lebens auf seine Formeln zurückführen wollte, unfruchtbar werden. Zwei große Philosophen unseres achtzehnten Jahrhunderts haben diese Ohnmacht bewiesen, indem sie die Fragen der Religion und der Politik wie die Eigentümlichkeiten eines Triangels studierten. Der erste, Voltaire, ist zu der trotz ihres Schwunges trockenen und mittelmäßigen Kritik gelangt, welche in einem Priester nur einen Schurken, in einem Gläubigen einen Betrogenen zu erblicken glaubt. Der

zweite, Rousseau, hat die Theorie von dem Gesellschaftsvertrage aufgestellt, über dessen verhängnisvollen Einfluß auch auf unser nationales Leben jetzt auch den Voreingenommensten die Augen aufzugehen anfangen. Weder der eine noch der andere dieser beiden berühmten Aufwiegler der Gewissen hat geahnt, daß eine Gesellschaft wie eine Religion etwas Lebendiges ist, welches auf einem inneren Prinzip beruht, das zunächst der Gesellschaft und der Religion Berechtigung verleiht, dann aber auch dieselben, schon durch die Tatsache, daß sie existieren, notwendig macht. Von einer Religion zu behaupten, daß sie falsch, oder von einer Gesellschaft, daß sie schlecht sei, ist eine von sehr geringem Verständnis zeugende und sehr gefährliche Äußerung. Die Aufgabe des Psychologen ist es, die positive und schöpferische Kraft, welche in beiden liegen, zu erkennen und, wenn möglich, zu leiten. Die positive Kraft, welche sich in religiösen Symbolen offenbart, ist ein Gefühl für das Göttliche, welches man erkennen muß und nie übersehen darf, denn in ihm liegt das Höchste, was dem Menschenherzen eigen ist. Auf diese Weise kommt man dahin, zu begreifen, daß ein beliebiges Dogma in einem Sinne wahr, in einem anderen falsch sein kann. Den Anteil der Wahrheit zu verstehen, ohne aufzuhören, den Anteil der Täuschung zu erkennen, heißt das Hegelsche Verfahren der Logik der Gegensätze anwenden, aber es heißt auch, nach dem Ausspruche der Weisen Roms „mentem inserere mundo“, seinen Geist der Welt einimpfen, einimpfen wie einen Zweig, in welchen etwas vom Safte des ganzen Baumes übergeht.

Das hat Renan getan. Wenn man die Stelle, welche von den „zeitgenössischen Fragen“ handelt, aufmerksam liest, so sieht man die bewunderungswürdige Großherzigkeit seiner religiösen Auffassung. „Jede religiöse Form ist unvollkommen, und doch kann die Religion nicht ohne Form bestehen; die Religion ist nur in ihrem Kerne wahr, und doch zerstört man sie, wenn man zu spitzfindig über sie grübelt. Der Philosoph, welcher, durch das Vorurteil, den Mißbrauch, den in der Form enthaltenen Irrtum verletzt, sich in die Abstraktion flüchtet, setzt an die Stelle der Wirklichkeit etwas, was niemals gewesen ist, und glaubt, die Wahrheit zu besitzen. Der ist der Weise, welcher sogleich sieht, daß alles nur Bild, Zeichen, Symbol ist, und daß das Bild, Zeichen, Symbol notwendig, nützlich und wahr ist. Der Dogmatismus ist eine Anmaßung, denn wie kann man, wenn unter den besten der Menschen, welche der Reihe nach die Wahrheit zu besitzen geglaubt haben, keiner ist, der vollkommen recht gehabt hatte, denn nun hoffen, glücklicher zu sein? Aber ebenso wie man dem Maler, welcher Gott in endlicher Gestalt darstellt, nicht vorwirft, eine kindische Sinnwidrigkeit zu begehen, kann man auch ein Symbol, sobald dasselbe in dem Bewußtsein der Menschen seinen Platz gefunden hat, annehmen und lieben . . .“ Es liegt in den vergänglichen Symbolen eine ewige Wahrheit verhüllt; ein verborgener Gott, deus absconditus, offenbart sich immer wieder in den von bloßen Glaubenssätzen immer mehr geläuterten Lehren. Welche Erklärung aber für ihn geben? Bis jetzt hatte Renan nur die

Hegelschen Grundsätze über die Wandlung der Idee wiedergegeben; plötzlich löst er sich von Hegel los, wird wieder der Kelte, dessen Einbildungskraft sich ganz auf dem moralischen Gebiete betätigt, und erklärt die göttliche Wesenheit in folgenden Ausdrücken, welche häufig mit einem Spott, der in solcher Angelegenheit kaum am Platze ist, ausgeführt worden sind: „Gott“, sagt er, „ist der Begriff des Idealen, d. h. die Form, in welcher wir das Ideal erfassen; mit anderen Worten: der vor schöne, gute und wahre Dinge gestellte Mensch geht aus sich selbst heraus und, von einem himmlischen Reiz erhoben, vernichtet er seine unbedeutende Persönlichkeit, erregt sich, vertieft sich. Was heißt das alles, wenn nicht anbeten? . . .“

Diese auf die verschiedenen religiösen Illusionen, welche die Menschheit in ihrer Mühsal getröstet haben, großmütig ausgedehnte Sympathie ist aber nicht Renan allein eigen. Sie ist ihm gemeinsam mit den größten Denkern der Zeit. Es ist übrigens bekannt, daß die Mehrheit der Franzosen einen anderen Glauben bekennt. So bald wird sich der Fanatismus unter uns nicht verlieren. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die Streitartikel prüft, in welchen sich hinsichtlich derer, die sich weder auf die Seite der Bejahung noch die der Verneinung des Dogmas stellen, die Meinung der Anhänger des Katholizismus oder die der des Atheismus ausspricht; denn die Unduldsamkeit bei den Verneinenden ist ebenso leidenschaftlich wie die bei den Gläubigen. Man kann

sich fragen, ob die Zukunft denen gehören wird, die der Religion des Verfassers des „Lebens Jesu" angehören, ich will damit sagen, denen, welche in allen Symbolen die ungleiche, aber berechtigte Anschauung eines unbestimmbaren Ideals erkennen; oder ob der berühmte Grundsatz: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, die Gemüter noch weiter beherrschen wird. In anderen Ausdrücken: es handelt sich darum, ob die Dogmen verschwinden werden oder nicht, — eine zur gegenwärtigen Stunde noch nicht zu lösende Frage. Da zwei Augenblicke in der Zivilisation niemals identisch sind, würde es in der Tat vermessen sein, von der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen, dann aber auch: wo gibt es ein Verfahren, um zu ermessen, was die menschliche Seele an Idealismus in sich enthält? Höchstens ist es gestattet, einige der Bedingungen zu bezeichnen, welche unvermeidlich in der Zukunft über jede alte oder neue Lehre verhängt sein werden. Die wichtigste dieser Bedingungen ist sicherlich die Wissenschaft, welche, immer weiter fortschreitend, den Menschen selbst und die hauptsächlichsten Eigenschaften seines Verstandes gewinnt, um die notwendigen Gesetze des Dogmas zu beweisen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist sie, wie wir soeben zeigten, eine furchtbare Feindin der Religion, schon dadurch, daß sie die Dogmen und den Glauben als Naturerscheinungen ansieht, deren Auftreten sich ebenso vollständig erklären läßt, wie der Bau eines bestimmten Knochens im Skelett eines Tieres. Andererseits aber stellt die Wissenschaft täglich mit größerer Genauigkeit das Bereich ihrer eigenen Arbeit

fest. Sie begnügt sich nicht mehr, das hervorzuheben, was dem menschlichen Verständnis unbekannt ist, sie hebt das hervor, was ihm nicht erkennbar ist. Sie gesteht ihr Unvermögen ein, das Wesen der Erscheinungen, welche sie studiert, und genügende Gründe für dieselben zu finden. Der schöne Traum des achtzehnten Jahrhunderts, der einer vernunftgemäßen Erklärung des Weltalls, ist gleichzeitig mit dem nicht weniger verführerischen Traume einer mystischen Erklärung dahingeschwunden. Wohl kann die Wissenschaft die Erscheinungen in Beziehung zueinander setzen, aber auch nur dies kann sie, da sie sich in der Unmöglichkeit befindet, aus der unendlichen Kette der durcheinander bedingten Erscheinungen eine Grundursache loszulösen. So macht die Wissenschaft allen Glauben an die Offenbarung des Übernatürlichen unmöglich, und gleichzeitig erklärt sie sich für unfähig, die Probleme, welche früher die Offenbarung löste, zu lösen.

Einige Persönlichkeiten haben geglaubt, diese seltsame, neue Krisis, von der wir uns bedroht sehen, zu vermeiden, indem sie sich eine Menschheit vorstellten, welche die Sorge um das Jenseits abgeworfen hat und gegen das, was mit technischem Ausdruck als das Absolute bezeichnet wird, gleichgiltig ist. Das ist aber eine ganz willkürliche Annahme, welche mit der gewöhnlichen Entwickelung des menschlichen Denkens als wenig im Einklang stehend erscheint. Wir sind ganz im Gegenteil zu der Annahme berechtigt, daß mit der fortschreitenden Zivilisation die nervöse Sensibilität sich mehr und mehr verfeinern und die übersättigte Melancholie jener Seelen

sich immer mehr entwickeln wird, welche in keinem Genuß mehr Befriedigung finden und mit unersättlichem Eifer ihren Durst an einer ewigen Quelle zu stillen wünschen. Wahrscheinlich werden angesichts des endgiltigen Bankerotts der wissenschaftlichen Erkenntnis viele dieser Seelen in eine ähnliche Verzweiflung fallen, wie sie Pascal ergriffen haben würde, wenn man ihm seinen Glauben genommen hätte. Das große schwarze Loch, aus dem wir in den Schmerz hinausgehen, um wieder in den Schmerz zu versinken, wird sich vor ihnen öffnen, für immer schwarz und für immer leer! Es wird eine Empörung ausbrechen, tragisch, wie kein Zeitalter jemals etwas Ähnliches gesehen hat. Das Leben mit der Gewißheit, daß man am Ende des Verstehens angelangt ist, und daß dasselbe Fragezeichen stets am Horizont stehen bleiben wird, wird zu unerträglich sein. Es wäre nicht erstaunlich, wenn sich in jenen Zeiten eine Sekte von Nihilisten organisierte, die von einer Wut zu zerstören ergriffen wäre, von der nur diejenigen sich eine Idee machen können, welche das Entsetzen der metaphysischen Todesangst kennen gelernt haben. Wissen, daß man nicht wissen kann, erkennen, daß man nicht erkennen kann . . . oh! Diese furchtbare Angst würde, nachdem sie wie eine Epidemie Millionen von Menschen ergriffen hätte, leicht Veranlassung zu einer Art von Kreuzzug im entgegengesetzten Sinne geben. In jenen fernen Zeiten, wenn sich das Schreckbild, das ich eben hervorrufe, verwirklichte, würden andere sanftere und sich einer glücklichen Auslegung des Schicksals mehr zuneigende Seelen zweifelsohne dem aufrührerischen

Pessimismus einen traurig gemäßigten Optimismus entgegenstellen. Wenn das Rätsel des Weltalls nicht erkennbar ist, kann es in einer Weise gelöst werden, welche mit der Gesamtheit unserer sittlichen Bedürfnisse und unserer sentimentalen Forderungen in Harmonie steht. Die tröstende Vermutung hat ebenso viel Aussicht, wahr zu sein, als die zur Verzweiflung führende. Wir haben schon heute in Renan das vollendete Beispiel einer religiösen Veranlagung, welche unter den schwankenden Gläubigen jener furchtbaren Zeit wieder eine Einigkeit herstellen könnte, und wer wäre kühn genug, zu behaupten, daß der Glaube ohne Formeln, welcher sich jetzt schon als das Resultat des aufgeklärten Optimismus des Geschichtschreibers unserer sterbenden Religion zeigt, nicht das Wesen dessen ausspricht, was in dem prächtigen und elenden Tempel des menschlichen Herzens an Unsterblich-Frommem bestehen bleiben muß?

IV
Der aristokratische Traum Renans

Die Gefühle, welche zu analysieren ich versucht habe, finden sich, wie man sieht, nur selten und setzen eine außergewöhnliche geistige Entwickelung voraus. Die zarten Blumen wachsen nicht, wenn sie den Stürmen und der launischen Sonne der großen Straße ausgesetzt sind; in der lauen Luft der Treibhäuser entfaltet sich das duftende Innere ihrer Krone. Die Wissenschaft ist auf ihre Art auch ein Treibhaus,

welches die Gemüter vor vielen Roheiten des wirklichen Lebens bewahrt. Der Verfasser der „philosophischen Zwiegespräche“ ist also ein Ausnahmewesen. Einem in seiner Einfachheit sehr vielsagenden Ausdrucke zufolge ist er ein hervorragender Mensch, man könnte fast sagen der hervorragende Mensch. Man muß noch hinzufügen, daß er sich in hohem Grade dieser Überlegenheit bewußt ist, was bei ihm an einer gewissen unmerklichen ironischen Miene und einer überlegenen Geringschätzung zu erkennen ist. In den unzähligen Seiten, welche er geschrieben hat, tritt sichtlich zu Tage, wie wenig er sich um die Meinung der großen Menge kümmert. Die zurückhaltende Eleganz des Stiles, welcher keine Zwecke besonders hervorhebt, die Schärfe der Folgerungen, von welchen keine in einem gebieterischen Tone gemacht wird, die besondere Art der Gefühle, von welchen keines übertrieben wird, um die Aufmerksamkeit anzuziehen, würde genügen, um in Renan das Vorhandensein eines aristokratischen Ideals zu offenbaren, selbst wenn der Meister nicht wiederholt absichtlich verkündet hätte, daß es ein Gebiet für die Eingeweihten und ein Gebiet für die Laien gebe. Sein politisches Werk über die „geistige und sittliche Reform“ enthält die kräftigste Beweisführung, welche seit hundert Jahren gegen das Grundprinzip der Demokratie, die naturgemäße Gleichheit, gerichtet ist. Seine beiden symbolischen Dramen „Caliban“ und „Der Jugendbrunnen“ können in der Betrachtung zusammengefaßt werden, welche der Prior der Karthäuser in seinem Chorstuhle ganz leise macht, während die Orgel allein betet, und die Menge sich

um den gekrönten Caliban drängt: „Jede Zivilisation ist das Werk von Aristokraten,“ eine Wahrheit, welche der Demagoge Caliban seinerseits auch anerkennt, da er, kaum im Besitze des Palastes und der Macht Prosperos, die Handlungsweise der Aristokratie sich zu eigen macht; und Renan, immer bemüht, selbst seine liebsten Behauptungen durch ein Lächeln zu korrigieren, unterläßt nicht, hinzuzufügen, daß das Ungeheuer der Insel ein ganz leidlicher Fürst wird. Prospero behauptet: „daß die materielle Arbeit der geistigen Arbeit hörig ist. Alles muß dem helfen, welcher betet, d. h. welcher denkt. Die Demokraten, welche nicht zugestehen, daß die Individuen dem allgemeinen Besten untergeordnet sind, finden das ungeheuerlich . . .“ Kurz, die „philosophischen Zwiegespräche“ enthalten in dem „Träume“ betitelten Teile einen abgeschlossenen Entwurf zur Unterjochung der großen Menge unter eine Auswahl von Denkern. Es finden sich da unter tausend anderen einige sehr charakteristische Stellen, welche genügend zeigen, daß bei Renan die aristokratische Theorie nicht das Paradoxon eines Mannes ist, welcher sich verkannt glaubt, oder die Ziererei eines raffiniert eitlen Menschen, welcher zu mißfallen wünscht, wie andere zu gefallen wünschen, nur um als eigenartiger Mensch zu gelten. Nein: hier ist es das Resultat tiefen Nachdenkens und das Merkmal einer Lehre, welche es wert ist, in einigen ihrer wesentlichen Entstehungsursachen geprüft zu werden. Eine dieser Ursachen, zweifellos die ihm am wenigsten zum Bewußtsein kommende, aber doch nicht die am

wenigsten wirksame, scheint mir der Stolz auf das Ererbte zu sein. Renan würde nicht ein Gelehrter unserer Zeit sein, wenn er nicht an den Lehrsatz von der Auswahl und dem Vorrange der Rassen glaubte, welche sich zu erhalten verstanden haben. Mit berechtigtem Stolze stellt er die Eigenschaften der keltischen Familie fest, deren Sohn er ist. Er weist auf die Unfähigkeit seiner Landesgenossen hin, Reichtümer zu erwerben, er bewundert ihren unbeschreiblichen Idealismus, ihr festes Heldentum, ihr unbestechliches Festhalten an der Vorzeit. „Wenn die Vortrefflichkeit der Rassen nach der Reinheit ihres Blutes und der Unverletzlichkeit ihres Charakters geschätzt würde, so muß man gestehen, daß keine den noch überdauernden Resten der keltischen Rasse an Adel den Vorrang streitig machen könnte . . .“ schrieb er schon in einem der bemerkenswertesten Artikel seiner „Abhandlungen über Sittlichkeit“. Würde es vermessen sein, in dieser Hinneigung zum heimatlichen Boden den Keim des dem Verfasser der „Zwiegespräche“ so eigentümlichen aristokratischen Ideals zu suchen? Aber dieses Gefühl würde nicht genügt haben. Andere, noch entscheidendere Umstände sind hinzugetreten, Umstände, welche sich fast alle in dem oben auf Renan angewandten Ausdrucke „ein hervorragender Mensch“ zusammenfassen lassen, ein Ausdruck, welcher im ersten Augenblicke sehr einfach erscheint, welcher sich aber für den Denkenden in eine Reihe ziemlich verwickelter Charakterzüge auflöst. Der hervorragende Mensch unterscheidet sich vom Genie, welches ziemlich verständnislos sein kann, und vom Talente, welches

sich oft nur mit einem besonderen Zweige befaßt, durch die Fähigkeit, sich über alle Dinge allgemeine Ideen bilden zu können. Wenn die Fähigkeit zu verallgemeinern nicht von einer gleich großen Fähigkeit zu schaffen begleitet ist, bleibt der hervorragende Mensch ein Kritiker. Im anderen Falle, wenn die schöpferische Kraft sich mit der Fähigkeit, alles zu verstehen, verbindet, wird der hervorragende Mensch ein einzig dastehendes Wesen. Er bildet in der Tat den bewunderungwürdigsten Typus, welchen wir uns denken können, den des bewußten Genies.

In der politischen Welt gehört Cäsar dahin, in der Welt der Maler Vinci, in der literarischen Welt der große Goethe. Selbst wenn er nicht diese Gipfel erreicht, ist der hervorragende Mensch eins der kostbarsten Werkzeuge, welche die Gesellschaft in ihren Diensten hat, denn die Fähigkeit des allgemeinen Verstehens hat in neun von zehn Fällen die allgemeine Tüchtigkeit zur Begleiterin. Ist diese zu häufig verkannte Wahrheit nicht durch Beispiele in England bewiesen, wo günstige Bedingungen das Auftreten von zahlreichen Beispielen hoher geistiger Entwickelung befördert haben? Was anders als hervorragende Menschen waren alle die großen politischen Persönlichkeiten, welche, wie Macaulay oder Disraeli, literarischen Arbeiten und parlamentarischen Kämpfen, finanziellen Interessen und diplomatischen Schwierigkeiten ein stets bereites Verständnis entgegenbringen konnten?

Nun denke man sich, daß der hervorragende Mensch sich durch die Zufälligkeiten seiner Geburt mitten in

eine demokratische Strömung geworfen findet, und man wird sehen, welche Gegensätze zwischen seiner Umgebung und seinem Charakter Renan zu der Schöpfung eines Ideals geführt haben, welches sich so weit von dem allgemeinen Traume unseres Landes entfernt. Beim ersten Anblick erscheint die Demokratie als eine dem Talent sehr günstige Sphäre, da sie jeglicher Anstrengung alle Plätze öffnet. Aber gerade dadurch übertreibt sie das harte Gesetz der Konkurrenz und ruft infolgedessen immer mehr die Spezialisierung, die Beschränkung auf einen Punkt hervor. Und dann ist eine Demokratie auf Gleichheit gegründet. Die logische Folge dieses Prinzips führt sie dahin, das allgemeine und direkte Stimmrecht als die gewöhnliche Form ihrer politischen Vertretung zu wählen. Um zu erkennen, daß das allgemeine Stimmrecht dem hervorragenden Menschen gewöhnlich feindlich ist, braucht man keine große analytische Fähigkeit. Die Geistesveranlagungen, welche eine höhere geistige Entwickelung in den meisten Fällen hervorruft, sind in der Tat Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, Sinn für feine Unterschiede, Mißtrauen gegen absolute Formeln, Suchen nach verwickelten Lösungen — lauter Verfeinerungen, welche der gewöhnlichen Form der landläufigen Ansicht, der Vorliebe für vorgefaßte Entschlüsse, widerstreben. Einerseits sind also die demokratischen Sitten der Entwickelung des hervorragenden Menschen und andererseits sind die Gesetze seinem Eintritt in die öffentlichen Angelegenheiten nicht günstig. Auf diese Weise sind viele ausgezeichnete Geister des zeitgenössischen Frankreich außer stand

gesetzt, an der Bildung der Regierung teilzunehmen, oder wenn sie über den Ostracismus, zu welchem sie ihre von den allgemeinen Leidenschaften abweichende Haltung verdammte, triumphierten, geschah es nur durch ein Verbergen dieser abweichenden Haltung und durch ein Sicheinschließen in Glaubensbekenntnisse, welche jeglicher geistigen Unparteilichkeit bar sind.

Der hervorragende, in den, um Sainte-Beuves Ausdruck zu gebrauchen, „elfenbeinernen Turm“ verbannte Mensch wohnt indessen als Zuschauer dem Drama des nationalen Lebens bei und sieht von weitem zukünftige Möglichkeiten. Muß man noch daran erinnern, daß eines dieser Ausnahmewesen, aus dem Verständnis für die Gründe heraus, eine wahre prophetische Begabung für zukünftige Wirkungen gezeigt hat? Um nur ein Beispiel anzuführen: war nicht das Unglück von 1870 mit erstaunlicher Genauigkeit in dem „Neuen Frankreich“ von Prévost-Paradol vorausgesagt, diesem Manne, der wie Renan vom allgemeinen Stimmrecht besiegt worden war? Man kann verstehen, daß eine eigentümliche Melancholie sich dieser edleren Geister bemächtigt, auf welchen das Bewußtsein ihrer idealen Macht und ihrer wirklichen Ohnmacht lastet. Noch vergrößert wird diese Melancholie durch den Anblick des rohen Triumphes der Mittelmäßigen. Sicherlich, sie ist nicht ganz ohne eine gewisse Wonne. Es liegt etwas von dem Hochgenuß darin, welchen Lukretius in den berühmten Versen*) über die von der heiteren Lehre errichteten

*) Gemeint sind die schönen Verse von Lukrez: Über die Natur der Dinge, II, 1—13. A. d. Ü.

Tempel rühmt, von wo aus der Weise das brausende Gemenge der Leidenschaften beobachtet. Aber der hervorragende Mensch unserer Tage wird niemals die Genüsse in ihrer Fülle kennen lernen wie die Alten dank ihrem Nervensystem. Die Intelligenz kann viel, aber sie ist nicht im stande, uns von unseren angeborenen Eigenschaften zu heilen. Mögen wir nun die Demokratie hassen oder verehren, wir sind ihre Kinder und haben von ihr ein unabweisliches Bedürfnis zu kämpfen geerbt. Das dunkle, umwälzende neunzehnte Jahrhundert liegt in unserem Blute und versagt uns die innere Unbeweglichkeit, die von den Epikuräern Griechenlands und Roms gefeierte Gemütsruhe. Unsere ruhige Heiterkeit wird gestört, wie auch unsere Ergebung beunruhigt wird. Rechtgläubig oder ungläubig, monarchisch oder republikanisch gesinnt, alle Kinder dieser Zeit der Angst blicken mit unruhigem Auge, mit schauderndem Herzen, mit zitternden Händen auf den großen Kampf der Zeit. Selbst die, welche sich losgelöst glauben und losgelöst sein wollen, teilen die allgemeine Angst. Sie sind Aufrührer wie die anderen, aber ihr stummer Aufruhr richtet sich gegen die menschliche Dummheit: man nennt ihn Verachtung.

Eine Studie, welche die verschiedensten Formen, die diese Verachtung bei den zeitgenössischen Gelehrten angenommen hat, aufzeichnete, würde interessant sein. Hat die Übertreibung der technischen Schönheiten, welche wir in der ziemlich ironisch als Parnassiens bezeichneten Dichterschule finden, nicht in dem Gefühle des Odi profanum vulgus ihren Ursprung? Ist

„Bouvard und Pécuchet“ von Gustave Flaubert unter einer anderen Eingebung entstanden? Würde Taine seine „Geschichte der Anfänge des modernen Frankreichs“ unternommen haben, wenn die Sorge, einen klaren Einblick in die demokratische Flut zu tun, in welcher er, wie er fühlte, den Boden verlor, ihn nicht gequält hätte! Kein Schriftsteller aber hat mehr wie Renan diesen Gegensatz zwischen dem hervorragenden Menschen und der Demokratie gefühlt. Man muß in den „Zwiegesprächen“ wieder und wieder die Stellen lesen, in welchen Theoktist sich den Sieg einer Oligarchie der Zukunft vor Augen führt, um die Kraft der Leidenschaft zu ermessen, welche der Verfasser bei der Prüfung dieser Probleme zeigt. Er stellt sich vor, daß Gelehrte schließlich furchtbare zerstörende Maschinen besitzen werden, welche durch unendlich feine Berechnungen hergestellt sind und nicht ohne ein gutes Teil theoretischer Kenntnisse gehandhabt werden können. Und voller Begeisterung über die Macht, über welche diese Oligarchie der Chemie oder der Physik verfügen würde, ruft der Träumer aus: „Die Kräfte der Menschheit würden eines Tages in einer kleinen Anzahl von Händen vereinigt und das Eigentum eines Bundes werden, welcher sogar die Existenz des Planeten in Händen halten und die ganze Welt durch Schrecken regieren würde. Wahrlich, an dem Tage, an welchem einige vor allen anderen Hochbegabte das Mittel besitzen würden, den Planeten zu zerstören, würde ihre Oberherrschaft geschaffen sein. Diese Privilegierten würden herrschen durch den unumschränkten Schrecken, weil sie die Existenz aller in

ihren Händen haben würden. Man kann fast sagen, daß sie Götter sein würden, und daß dann der vom Dichter für die ursprüngliche Menschheit erträumte theologische Zustand eine Wahrheit sein würde . . . Primus in orbe Deos fecit timor . . ."*) Wir dürfen dieser tragischen Phantasie keine größere Möglichkeit der Verwirklichung beimessen, als der Autor selbst hat hineinlegen wollen, aber wir müssen uns sagen, daß eine solche Phantasie ein unheilbares Wundsein des ganzen Herzens verrät, und daß der Gelehrte, welcher dieses düstere Bild einer allgemeinen, durch eine unerhörte Voltasche Säule oder durch Explosionsstoffe von außergewöhnlicher Mischung hervorgerufenen Angst entworfen hat, im Grunde seines Herzens keine besondere Vorliebe für die Lieblingsutopien unserer Zeit hegt.

Es ist in der Tat möglich, daß zwischen den beiden großen Kräften der modernen Gesellschaft, der Demokratie und der Wissenschaft, eine Trennung stattfindet. Sicher ist, daß die eine danach strebt, immer mehr zu nivellieren, während die zweite das Streben hat, immer mehr Verschiedenheiten zu schaffen. „Wissen ist Macht" sagte der Philosoph der Induktion. Zehnmal mehr wissen als ein anderer Mensch heißt zehnmal mehr können, als er kann, und da die Idee eines allen Individuen in gleichem Maße zu teil werdenden Unterrichts zweifelsohne infolge der Ungleichheit der Verstandeskräfte nicht zu verwirklichen ist, wird der Widerspruch zwischen den Tendenzen der Demokratie und den sozialen Resultaten der Wissen-

*) Aus Statius, Theb. 3. Abt. A. d. Ü.

schaft immer mehr zu Tage treten. Es gibt für diesen Widerspruch, wie für fast alle verwickelten, der Zukunft der modernen Völker angehörenden Probleme, mehrere Lösungen. Renan hat eine dieser Lösungen angegeben, als er den Grundgedanken der „Zwiegespräche“ aufstellte. Man kann eine zweite annehmen, nämlich ganz einfach eine Anwendung der Wissenschaft auf die Organisation der Gesellschaft. Wenn wir ohne irgend eine vorgefaßte Meinung die wenigen Grundsätze, welche unserer Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts als Grundlage dienen, betrachten, müssen wir ihren kartesianischen, von unserer modernen Philosophie schon sehr abweichenden Charakter erkennen. Aber im geheimen gähren die Intelligenzen. Die Anschauungen Darwins und Herbert Spencers breiten sich in der geistigen Atmosphäre aus und durchdringen die Jugend. Wir müssen der Kraft dieser Lehren vertrauen, welche auf indirektem Wege die Politik umwälzen werden, wie sie die Literaturen umwälzen, nachdem sie die Naturwissenschaften umgewälzt haben. Bald wird eine Zeit kommen, wo die Gesellschaft den Blicken der Jünger der Evolutionstheorie anders erscheinen wird, als jetzt den Blicken der letzten Erben des klassischen Geistes. Man wird in ihr nicht mehr die Ausführung eines logischen Vertrages sehen, sondern die Tätigkeit einer Vereinigung von Organismen, deren Zelle das Individuum bildet. Eine solche Idee enthält eine ganz andere öffentliche Sittlichkeit als die uns zur jetzigen Stunde leitende. Sie schließt jeden Unterschied zwischen dem Demokraten und dem

Aristokraten aus, weil dieser Unterschied eine willkürliche Klassifizierung verschiedener sozialer Elemente voraussetzt. Wenn diese tröstende Vision des zwanzigsten Jahrhunderts nicht ein einfaches Trugbild ist, kann man annehmen, daß die großen Verächter in der Art Renans sehr tätig an ihrer Verwirklichung arbeiten, und zwar schon dadurch, daß sie das Problem mit außerordentlicher Schärfe aufstellen und schon von Anfang an den zukünftigen Konflikt in einem schmerzlich scharfen Relief hervortreten lassen.

Diese gedrängten Bemerkungen über einen der hervorragendsten Männer unserer Zeit fassen kaum drei oder vier Gemütszustände ins Auge, welche er den jungen Leuten, welche seine Bücher lesen und die beredten aufregenden Stellen derselben überdenken, darbietet. Kein Schriftsteller bietet mehr Neues in Gedanken und in Gefühlen als er, weil keiner mehr Ehrlichkeit in der Aufsuchung seiner Gedanken und in der Auslegung seiner Gefühle walten läßt. Jeder, welcher die das heranwachsende Geschlecht ganz durchdringenden Quellen des sittlichen Lebens studiert, begegnet fast überall dem Einflusse des Verfassers der „Geschichte der Anfänge des Christentums“. Man müßte hundert Jahre weiter sein, um den Grad der Wirkung dieses Einflusses messen zu können. Um ihn schon heute in mehreren Formen festzustellen, braucht man nur etwas guten Glauben und Achtung. Wenn man nicht den Kultus dieser beiden großen geistigen Tugenden hat, würde man ihn sich zu eigen machen, wenn man einige Wochen in dem traulichen Verkehr mit den Büchern Renans lebt — denn

niemand hat diese Tugenden mit größerer Beständigkeit geübt, als der, welcher auf den ersten Seiten seines „Lebens Jesu“ die reine Seele einer verehrten Toten anrief, — und welcher in einem, in düsteren Stunden zu dem Unbegreiflichen droben melancholisch emporgesandten Gebete sagte: „Enthülle mir, du guter Geist, der du mich liebst, die Wahrheiten, welche den Tod beherrschen, welche uns die Furcht vor ihm nehmen und uns fast Liebe zu ihm einflößen!“

III

Gustave Flaubert

Gustave Flaubert

Im Verlauf dieser Studien über die literarischen Offenbarungen der heutigen Sensibilität muß ich von einem Künstler sprechen, welcher sein ganzes Leben lang gegen das Eindringen der persönlichen Sensibilität in die Literatur kämpfte. Von seinen Lehrjahren an, wo seine Freunde Bouilhet, du Camp, Le Poitevin ihm lauschten, wenn er seine stolzen Jugendpläne entwickelte, bis zur Zeit klarsehender und halb entmutigter Arbeit, ist Gustave Flaubert von dem einen Punkte seiner Ästhetik, nämlich „daß jedes Wort, aus welchem der Verfasser sich erraten lasse, zu verdammen sei", nicht abgegangen. In seinen Augen ist ein Dichter nur dann in Wahrheit der Dichter, der Schöpfer — im etymologischen und weiteren Sinne des Wortes — wenn er selbst außerhalb des Rahmens des erzählten Dramas bleibt, wenn er seine Helden zeigt, ohne etwas von seinem eigenen Innern zu enthüllen. Flaubert ist auch der Schriftsteller unseres Jahrhunderts, welcher am seltensten die Silbe Ich an den Anfang seiner Sätze gestellt hat, diese Silbe, deren tyrannischer Egoismus schon die Empörung

Pascals hervorrief: „Das Ich“, sagt ein berühmter Aphorismus der „Gedanken“, „ist hassenswert.“ Der Moralist fügt aber sofort hinzu: „Du, Mitton, du verbirgst es nur, du sagst dich aber trotzdem nicht davon los . . .“ Ebenso hat Flaubert sein Ich verhüllt. Er hat es nicht aus seinem Werke entfernt. Mit der literarischen Scham ist es dasselbe wie mit der physischen. Mag die Kleidung, welche die zarten, graziösen Formen eines Frauenkörpers verhüllt, aus grobem Wollstoff, wie ein Nonnenkleid, oder aus weicher Seide, wie ein Morgenrock sein, sie deutet sie dennoch an und verrät ihre Geschmeidigkeit. Die Worte, in welche ein Schriftsteller seine Empfindungen einkleidet, deuten auch an und üben auch Verrat. Hat Flaubert nicht in der Vorrede, welche er den „Letzten Gesängen“ des arbeitsamen Louis Bouilhet vorangeschickt hat, behauptet, daß dem Literaten „die zufälligen Erscheinungen der Welt in das Licht einer zu schildernden Phantasie gerückt erscheinen“? Und entsteht nicht in jedem Kopfe ein anderes Phantasiebild? Jeder von uns sieht nicht d i e Welt, sondern s e i n e Welt, nicht die nackte Wirklichkeit, sondern von der Wirklichkeit nur das, was er bei seinem Temperament sich assimilieren kann. Wir geben nur unseren Traum vom menschlichen Leben wieder, und in gewissem Sinne ist jedes Werk der Einbildungskraft eine, wenn auch stofflich nicht ganz genaue, so doch wenigstens innerlich zutreffende und den tiefsten Grund unserer Natur in hohem Grade bezeichnende Autobiographie. Unser Denken ist ein Siegel, welches in Wachs sich abdrückt, und kennt von diesem Wachse nur den Abdruck,

den es ihm erst eingeprägt hat. Flaubert hat sich dem Grundgesetze unseres Verstehens nicht entziehen können. In allen seinen Büchern findet sich immer wieder dieselbe sehr charakteristische Empfindungsweise, welche eine vollständig persönliche Auffassung der von ihr immer mit denselben Schattierungen gefärbten Ereignisse kund tut. Ich werde versuchen, diejenigen dieser Schattierungen kurz zu beschreiben, welche mir vor allen anderen einigen neuen Zuständen der Seele unserer Zeit zu entsprechen scheinen, die, welche Gustave Flaubert zum Haupt und Führer einiger jungen Leute gemacht haben. Zehntausend, tausend oder hundert, was tut die Zahl dabei? Habe ich mich nicht zur Analyse der Ausnahme und, wenn man will, zur Krankheitsbeschreibung verdammt, als ich es unternahm, nach psychologischen Eigentümlichkeiten in den Werken unserer modernsten Schriftsteller zu forschen — ich meine diejenigen, welche mit einer neuen Entdeckung in der Wissenschaft, das Leben herbe oder sanft zu empfinden (und diese Wissenschaft macht vielleicht den Kernpunkt aller Kunst aus), hervortreten und eine neue Zeit beginnen.

I
Vom Romantismus

Ein geringes Maß von Betrachtung läßt schon erkennen, daß das Element, welches Gustave Flaubert am meisten bis in sein innerstes Wesen beeinflußt hat, der absterbende Romantismus war. Selbst wenn

die „Erinnerungen“ von du Camp uns nicht die Tiefe dieses Einflusses enthüllt hätten, selbst wenn wir nicht den Brief an Louis de Cormenin besäßen, in welchem der zukünftige Verfasser der „Madame Bovary“ in Nero den „Mann, der den Höhepunkt der alten Welt bezeichnet“, begrüßt und das unzweideutigste Glaubensbekenntnis des Romantismus ablegt: alles in der Persönlichkeit, in den Freundschafts-Verhältnissen, in der Begeisterung und sogar in der Methode des großen Schriftstellers würde diese erste Beeinflussung angezeigt haben. Die Art der Bewegungen dieses Riesen mit starkem Schnurrbart, die Form seiner Hüte, der Schnitt seiner Hosen nach Husarenart, die laute Stimme besonders, die gewaltigen Gesten, alles das erinnerte durch eine auffallende Ähnlichkeit an etwas selbst in der Gutmütigkeit Theatralisches, einen letzten Überrest einer leidenschaftlichen Liebe für das Großartige, welche bei allen aus dieser Periode, deren typischer Schauspieler Frédérick war, Stammenden zu Tage tritt. Wie die Eingeweihten von 1830 sprach Flaubert die Silben des Namens Victor Hugo mit Verehrung aus. Derjenige seiner Senioren, mit welchem er am regsten verkehrte und welchen er am meisten liebte, war Theophile Gautier, der „hartnäckige Romantiker“, wie er sich in dem Gedichte aus den „Kameen und Emaillen“ nennt.

Ich will die Tapfern euch von anno dreißig melden;
Klar sah ich sie noch heut' vor meinem Geiste stehn:
Hin sanken sie wie bei Otranto einst die Helden:
Einst waren hundert wir, jetzt sind wir kaum noch zehn!

Obgleich Flaubert erst spät sich dem Feldzuge anschloß, ist er doch bei seinem Abscheu gegen die Spießbürgerlichkeit, seiner Verehrung für zutreffende Metaphern, seinem Aufgehen in Farbe und Klang einer jener Zehn geblieben. Sätze aus Chateaubriand erregten ihn. Er rezitierte die wunderbaren Satzgefüge mit seiner Donnerstimme, was er selbst schildert, wenn er sagt: „Ob ein Satz gut ist, weiß ich erst, wenn ich ihn durch meinen Schlund habe gehen lassen.“ Die, welche ihm näher getreten sind, erinnern sich an die Erschütterung, mit der er folgendes Lied an den Mond aus „Atala“ mehr herausschrie, als deklamierte: „Er breitet über die Wälder das große Geheimnis der Melancholie, welches er den bejahrten Eichen und den uralten Meeresufern zuflüstert.“ Gern hätte Flaubert den Abscheu der Nachwelt auf den ehrlichen Morellet herabgerufen, welcher einmal diese Stelle in folgender Weise kommentierte: „Ich frage mich, was denn das große Geheimnis der Melancholie ist, welches der Mond den Eichen zuflüstert! Kann ein Mensch mit gesundem Menschenverstande, der diese gesuchten und verdrehten Worte liest, daraus einige klaren Ideen gewinnen?“ Was hätte wohl der klassische Abbé von der anderen sentimentalen Verherrlichung der Mondscheinnacht, welche sich im dreizehnten Kapitel des zweiten Teiles der „Madame Bovary“ findet, gedacht? „Die Zärtlichkeit vergangener Tage kehrte wieder in ihr Herz zurück, leise und in reicher Fülle, wie der dahingleitende Fluß, weich wie der Duft des Jasmins, und warf in ihre Erinnerungen ungeheuerlichere und melancholischere

Schatten als die der unbeweglichen Weiden, welche sich über das Gras hinstreckten.“ Der Abbé hätte den Verfasser dieser wie Musik klingenden Prosa derselben schuldbeladenen literarischen Schule eingereiht, zu welcher er schon den ersten gezählt hatte, und diesmal hätte er recht gehabt.

Ich glaube, man würde sich irren, wenn man in dem Romantismus Flauberts nur eine einfache rhetorische Erscheinung sehen wollte. Übrigens sind bei einem Manne, der einzig und allein für die Literatur gelebt hat, die rhetorischen Erscheinungen auch psychologische Erscheinungen, denn die Verknüpfung der Kunsttheorieen mit der Person, der Art des Schreibens und der Art des Fühlens, ist eine sehr enge. Um die Quelle vieler Ideen und vieler Empfindungen Flauberts zu verstehen, muß man das Wort „Romantismus“ zerlegen und in die verschiedenen Elemente auflösen, die sich darin verbergen. Die Aufgabe ist weniger leicht, als man glauben sollte, denn dieses Wort hat, wie alle gleichzeitig synthetischen und unbestimmten Ausdrücke, mit denen die in der Bildung befindlichen Gefühle bezeichnet werden, seit seinem Ursprunge sich schneeballartig vergrößert und hat abwechselnd die sich widersprechendsten Bedeutungen gedeckt. Zuerst scheint es nur den Eindruck der nebelhaften Landschaften und der träumerischen Dichtungen des Nordens bezeichnet zu haben im Gegensatze zu den scharfbegrenzten Landschaften und den regelmäßig gebildeten Dichtungen unserer romanischen Länder. Am Anfange des Jahrhunderts pflegte man allgemein zu sagen, daß Schottland reich

an romantischen Plätzen sei. Ungefähr um 1830 herum drückte das Wort gleichzeitig eine Umwälzung der literarischen Formen und einen sehr willkürlichen und sehr überspannten, aber stets erhabenen Traum vom Leben aus, während heute unter dem unvermeidlichen Einflusse einer vorauszusehenden Reaktion dieses Feldgeschrei der Erneuerer von vor 50 Jahren gleichbedeutend mit gekünsteltem Enthusiasmus und konventioneller Poesie geworden ist. Die Geschichte, welche sich weder um Verehrung noch um Verleumdung kümmert, wird das Wort beibehalten und wird sehr wahrscheinlich mit unbedeutender Abweichung die Erklärung dafür annehmen, welche Stendhal in seinem Pamphlet über „Racine und Shakespeare“ niedergelegt hat: „Der Romantizismus (sic!) ist die Kunst, den Völkern literarische Werke darzubieten, welche bei dem gegenwärtigen Stande ihrer Gewohnheiten und ihres Glaubens ihnen voraussichtlich das meiste Vergnügen verschaffen . . .“ Gegenwärtig! Stendhal schrieb das im Jahre 1820. Die jungen Franzosen dieser Zeit schufen sich Schlußfolgerungen und Gefühle, welche denen ihrer Väter vom achtzehnten Jahrhundert so wenig ähnlich waren, daß eine neue Etikette durchaus notwendig wurde. Es entstand ein Ideal, das heute mit der Generation, die es nach ihrem Bilde ersann, verschwunden ist. Dieses Ideal ist bezeichnend für das eigentliche Wesen des Romantismus; sein Zauber wirkte auf Flaubert ein, als er tief in seiner Provinz die neuen Dichtungen immer wieder las und sich für immer an ihren außergewöhnlichen und gefährlichen Phantasieen berauschte.

Ein erster Charakterzug des romantischen Ideals ist das, was ich mangels eines bezeichnenderen Ausdrucks den Exotismus nennen werde. Viktor Hugo schreibt die „Orientalischen Dichtungen“, Alfred de Musset verfaßt „Spanische und italienische Erzählungen“, Theophile Gautier versetzt seinen Albertus „nach Flandern in ein Dorf, wie Teniers sie malt“.

Die Flucht vor der modernen und zeitgenössischen Welt und der Haß gegen sie zeigen sich in den wunderlichsten archäologischen Phantasieen. Die spöttischen Romane, welche der Verfasser des Albertus unter dem Titel „Das junge Frankreich“ vereinigt hat, schildern sehr genau diese Sucht, einen entlegenen Hintergrund zu wählen, und die feine Ironie des Erzählers läßt die Linien des Bildes noch stärker hervortreten. In der Tat hat seit dem Anfange des Jahrhunderts eine europäische Umwälzung den französischen Geist gezwungen, die Grenzen zu überschreiten und von dem mannichfaltigen Schauspiele der weiten Welt Kenntnis zu nehmen. Die Kriege der Revolution und der Kaiserzeit haben unser von Natur ebenso häusliches wie sparsames Volk zu entsetzlich vielen Reisen veranlaßt. Unter den Männern im besten Alter, welchen ein junger Wissensdurstiger von 1820 in einem Salon begegnet, und welche er plaudern hört, haben viele Feldzüge mitgemacht und Österreich, Deutschland, Italien, Rußland, Spanien und manche auch Ägypten gesehen. Andere haben während langer Jahre als Ausgewanderte in England oder an den Ufern des Rheins, in Städten, in welchen wie in Koblenz an schönen Sommerabenden die Linden

duften, nahe den verfallenen Burgen der Ritter des Mittelalters gelebt. Viele haben die fremden Sprachen lernen müssen. Manche haben Literaturen entdeckt. Sie haben dank dem Reize der Neuheit die seltsame germanische Einbildungskraft, die von unserer traditionellen Phantasie so stark abweicht, leidenschaftlich bewundert. Aus dieser bis ins Unendliche vervielfältigten und verschiedenartigen Erfahrung ist später der unserem neunzehnten, gelehrten und vielseitigen Jahrhundert eigene kritische Geist hervorgegangen. Eine noch dunkle und verhüllte, aber schon bemerkbare Wahrheit tritt ins Leben, nämlich: daß es viele berechtigte, obgleich sich widersprechende Arten gibt, den Traum des Lebens zu träumen. Der Romantismus ist die erste Erkenntnis dieser Wahrheit, die sicherlich der Wissenschaft förderlicher als der Poesie, dem Dilettantismus förderlicher als der Leidenschaft ist. Die Romantiker jedoch halten sich für Schöpfer und nicht für Kritiker. Wohl haben sie den heutigen Geschichtsschreibern und der ausgedehnten Forschung unserer Psychologen den Weg gebahnt, doch auf eine naive, unfreiwillige Weise. Die jungen Stürmer in roter Weste, welche, um Lord Byron nachzuahmen, „Bowls" voll Punsch leerten, ihre Haare wie die merowingischen Könige wachsen ließen und die Flüche des fünfzehnten Jahrhunderts wieder hervorholten, ahnten nicht, daß sie die Pioniere für eine Zeit der Exegese und der Urkunden seien. Nichtsdestoweniger aber verhält es sich so. Diese Verehrer fremder Lebenssphären arbeiteten an demselben Werke, an dessen Verwirklichung wir heute unsere Kräfte

versuchen. Sie stellen sich schroff einander gegenüberstehende Zivilisationen vor und versuchen, sie zu durchdringen, doch mit dem Unterschiede, daß wir uns bemühen, sie zu verstehen, während jene sich bemühen, sie zu fühlen, oder besser, sie mit sich zu verschmelzen. Wo wir die jetzige Objektivität, von der Goethe zuerst ein Beispiel gab, hineintragen, indem wir uns bemühen, uns selbst zu verleugnen, uns unserer Empfindungsweise zu entäußern und unsere Persönlichkeit hinzugeben, trugen die Romantiker die Forderungen einer schäumenden und jungen Leidenschaft hinein. Sie wollten sich nicht nur Sitten aus früheren Zeiten und ferne Seelenzustände vorstellen, sondern diese Sitten lebendig werden lassen, sich diese Seelenzustände zu eigen machen, und zwar in solchem Grade, daß in unbewußtem Widerspruche die Fanatiker des Exotismus gleichzeitig die selbstsüchtigsten und von ihrer Person eingenommensten Männer waren, vollständig außer stande, sich ihrer eigenen Persönlichkeit zu entäußern, um sich in eine andere zu versetzen.

Ein zweiter Charakterzug des romantischen Ideals ist das außerordentlich starke Bedürfnis nachhaltiger Empfindungen. Malerische Wanderungen durch Europa sind nicht das alleinige Ergebnis der Revolution und der Kaiserzeit gewesen; auf die Geister haben die tragischen Ereignisse der republikanischen und der kaiserlichen Zeit eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Sie sind dadurch in vollen Aufruhr versetzt worden und werden von einer seltsamen Unbehaglichkeit gequält. Sehnsucht nach Größe mußte die Träume dieser zwischen zwei Schlachten geborenen Kinder

heimsuchen und verfolgte sie wirklich, sie, welche Murat in seinem rosafarbenen Rocke hatten dahinsprengen, den Marschall Ney mit seinen „blonden Haaren und seinem dicken, roten Gesichte“*) vorbeiziehen und den Kaiser mit seiner Frauenhand den Hals seines Lieblingsrosses hatten liebkosen sehen. Die Kanonen jener Jahre töteten nicht nur die Eindringlinge in das heimische Land, sie verkündeten das Ende einer Empfindungsweise, weil sie das Ende einer Gesellschaft verkündeten. Die feinen Analysen, die hübsche und bedeutunglose Salonliteratur, die formvollendeten Schöpfungen der klassischen Zeit konnten den Geistern, in denen die Erinnerung an wirkliche Dramen, wahre Tragödien, lebendige Romane der Heldenzeit lebte, keine Befriedigung mehr gewähren. Alfred de Musset hat auf den ersten Seiten der „Bekenntnisse eines Kindes des Jahrhunderts“ das beklemmende Angstgefühl und das unaussprechliche Unbehagen der Jugend nach 1815 deutlich gezeigt — eine Herzensangst und ein Unbehagen, welches die ungeordneten Phantasieen des Romantismus kaum erleichtern konnten. Man muß noch hinzufügen, daß zum ersten Male Plebejer die Herrschaft der Welt an sich gerissen hatten, sich der Genüsse bemächtigten und mit ganz neuen Seelen die Leiden einer sehr fortgeschrittenen Zivilisation ertrugen. Man muß außerdem noch hinzufügen, daß während langer Jahre die klassische Erziehung unterbrochen gewesen war. Der so dichte, alles verhüllende Staub der alten Bücher hatte die

*) Beyle, Die Äbtissin von Parma. — H. Heine, Der Tambour Legrand.

jungen Leute nicht mehr von der rauhen persönlichen Erfahrung getrennt. Alle diese Einflüsse und noch andere — wie z. B. ein Überfluß an physischer Kraft, welche durch die Zuchtwahl des Krieges vermehrt und durch das tatenvolle Leben noch verstärkt wurde — erzeugten eine Reihe ruheloser, zügelloser, kraftvoller Geschöpfe, welche die Leidenschaft zu ihrer Gottheit machten. Nicht nur verlangte das romantische Ideal einen verwickelten und abstechenden Hintergrund, es erforderte auch auf diesem Hintergrunde stets gespannte, außerordentliche Geister, die einer beständigen Erneuerung ihrer Gemütsbewegungen fähig waren. Man kann einen Begriff von diesen Forderungen bekommen, wenn man vom psychologischen Standpunkte aus folgende drei Bücher studiert, welche nacheinander in Zwischenräumen von einigen Jahren erschienen sind und vielleicht die damalige Zeit am besten wiedergeben: „Wollust“ von Sainte-Beuve, „Fräulein von Maupin“ von Gautier, „Rot und Schwarz“ von Stendhal. Die drei Helden derselben sind Übermenschen: der erste, Amaury, wegen seiner unerschöpflichen mystischen Herzensergüsse, der zweite, d'Albert, wegen seiner unermüdlichen Begeisterung für das Schöne, der dritte, Julian, wegen seiner unversieglichen Willenskraft. Der Energieverbrauch auf dem Gebiete des Gefühlslebens bei jedem unter ihnen ist mit den Gesetzen eines jeden beliebigen Organismus und einer jeden beliebigen Gehirnentwickelung unvereinbar. Die Schriftsteller haben auch ihre Helden nicht nach der Natur gestaltet, sondern nach dem Bildnis ihres inneren Traumes, den sie mit den Männern

der neuen Generation, welche sich von ihren Ketten befreit hatten, gemeinsam hegten.

Manche Auffassungen der Kunst und des Lebens sind dem Glücke derer, welche sie sich bilden oder sie annehmen, förderlich. Das eigentliche Wesen mancher anderen dagegen ist das Leiden. Das romantische Ideal mußte den beiden Elementen gemäß, aus denen es, wie ich zeigte, zusammengesetzt war, notwendigerweise für die, welche sich ihm hingaben, das schlimmste Unglück mit sich führen. Der Mensch, welcher für sein Geschick einen Rahmen verwickelter Ereignisse erträumt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Verhältnisse in Disharmonie mit seinem Traume finden, besonders wenn er einer alternden Zivilisation angehört, wo die mehr gleichmäßige Verteilung des Wohlstandes von einer gewissen Banalität der privaten und öffentlichen Sitten begleitet ist. Der Mensch, der sich eine stets in Schwingungen versetzte Seele wünscht und ein fortwährendes Übermaß von Empfindungen und Gefühlen erwartet, wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Programm, welches er sich gestellt hat, nicht erfüllen. „Unser Herz kann nicht stets leiden, noch stets lieben," hat ein Beobachter mit gemildertem Schmerze gesagt. Wenn man diese Wahrheit sich nicht eingesteht, so läuft man Gefahr, sich selbst zu täuschen und sich zu verachten, wenn man an sich die Unzulänglichkeiten des Gefühlslebens, welche unser aller Geschick bilden, erkennt. Das ist der zweite Schmerzenskeim, der in dem romantischen Ideal liegt. Nicht nur stellt es den Menschen in ein Mißverhältnis zu seiner Umgebung, sondern es zwingt ihn in ein

unnatürliches Verhältnis zu sich selbst hinein. Hierin liegt die Erklärung des Bankerotts, welchen der Romantismus allen seinen Anhängern bereitet hat. Die, welche die von ihm vorgespiegelten Hoffnungen buchstäblich genommen hatten, sind in den Abgrund der Verzweiflung und des Verdrusses versunken. Alle haben empfunden, daß ihre Jugend ihnen gelogen hatte, und daß sie zuviel von der Natur und von ihrem eigenen Herzen erwartet hatten. Viele haben Heilung gefunden, indem sie sich ihrer Umgebung anpaßten oder sich selbst verspotteten. Bei einigen sind die Wunden nicht vernarbt, und tiefere Wunden als alle hat Flaubert davongetragen, weil sein Temperament und die Verhältnisse ihn begeisterter als alle auf jenes Ideal hingewiesen hatten.

Alles mußte ihm in der Tat an dem Romantismus zusagen, und alles sagte ihm zu. Seiner Persönlichkeit nach war er für ein weites und erhabenes Leben bestimmt. Die Gebrüder Goncourt schrieben über ihn in ihren „Literaten“, „daß auf ihm die Ermüdung von dem vergeblichen Ersteigen eines Himmels zu lasten scheine“. Die, welche ihn während der letzten Jahre seines Lebens, ermüdet vom Alter und von der Arbeit, gesehen haben, denken seiner als eines besiegten Titanen. Trat in ihm eine düstere Ähnlichkeit mit den Normannen seiner Provinz hervor und rollten in seinem Blute Tropfen von dem Blute der alten Piraten, in welche die Unruhe, die Wildheit und die Gewalt ihres grausamen Ozeans übergegangen zu sein schien? Jedenfalls scheint Flaubert in seiner ersten Jugend, wie in einem normalen Zustande, sich in

einer fortwährenden Erregung befunden zu haben, welche aus dem Doppelgefühl seines riesenhaften Ehrgeizes und seiner unbesieglichen Kraft entstand. Die Dichter seiner Zeit fanden in ihm einen ihrer Phantasie entsprechenden Leser, wie er bei ihnen die seinem Gefühlsleben entsprechenden Phantasien fand. Das ganze Überbrausen seines Blutes wandelte sich daher in eine Leidenschaft für die Literatur um, wie es um das achtzehnte Jahr herum bei manchen frühreifen Geistern der Fall ist, welche sich mit einem energischen Stil und einer lebhaften Einbildungkraft über das sie quälende Bedürfnis, viel zu handeln und noch mehr zu empfinden, wegtäuschen. Diese Veranlagung Flauberts in seiner frühen Jugend ist von ihm in einer der seltenen Stellen, wo er etwas von seinen persönlichen Empfindungen bekannt hat, geschildert worden. Ich entnehme auch folgendes Bruchstück der Vorrede der „Letzten Lieder“: „Ich kenne die Träume der heutigen Gymnasiasten nicht. Aber die unsrigen waren herrlich in ihrer Übertriebenheit — die letzten Schwingungen des Romantismus, welche bis zu uns kamen und welche, von der provinziellen Umgebung gehemmt, in unseren Köpfen seltsame Verwirrung anrichteten . . . Man war nicht nur Troubadour, Aufrührer und Orientale, man war vor allem Künstler. Wenn die Schularbeiten fertig waren, beschäftigte man sich mit der Literatur, und man verdarb sich die Augen mit dem Lesen der Romane im Schlafsaal, man trug einen Dolch in der Tasche wie Antony. Man tat noch mehr; aus Lebensüberdruß zerschmetterte sich Bar . . .

den Kopf mit einer Pistolenkugel, erhängte sich Aud . . . an seinem Halstuche. Wir verdienten sicherlich wenig Lob. Aber welcher Haß gegen alle Plattheit! Welche Begeisterung für alles Große! Welche Achtung vor den Meistern! Wie bewunderte man Victor Hugo! . . .“ Ich habe in obigem Zitat die Zeilen, welche mir für die Verhältnisse, in denen Flaubert heranwuchs, als die charakteristischsten erscheinen, unterstrichen. Es war um 1840 herum. In Paris begann die Reaktion gegen den Romantismus, aber in der Provinz war die Begeisterung für denselben auf ihrem Höhepunkte. Was in den Augen der jungen Stammgäste der damals noch nicht verstümmelten Terrasse von Tortoni unmodern wurde, verschaffte den jungen Lesern von Rouen die Wonne einer Offenbarung und das Entzücken einer Entdeckung. Im Leben der Provinz finden sich häufig solche Verzögerungen, welche Weisheit enthalten, sowie langsames Eindringen, welches reichen Samen ausstreut. Langsam und spät reifen dort Leidenschaften von tiefem Gehalt. Der Geist der Pariser durchläuft eine zu große Menge verschiedenartiger Empfindungen; er verliert dabei seine Kraft, wie der Wein, der durch zu viele Flaschen geht. Durch Abstammung und durch Erziehung romantisch, war Flaubert es um so entschiedener, als er Provinziale blieb, und darin liegt bis zu seinem Lebensende seine Originalität. Er, der das romantische Ideal mit solcher Begeisterung in sich aufgenommen hatte, mußte mehr wie jeder andere die Wehmut, welche — nach der Definition, würden die Mathematiker sagen — in diesem Ideale verborgen liegt,

empfinden, und er empfand sie auch wirklich, denn tatsächlich hat bei keinem anderen ein so einschneidendes Mißverhältnis zwischen der Lebenssphäre und den eigenen Lieblingsideen bestanden. Man kann, ohne paradox zu erscheinen, annehmen, daß der böse Geist der Natur selten eins ihrer herrlichsten Kinder in besser ausgeklügelte Bedingungen für das Verlieren des geistigen Gleichgewichts versetzt hat.

Liest man die „Literarischen Erinnerungen", welche du Camp gerade dieses Jahr (1893) über seinen großen Freund veröffentlicht hat, genau, so kann man die Jugend des Schriftstellers in ihren Einzelheiten und seine unglückseligen ersten Erfahrungen verfolgen. Hier ist alles nur Gegensatz und Reibung. Gustave Flaubert hat nicht eine einzige Idee gemein mit seinem Vater, dem Doktor, nicht eine Idee gemein mit den Bewohnern von Rouen, trotzdem er in ihrer Mitte — allerdings himmelweit von ihnen verschieden — aufgewachsen ist, und von dem Hasse, den er gegen sie hegte, legte seine Unterhaltung Zeugnis ab. Die Landsleute Gustaves waren wie sein Vater Männer der Tat und keine Träumer, sie verhielten sich gegen die Literatur meistens gleichgiltig, manchmal feindlich. Der etwas beschränkte Mensch läßt sich so leicht gegen Feinheiten, welche er nicht versteht, aufbringen. Dachte Flaubert an dieses seltsame Gesetz des Volksbewußtseins, als er in der „Versuchung des heiligen Antonius" folgende Szene eines ägyptischen Aufruhrs beschrieb: „Und man nimmt Rache an dem Luxus; die, welche nicht lesen können, zerreißen die Bücher, andere zerbrechen,

zerstören die Statuen, die Gemälde, die Möbeln, die Schreine, tausend Luxusgegenstände, deren Gebrauch ihnen unbekannt ist und die sie deshalb im höchsten Grade aufbringen ..."

Besonders aber hatte der begeisterte Gefährte Bouilhets nicht eine einzige Idee gemein mit seinem Vaterlande. Zur Zeit Louis Philipps war ganz Frankreich vollständig gleichgiltig gegen die Literatur ... Ist es nicht heute noch gleichgiltig und begegnet man bei irgend einer der großen Nationen einer Gleichgiltigkeit gegen die zeitgenössische Literatur, die so groß wäre wie die, welche unser mittlerer Bürgerstand bei jeder Gelegenheit zeigt? Wo konnten Manuskripte eines Schriftstellers von dem Range Balzacs öffentlich meistbietend verkauft werden, ohne daß der Staat zu ahnen schien, daß der Hammer des Auktionators über einen öffentlichen Schatz verfügte? Aber was kann man von einem Bürgerstande erwarten, bei dem in der Regel die Studien mit zwanzig Jahren aufhören, und welcher nicht begreift, daß die Vorrechte des Vermögens und der Muße für die sie besitzenden Klassen ein Anlaß des Untergangs werden, wenn sie nicht in Mittel zur Erlangung einer geistigen und politischen Überlegenheit verwandelt werden? Niemand fühlte diese Schwächen unserer grundbesitzenden und finanziellen Aristokratie mit mehr Bitterkeit als Flaubert. In einem wenig bekannten Briefe, welchen er nach dem Tode Bouilhets an den Gemeinderat von Rouen richtete, drückt er in beredten Worten seinen Zorn und seine Entrüstung über die Mittelmäßigkeit der Gedankenwelt des Bürgerstandes aus. Er er-

kannte nicht, daß dieser Mangel an höherer geistiger Bildung mit dem Fehlen eines tiefgewurzelten Idealismus, wodurch Frankreich so viel gelitten, aber woraus es auch so großen Nutzen gezogen hat, eng zusammenhängt. Der französische Geist, der für Analyse und Logik so hochbegabt ist, zeigt eine Armut an Phantasie, welche Staunen erregt, wenn man ihn mit den Geistern des Nordens und ihrer ans Wunderbare grenzenden zauberhaften Fähigkeit zu träumen und den Geistern des Südens und ihrer ans Wunderbare grenzenden Fähigkeit zu schauen vergleicht. Wir sind wahrlich die Kinder eines gemischten Landes, einer im großen und ganzen mittelmäßigen Landschaft, einer milden und gemäßigten Zivilisation. Das sind die Elemente, aus denen ein Volk spitzfindiger Logiker, betriebsamer Arbeiter, scharfer Politiker hervorgeht. Es scheint, daß die großen geistigen Forschungen, wie auch die fruchtbaren künstlerischen Erfindungen einen anderen Lebenskreis und andere Menschen erfordern. Auch sind bei uns die einen sowie die anderen die Mitgift nur einiger weniger Auserwählten. Flaubert bemerkte diese Wahrheiten, aber er sah sie, ohne eine stichhaltige Erklärung dafür zu finden, mit Zorn, anstatt sie mit der stillen Nachsicht und der überlegenen Gleichgiltigkeit des Philosophen für den Wirrwarr der menschlichen Verkehrtheiten zu betrachten. Diese Verkehrtheiten ließen Flaubert keine Ruhe, sie empörten ihn und richteten ihn zu Grunde. Seine sich bäumende Seele erging sich, jedesmal wenn eine dieser Verkehrtheiten sich zeigte, in tragischen Zornausbrüchen oder wilder Ironie: „Es ist ungeheuer-

lich! . . .“ Dieser Schrei, der von einer Bewegung der Arme und einer krampfhaften Verzerrung des Gesichts begleitet war, verriet bei dem Schöpfer des Homais und Bournisien eine große Erregung über irgend einen gewaltigen Beweis des Unverstandes. Er scheint die Empfindungen zu teilen, welche den heiligen Antonius der „Versuchung“ bewegen, als er den Catoblepas, dieses so vollständig verdummte Tier, sieht, welches, ohne es zu bemerken, seine eigenen Pfoten aufgefressen hat. „Seine Dummheit übt einen Reiz auf mich aus,“ ruft der Eremit aus. Ebenso fand Flaubert, welcher schon durch das Erblicken einer schwachköpfigen und dabei selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit auf die Folter gespannt wurde, Genuß daran, bis ins kleinste alle die Fehler aus Unwissenheit, das ganze moralische Elend der verfehlten Existenzen, unter deren Dummheit er leidet, deren Dummheit er nachforscht, zu verzeichnen; und solche Existenzen sind in einer absterbenden Zivilisation in großen Mengen zu finden; schon deshalb, weil die Kultur ihren Einfluß auf eine sehr große Menge von Köpfen auszuüben versucht, ist die Zahl der Unterliegenden furchtbar.

Flaubert, der in einem Gegensatze zu seiner Umgebung und zu seiner Zeit stand, war auch im Widerspruche mit sich selbst. Schon frühzeitig von einem unheilbaren Übel ergriffen, konnte er ermessen, wie wenig wir sind, und die Grenzen seiner Kraft fühlen, er, welcher einen Anlauf genommen hatte, wie um die Unendlichkeit zu durchmessen. Außerdem klärte die Analyse, wie eine Lampe, welche wir, wie die

Bergleute die ihrige, hellbrennend an der Stirne tragen, und welche uns erlaubt, alles von den Abgründen, in die wir hineinsteigen, zu sehen, ihn grausam über seine eigene Unzulänglichkeit auf. Das größte Unglück, welches einen Schriftsteller treffen kann, ist sicherlich die Vereinigung des Vermögens zu analysieren mit dichterischem Geiste. Mittels seiner Phantasie kann er sich übermäßige Schmerzen und Wonnen in der Zukunft liegender Ereignisse vorstellen; ist das Ereignis eingetreten, so tritt der Beobachter in seine Rechte, stellt das Mißverhältnis zwischen dem, was er an Erregung erwartete, und dem, was er wirklich empfindet, fest; der Kontrast ist derartig, daß sich sogleich eine Gemütsdürre daraus ergibt oder wenigstens die düstere Verzweiflung, welche aus der Überzeugung von der Unfähigkeit zu empfinden entsteht und welche den Menschen zu den schlimmsten Versuchen treibt. Flaubert vermied solche Versuche, aber er entging nicht der Verzweiflung. Briefe von ihm, welche wir gelegentlich des Todes einer trotz allem sehr geliebten Schwester besitzen, enthalten merkwürdige und traurige Geständnisse über die schmerzliche Teilnahmlosigkeit einer Seele, welche sich nicht mehr empfinden fühlt, weil das Denken alles im Voraus verbraucht hat: „Und ich? Meine Augen sind trocken wie ein Baum. Das ist seltsam. In so hohem Maße ich bei erdachten Schmerzen mitteilsam, überfließend und überschäumend bin, in eben solchem Maße bleiben die wirklichen Schmerzen bitter, ätzend in meinem Herzen zurück. In dem Maße, wie sie dort weiter leben, krystallisieren sie sich . . . Ich

war fühllos und hart wie der Grabstein, aber furchtbar erregt . . ." Erkennt man hieraus nicht das bittere Gefühl eines Gegensatzes zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte? Außerdem war, damit diesem Pessimisten keines der unverträglichen Elemente, welche eine Seele verhindern können, mit der Welt und mit sich selbst in Harmonie zu leben, erspart würde, die Erziehung Flauberts eine doppelte gewesen. Zu derselben Zeit, als er sich von den Romantikern nährte, mußte er eine strenge wissenschaftliche Zucht über sich ergehen lassen, so daß aus dem Phantasiekünstler ein Physiologe und aus dem Lyriker ein kleinlicher Gelehrter wurde. Alles verletzte und beleidigte sich in dieser vielseitigen Persönlichkeit, die, mehr wie jede andere, vorbereitet war, den Grundsatz des Nihilismus, welcher in dem romantischen Ideal verborgen liegt, herauszulösen: „Hast du darüber nachgedacht," schrieb der jugendliche Flaubert an seinen besten Freund, „hast du darüber nachgedacht, wie sehr wir für das Unglück gebildet sind?" Und ein anderes Mal: „Es ist seltsam, mit wie wenig Glauben an das Glück ich geboren bin. Ich habe ganz jung ein vollständiges Vorgefühl vom Leben gehabt. Es war wie der ekelerregende Küchendunst, der aus einem Kellerloche steigt. Man braucht nicht von dem Gekochten gegessen zu haben, um zu wissen, daß es nicht hinunterzubringen ist . . ." Und wirklich, das, was Flaubert geschildert hat, immer wieder und prächtig, ist der Nihilismus der Seelen, welche der seinen ähnlich sind, ohne Gleichgewicht, ohne harmonisches Verhältnis. Durch sein Geschick hindurch aber hat

er das Geschick vieler moderner Existenzen gesehen, und das allein weist dem von Qualen heimgesuchten Romantiker einen hervorragenden Platz unter den Moralisten an.

II
Über Gustave Flauberts Nihilismus

Im Spiegel seines eigenen Geschickes hat Flaubert das Geschick jeder Existenz gesehen — und in der Tat, der Grund des Unglücks aller seiner Personen ist, wie bei ihm, die Disharmonie. Indem er diese Beobachtung im weitesten Umfange nimmt, scheint er sogar anzuerkennen, daß diese Disharmonie kein Zufall ist. In seinen Augen ist es ein feststehendes Gesetz, daß jeder menschlichen Anstrengung ein Scheitern folgt, zunächst, weil die äußeren Umstände dem Traumbilde feindlich gegenüberstehen, dann, weil selbst die Gunst der Verhältnisse die Seele nicht daran hindern würde, sich in voller Befriedigung ihrer Lieblingsideen zu verzehren. Unser Wunsch schwebt vor uns her, wie der Schleier Tanits, der gestickte zaïmpha, vor Salambo. Solange es ihn nicht ergreifen kann, verschmachtet das junge Mädchen vor Verzweiflung, berührt es ihn aber, so muß es sterben. Man kann in den Hauptthelden der fünf Romane, welche Flaubert veröffentlicht hat, die Ausführung dieser psychologischen Theorie über das Elend unseres Lebens verfolgen. Ist Emma Bovary nicht durch die ersten Träume für ein Leben voll bezaubernder

Poesie bestimmt? Was gibt es Edleres, als die Sehnsucht nach einem schönen Gefühlsleben, und welch köstlicheres Zeichen einer zartgesinnten Seele gibt es, als sich im voraus eine auserlesene Neigung zu gestalten? Wenn die jugendliche Tochter des Pächters Rouault in sich den Durst nach unendlicher Glückseligkeit verspürt, wenn sie sich diese Glückseligkeit einschmeichelnd erwünscht wie den Schein des Mondes, in welchem die Nebel ihrer heimatlichen Wiesen sich verdunsten, wenn sie dieselbe sich vorstellt reich an Abwechslungen und verwickelt wie die phantastischen Geschichten, an denen sich ihre jungfräuliche Neugierde ergötzt, wenn sie dieselbe prächtig und verfeinert, reich und anmutig ausstattet, wie man für ein schönes Gemälde einen Rahmen wünscht, der desselben wert ist — was in alledem bewiese nicht eine erstklassige und ganz auserlesene Natur? Wie gerade das Ungeschickte dieser ersten Träume ihre Naivität bezeugt! Und wie das Leben — dieses Leben, welches unser aller Herz demütigt — es darauf anlegt, für die arme Frau diese Auserlesenheit ihrer Natur und diese Verfeinerung zum Verderben werden zu lassen! Jene ersten schönen Träume fallen in den Morast aller schlechten Wege „wie verwundete Schwalben". Die Beschränktheit ihres Gatten und das Elend ihrer Umgebung sind zu niederdrückend für sie und überliefern sie, ohne Halt, einem ersten Liebhaber, welcher sie verdirbt und verläßt. Die Roheit des ersten läßt die Unglückliche an dem Zartsinne des zweiten um so mehr Gefallen finden, aber dieser ist nur ein verkappter Feigling und ein Egoist, der den Zartsinn nur

als Deckmantel gebraucht. Und sie sagt sich mit dem bitteren Bewußtsein ihrer Fehler im Herzen: „Ach, wenn sie in der Frische ihrer Schönheit, vor der Befleckung durch die Ehe und die Enttäuschung durch den Ehebruch, ihr Leben auf irgend ein großes, starkes Herz hätte aufbauen und so Tugend, Liebe, Wollust und Pflicht miteinander verschmelzen können, niemals wäre sie von einer so hohen Glückseligkeit herniedergestiegen . . .“ In dieser bitteren Stunde ist sie voller Aufrichtigkeit; sie läßt dem, was an Erhabenem in ihren schlimmsten Verirrungen ist, Gerechtigkeit widerfahren und verurteilt die widerwärtige Gemeinheit der Verhältnisse, welche sie gefesselt halten. Und doch, wenn auch jene so hohe Glückseligkeit ihr gewährt worden wäre, wenn jenes große, starke Herz ihr sich angeboten hätte — der zu tiefe, beklagenswerte Abgrund ihres eigenen Herzens würde nicht ausgefüllt sein. Selbst an den Tagen des höchsten Liebesrausches, wenn sie sich an die Brust des Geliebten stürzte mit fast tragischer Begier nach dem Ideale, welches sie ihr eigen nannte, — denn sie glaubte wirklich, es zu besitzen — „mußte sie sich gestehen, nichts Außergewöhnliches zu fühlen! . . .“ Wozu dann? Und kann man hier nicht die Täuschung der Begierde beobachten, welche uns zwischen der mörderischen Roheit der Verhältnisse und der noch einschneidenderen Ohnmacht unseres Gefühlslebens hin und her schwanken läßt?

In ähnlicher Weise hat der Frédéric Moreau aus der „Sentimentalen Erziehung“, welcher mit zweiundzwanzig Jahren „findet, daß das Glück,

welches er auf Grund der Vortrefflichkeit seiner Seele verdient, sehr lange auf sich warten läßt", nicht so unrecht mit seiner Ansicht, daß diese Seele in Wahrheit von seltenem Werte ist. Unter allen Dingen, welche ein junger und stolzer Mensch wünschen kann, hat er die wünschenswertesten erwählt, die, deren Besitz dem Leben wirklich einen Wert verleiht: eine große Künstlerkraft, eine große Liebe. Aber gerade wie bei Emma Bovary gereicht ihm das Beste in ihm zum Verderben. Seine Existenz ist eine verfehlte, weil seine Fähigkeiten und Eigenschaften über seine Umgebung hinausragen. Und kann man seine Fähigkeiten und Eigenschaften ablegen? Mit seinem feinsinnigen und sanften Wesen empfindet er ein angeborenes Vergnügen daran, zu gefallen. Das ist das Verhängnis der Personen mit psychologischer Einbildungskraft. Wenn man sich zu vollständig die Eindrücke, welche andere empfinden, vorstellt, tritt uns ihre Antipathie zu nahe, man leidet zu sehr darunter. Dieser so menschliche, im schönsten Sinne des Wortes so christliche Wunsch, zu gefallen, verdammt Frédéric zu Allerweltsfreundschaften, zur Verschwendung seiner Zeit und seines Vermögens, zur Unterwürfigkeit Unwürdigen gegenüber. Er ist bestraft. Wofür? Dafür, daß er nicht zu verachten verstand. Sein Traum von einem erhabenen Leben, dieser so edle Traum, der allein gestattet, den edlen Seelen edler Künstler, indem man für sie Verständnis gewinnt, ebenbürtig zur Seite zu stehen, wird ihn in der Erwartung irgend eines bestimmten Etwas, welches niemals kommen wird, verbrauchen. Anstatt

seine Kraft auf die tägliche Arbeit eines bestimmten Berufes zu richten, wird er in einer schmerzlichen Untätigkeit stagnieren, bis er darin verkommt. Seine Sehnsucht nach einer einzigen Liebe, diese Jagd nach einem idealen Hirngespinste — welche die geheime Chimäre aller Dichter ist und auch die geheime Chimäre Flauberts war — wird ihr Ziel in dem ewig ungestillten Wunsche nach Madame Arnoux finden. Das Kleid dieser Frau schwebt vor den Augen Frédérics und hindert ihn, seine Geliebten wirklich zu lieben. Und möge es ihm niemals gelingen, dieses Phantom, dessen größter Reiz ist, ein Phantom zu sein, zu erfassen, denn dann würde er zu sehr bemerken, daß er von einem Nichts gelebt hat. Und dennoch lebt er, wie ein Kiesel von der Flut der Stunden dahingerollt, immer mehr außer stande, durch seinen Willen den ungeheuren Druck von Kleinigkeiten zu besiegen, immer mehr außer stande, wenn er ihn besiegen würde, seine Begierde durch Genuß zu stillen; und zwar geht seine Unfähigkeit so weit, daß, da sowohl die äußeren wie die inneren Verhältnisse ihm verhängnisvoll sind, der vollständigste Bankerott auch der verdienteste ist.

Aber Emma Bovary, aber Frédéric sind die Produkte einer absterbenden Generation; gehörten sie einer jüngeren Welt an, so hätten sie sich vielleicht in ihrer ganzen Kraft entwickelt — das wenigstens denken wir von ihnen, und das denken wir von uns, wenn wir vor Entsetzen vor der Erschöpfung, diesem zu schmerzlichen Zoll für die Wohltaten der Jetztzeit, ergriffen, uns nach den alten Zeiten der wilden

Energie oder des festen Glaubens zurücksehnen. Wer hat sich nicht schon in Augenblicken einer großen, durch die Zivilisation hervorgerufenen Übermüdung das berühmte Wort wiederholt: „Ich bin zu spät geboren.“ Flaubert beantwortet diesen Sehnsuchtsschrei mit dem Nachweis, daß die Summe der inneren und der äußeren Widersprüche in der jüngeren, neuen Welt der gleich sei, welche das Übel unserer zu alten Welt ausmacht. Als Salambo sich des zaïmpha, des Schleiers der Göttin, der gleichzeitig „blau wie die Nacht, gelb wie das Morgenrot, purpurn wie die Sonne, ebenmäßig durchscheinend, funkelnd und leicht ist“, bemächtigt hat, wundert sie sich, wie Emma in den Armen Léons, jenes Glück, an welches sie früher glaubte, nicht zu empfinden: „Sie bleibt melancholisch in ihrem zur Wirklichkeit gewordenen Traume.“ Der heilige Antonius, der Eremit auf den Bergen der Thebaïde, empfindet, als auch er sein mystisches Hirngespinst verwirklicht hat, daß ihm das Vermögen zu fühlen mangelt; mit Angst sucht er die Quelle frommer Gemütsbewegungen, welche einst sich vom Himmel in sein Herz ergoß. „Sie ist jetzt versiegt, und warum? . . .“ seufzt er, indem er zum Himmel emporblickt. Ach, warum ist es ein allgemeines Gesetz für die menschlichen Geschöpfe, daß der Genuß immer mit der Begierde in einem Mißverhältnis steht? Warum läßt sich jede warm fühlende Seele durch einen Wahn täuschen, der ihr vorspiegelt, daß sie einer fortgesetzten Begeisterung fähig sei? Warum verbirgt sich ein lügnerischer Zauber hinter der

spröden Grübelei der Einfältigen und der Frommen, wie er sich hinter der verdorbenen Sinnlichkeit moderner Seelen verbirgt, welche den Glauben verloren haben? Und war übrigens der Rahmen des Schreckbildes des Lebens in jenen sogenannten heroischen Zeiten viel mehr wert als heute in der Philistrosität unserer Städte? Ist die stumpfsinnige Roheit der Söldner, welche in dem Garten Hamilkars Feste feierten, für ein edles Wesen weniger abstoßend als die stumpfsinnige Ungeschliffenheit der Gäste der Bovaryschen Hochzeit oder der Lebemänner, der Freunde Frédérics? War die asketische Einfältigkeit der Mönche der ersten Jahrhunderte weniger reich an elender Dummheit als der klägliche Skeptizismus unserer Zeit? Das sind alles Fragen, denen Flaubert als Antwort die Seiten seiner beiden klassischen Dichtungen entgegenschleudert, in welchen er für das, was war, und für das, was ist, die gleiche Verachtung offenbart. Wie das Skelett auf dem Bilde von Goya seinen Grabstein aufhebt und mit seinem weißen Finger schreibt: „Nada . . . hier ist nichts . . . .“ so stehen die Toten der alten Zivilisationen vor den beschwörenden Blicken des Dichters auf und schwören ihm, daß dasselbe Nichts dem Glücke der damaligen Welt zu Grunde liege, daß dieselbe Verzweiflung und dieselbe Angst am Ende eines jeden Strebens stehen und daß — ob nun barbarisch oder zivilisiert — der Mensch es nie verstanden habe, die Welt seinem Herzen oder sein Herz der Welt anzupassen. Das ist, wie man sieht, mehr als ein persönliches Gefühl, das ist eine Lehre. Nicht mehr beklagt sich und flucht

der unsanft aus seinen Träumen geweckte Romantiker, sondern der Psychologe erkennt die Grundursachen seines Elends, der Metaphysiker zeigt, wie in diesem Elend und dessen Ursachen ein höheres Gesetz enthalten ist, dem er wie alle seinesgleichen unterworfen ist. Vom Metaphysiker ist wenig zu sagen. Der Pessimismus, als allgemeine Theorie des Weltalls betrachtet, kann keinen entscheidenderen Wert haben als der Optimismus. Beide Philosophieen offenbaren eine persönliche und wahrscheinlich physiologische Veranlagung, mittels welcher der Betreffende in dem einen Falle sein Mißbehagen, in dem anderen Falle seinen Genuß mit Leichtigkeit erneuert. Die Tätigkeit des Psychologen beruht auf festeren Grundlagen und ist gleichzeitig weniger willkürlich. Sie besteht darin, in einigen scharfen Zügen den Verlauf einer Seelenkrankheit zu verzeichnen. Man könnte sogar sagen, daß im Hintergrunde eines jeden schönen literarischen Werkes die Bejahung einer großen psychologischen Wahrheit sich verbirgt, wie im Hintergrunde eines jeden schönen Werkes der Malerei oder der Bildhauerkunst sich die Bejahung einer anatomischen Wahrheit verbirgt. Die Tragweite der vom Künstler erschauten Wahrheit bezeichnet den Grad seines Genies.

Wenn man tiefer in die Auffassung, welche sich Flaubert von seinen Personen macht, eindringt, erkennt man, daß das Mißverhältnis, unter welchem sie leiden, stets und überall darin seinen Grund hat, daß sie sich im voraus eine Vorstellung von den Gefühlen gemacht haben, welche sie empfinden werden.

Im wirklichen Leben halten ihnen zunächst die Verhältnisse nicht Wort, und alsdann machen sie selbst Bankerott. Also das Denken spielt hier die Rolle des unheilbringenden Elementes, der ätzenden Säure, und verurteilt den Menschen zu seinem sicheren Unglück. Der Mensch, so wie Flaubert ihn sieht und zeigt, schließt sich von der Wirklichkeit durch eine ganz willkürliche und persönliche Tätigkeit seines Gehirnes ab. Das Ergebnis dieses Konflikts zwischen der unvermeidlichen Wirklichkeit und der isolierten, alleinstehenden Persönlichkeit ist das Unglück. Aber welche Ursachen bringen diese Isolierung hervor? Ob Flaubert sich nun mit der alten oder mit der modernen Welt beschäftigt, er schreibt stets den ersten Grund dieser Störung des Gleichgewichts der Literatur, im weitesten Sinne des Ausdrucks, d. h. dem Worte und der Schrift zu. Emma und Frédéric haben Romane und Gedichte gelesen, Salambo hat sich von den heiligen Legenden, welche ihr Schahabarim erzählte, genährt ... „Niemand in Karthago war weiser und gelehrter als er.“ Der heilige Antonius hat sich an theologischen Erörterungen berauscht. Sowohl die einen wie die anderen sind Symbole von dem, was Flaubert selbst war. Das Unglück, an dem er solange gelitten, hat er in ihnen verkörpert, nämlich das Unglück, das Bild der Wirklichkeit eher gekannt zu haben, als die Wirklichkeit selbst, das Bild der Gefühle und Empfindungen eher, als die Gefühle und Empfindungen selbst. Das Denken martert sie, wie es ihren geistigen Vater marterte, und gerade dadurch erscheinen sie größer, bis sie nicht nur das

Symbol Flauberts, sondern das aller jener Zeiten werden, deren größte Krankheit die übermäßige Anstrengung des Gehirns ist. Balzac hatte schon in der großen Vorrede zur „Menschlichen Komödie“ geschrieben: „Wenn das Denken das soziale Element ist, so ist es auch das zerstörende Element.“ Der Verfasser von „Madame Bovary“ hat eigentlich nichts weiter getan, als daß er dieses tiefsinnige Werk kommentiert hat, aber der Kommentar wird zur Hauptsache und ist einer Untersuchung betreffs seines heutigen Wertes würdig.

In dieser Weise das Denken nicht mehr als eine wohltätige, sondern als eine mörderische Macht betrachten, heißt gegen unsere ganze moderne Zivilisation angehen, welche im Gegenteil in dem Denken das höchste Ziel ihres Fortschreitens sieht. Die Gehirnkräfte des Menschen zu überreizen und zu verdoppeln, ihm sogar eine immer verwickeltere, immer methodischere geistige Arbeit hervorzusuchen und aufzuzwingen, das ist seit Ende des Mittelalters das unabläſsige Trachten des westlichen Europas. Wir bewundern uns selbst, wenn wir bei einem Vergleiche unseres zivilisierten Volkes mit dem früheren Volke mit den Worten des sterbenden Goethe feststellen können: „Mehr Licht!“ Gerade deshalb richtet sich unsere höchste Anstrengung auf die Wissenschaft, das heißt, auf eine nebeneinander geordnete und allen Köpfen zugängliche Darstellung der Gesamtheit der Erscheinungsformen, welche bewiesen werden können. Aber haben wir die Kräfte dieser menschlichen Maschine, welche wir mit Kenntnissen überladen, auch richtig

ermessen? Haben wir, wenn wir mit offenen Händen, nach unten hin den Unterricht, nach oben hin die kritische Zergliederung verschwenden, wenn wir durch das Übermaß der Bücher und Zeitschriften die Geister mit Ideen aller Art überschwemmen, die durch diese täglich mehr und mehr bis zur Raserei gesteigerte Übertreibung des bewußten Lebens in den Seelen hervorgebrachte Erschütterung wohl berechnet? Das ist das Problem, welches Flaubert in verschiedenen ergreifenden Formen aufgestellt hat — von „Madame Bovary“ und der „Erziehung“ an, in denen er zwei sehr merkwürdige Fälle literarischer Vergiftung studiert, bis zu „Bouvard und Pécuchet“, dieser philosophischen Posse, in der er wie unter dem Mikroskop die Verwüstung analysiert, welche die Wissenschaft in zwei durch nichts auf das Sturzbad der neuen Ideen vorbereiteten Köpfen anrichtet. Das ist eins der wesentlichsten Probleme, die es jemals gab, denn von seiner Lösung hängt sogar die Zukunft dessen ab, was wir gewöhnlich als das Werk der Jahrhunderte betrachten! Ganz gewiß ist das Denken nicht stets eine mörderische Macht, aber es ist ebensowenig stets eine wohltuende Macht, schon deshalb, weil sie den Menschen in eine verhältnismäßige Unabhängigkeit versetzt und nach dem berühmten Ausspruche Spinozas aus ihm „ein Reich in einem Reiche“ macht. Der denkende Mensch kann sich, wenigstens durch sein Denken, der Natur gegenüberstellen, da er sich einen Begriff von den Dingen bilden kann, welche den Zwiespalt zwischen ihr und ihm hervorrufen. Nun unterliegen die Dinge unumgänglichen Gesetzen, und

jeder Irrtum hinsichtlich dieser Gesetze wird eine Ursache des Leidens für den, welcher ihn begeht. Die Wissenschaft, wird man einwenden, hat sich die Aufgabe gestellt, diese Irrtümer und die daraus sich ergebenden Leiden täglich seltener zu machen; aber hat sie ein Mittel gefunden, oder wird sie es finden, die Abnutzung der Organe, des Gefühls, des Willens, welche jede übermäßige Anstrengung des Denkens mit sich zu bringen droht, zu verhindern?

Zunächst die Abnutzung der Organe! Sie zeigt sich durch die Mißbildungen des menschlichen Typus, denen man bei jedem Schritt in den großen Städten begegnet. Der moderne Mensch, so wie wir ihn auf den Boulevards von Paris kommen und gehen sehen, trägt in seinen zarten Gliedmaßen, in seiner zu ausdrucksvollen Physiognomie, in dem zu scharfen Blicke seines Auges deutliche Spuren eines wässerigen Blutes, einer geschwächten Muskelkraft, einer übertriebenen Nervosität. Der Moralist erkennt darin die Wirkung des Lasters. Aber oft ist das Laster das Ergebnis der mit dem Denken verschmolzenen, von ihm ausgelegten und derartig verstärkten Empfindung, daß sie in Augenblicken der Verirrung die ganze Kraft des physischen Lebens verzehrt. — Die Abnutzung des Gefühls durch das Denken vollzieht sich ebenfalls auf verschiedene Art. Bald ist es die Vorstellung eines ausgeklügelten Ideals, welche die Leidenschaft erweckt. Denn wenn das Laster die vom Gedanken verherrlichte Empfindung ist, so entsteht die Leidenschaft aus einer Verbindung des Gefühls mit dem Gedanken. Und die Leidenschaft treibt den Menschen zu seltsamen und

gefährlichen Übertreibungen, welche ihm die vollständige Entwickelung seines Wesens nicht gestatten. Bald hindert die festgewurzelte Gewohnheit der Analyse die geheime, unbewußte Arbeit in unserm Herzen und läßt die Empfindungsfähigkeit gleichsam an ihrer Quelle versiegen. — Die Abnutzung des Willens vollendet schließlich das Werk der Zerstörung, und hier finden sich noch nicht klassifizierte Krankheiten in Furcht erregender Menge. Die zu große Zahl der Gesichtspunkte, dieser Reichtum der Intelligenz, ist das Verderben des Willens, denn sie bringt den Dilettantismus und die erschlaffte Ohnmacht der allzuviel umfassenden Naturen hervor. Oder es führt auch die unvollständige Erziehung des Verstandes den Halbgelehrten zu Entschlüssen, welche ebenso unfruchtbar sind, als die der am Fieber unvollendeter Bildung leidenden Bouvard und Pécuchet. Nun kann aber auch das Übermaß der kritischen Tätigkeit den, welcher sich ihr hingibt, zur Willenslosigkeit führen, weil der Reiz der Illusion, der allein zum Handeln treibt, geschwunden ist, und weil nun die endgiltige Nutzlosigkeit alles Strebens zum Vorschein kommt, und kein Ziel mehr die lebensmüde Seele lockt, welche sich in der Bitterkeit einer Entsagung ohne Ergebung das Wort des Predigers Salomo immer wieder vorsagt . . . Und wenn alle diese Fälle nur Ausnahmen wären, müßte man dann nicht annehmen, daß das Denken, welches sie hervorrufen kann, einer jener gefährlichen chemischen Kräfte ähnlich ist, welche unzweifelhaft notwendig sind, aber unendliche Vorsichtsmaßregeln erfordern?

Diese Vorsichtsmaßregeln kennt unsere moderne Zeit nicht, welche von der Überzeugung ausgeht, daß der Mensch nur von der Intelligenz lebt, und so spielt sie mit dem Denken wie das Kind mit dem Gifte. Ich glaube aus den Büchern dieses „Geisteshelden“, als welcher der Verfasser der „Versuchung“ doch wohl bezeichnet werden darf, die dumpfe Klage, das erstickte Schluchzen eines Opfers dieses grausamen Spieles unserer Zeit zu hören. Ein ununterbrochener Seufzer steigt aus seinem Werke hervor und erzählt von den Trümmern, mit welchen das Denken sein Herz und seinen Willen bedeckt. Er kennt nicht mehr die Liebe, die glücklichen, überströmenden Herzensergüsse, das weiche Sichhingeben an die Hoffnung; er kennt nicht mehr die strenge Regel, die Befriedigung, welche der Gehorsam gegen Sitte und Religion gibt. Die Einsamkeit um ihn herum wird immer ausgesprochener. Und er beschwört die Schar derer zu sich, die, wie er, Opfer der grausamen Göttin sind: die Jungfrau von Karthago, welche zuviel an Tanit gedacht hat, den Anachoreten der Thebaïde, welcher zuviel an seinen Christus gedacht hat, die Frau des Armenarztes, welche zuviel an das Glück gedacht hat, den jungen Mann aus dem Bürgerstande, welcher zuviel an seine eigenen Erregungen gedacht hat, die beiden Bureaubeamten, welche zuviel an tausend Theorieen gedacht haben; und überdrüssig, immer wieder sich selbst zu erblicken, erschöpft durch das stete, unablässige und zu klare Bewußtsein seiner Person, höre ich ihn folgenden Wutschrei ausstoßen, mit welchem sein geheimnisvollstes und sein bedeutendstes Werk abschließt: „Ich

möchte fliegen, schwimmen, laut schreien, bellen, brüllen. Ich möchte Flügel, ein Rückenschild, eine Rinde haben, Rauch atmen, einen Rüssel tragen, meinen Körper verrenken, mich nach allen Richtungen hin teilen, in allem sein, mit den Düften vergehen, wie das Wasser fließen, wie der Schall schwingen, wie das Licht glänzen, mich in alle Formen hineinschmiegen, jedes Atom durchdringen, bis in das Innerste der Natur hinabsteigen — Materie sein!" Materie sein! Und damit sind wir zu dem Traume des alten Basilides zurückgekehrt, der in früheren Zeiten der von ganz Indien war: „Ein allgemeines Seufzen der Natur, ein melancholisches Gefühl des Weltalls ruft die letzte Ruhe herbei, welche in einer allgemeinen Unbewußtheit der Individuen im Schoße Gottes und in der absoluten Wunschlosigkeit bestehen wird . . ."

III

Kunsttheorieen

Auf diese Überzeugung von dem unheilbaren Elende des Lebens — welche in der Geschichte der Ideen nicht neu ist — gibt nur eine einzige Lehre, die von der freiwilligen Entsagung, Antwort. „Die wahre Weisheit", sagte Çakya-Muni schon vor vielen Jahrhunderten, „besteht in der Wahrnehmung des Nichts in allen Dingen und in dem Wunsche, in dem Nichts aufzugehen, in einem Hauche vernichtet zu

werden, in das Nirvana einzutreten."*) Und wenn Flaubert die Prinzipien seines Pessimismus in ihrer Logik bis zum äußersten verfolgt hätte, so würde er in der Tat bei diesem wohltuenden, von Buddha gepredigten Verzichte gelandet sein. Aber angesichts der verwickelten Zusammengesetztheit eines modernen Menschen hat alle Logik bald ihr Recht verloren. Dieser moderne Mensch, in welchem sich so viele, nicht zusammenpassende Erbschaften finden, ist der lebende Beweis der psychologischen Theorie, welche unser Ich als ein Bündel von Erscheinungen ansieht, welche fortwährend sich verbinden und wieder auflösen, so daß die scheinbare Einheit unseres moralischen Lebens sich in eine Aufeinanderfolge vielfältiger, heterogener, manchmal bis zum heftigsten Sichbekämpfen voneinander verschiedener Persönlichkeiten auflöst. Dieser Standpunkt gestattet, die Inkonsequenz, mit welcher Flaubert gleichzeitig einer der entschiedensten Nihilisten und einer der tätigsten Arbeiter an der Literatur war, zuzulassen, ohne sie allzusehr zu verurteilen. Man ist nicht ungestraft der Sohn eines optimistischen Geschlechtes, zu dessen Gewohnheiten kräftige Arbeit gehört. Ein Philosoph spricht in uns und zeigt die Eitelkeit der Hoffnung und des Strebens, aber unser Herz schlägt, in unseren Adern strömt das ganz mit Energie-Atomen gefüllte Blut, welches uns von den

*) Ich entnehme diesen Satz dem Buche von James Sully über den Pessimismus (Geschichte und Kritik), dessen Übersetzung im Verlage von Germer-Baillière erschienen ist. Man findet da eine sehr klare und mit Gründen gestützte Untersuchung über alle Fragen dieser Art. A. d. V.

Ahnen überkommen ist, und es ist uns versagt, uns wie die Fakire der glücklichen Halbinsel der endlich erlangten Unbeweglichkeit, der nicht wieder zu raubenden Befreiung, welche der Stachel des trügerischen Wunsches nicht mehr quälen kann, zu erfreuen. So lag in Flaubert ein Trieb, zu arbeiten und viel zu arbeiten. Es ist bekannt, daß er mitten in der Arbeit gestorben ist, und daß erst der Schlag, der ihn traf, ihm die Feder aus der Hand nahm. Die Bedeutung seines übrigens ganz literarischen Feldzuges — aber heißt gegen Worte kämpfen nicht auch kämpfen, und wie erbittert!? — bleibt allerdings unverständlich, wenn man sich nicht von dem tiefsten Grunde dieser Natur, die zu schildern ich versuchte, Rechenschaft ablegt. Sicherlich findet sich bei ihm, wie bei jedem befähigten Künstler, ein gutes Teil von Unbewußtheit, welches bestimmen zu wollen ein Gehirngespinst wäre. Was bei ihm bewußt und überlegt war, verdichtete sich zu gewissen Kunsttheorieen und zu gewissen Methoden in der Ausarbeitung. Aber gerade diese Theorieen haben die Schüler angezogen, diese Methoden haben Anhänger gewonnen — und in seiner Rhetorik hat sich sein Geist und sein Gefühl offenbart, und diese Offenbarung muß charakterisiert werden, damit diese Studie über die psychologische Rolle des Verfassers der „Madame Bovary“ nicht zu unvollständig bleibt.

In der Gesamtheit seiner schriftstellerischen Tätigkeit betrachtet, hat Flaubert seinen Platz unter den Geistern, welche jede praktische und soziale Beeinflussung durch ihre Werke ablehnen. Sie bilden die

Schule, welche man schon seit langem mit dem Namen „L'art pour l'art" bezeichnet. Er gab nicht zu, daß eine ästhetische Schöpfung einen anderen Zweck haben dürfe als sich selbst und ihre eigene Schönheit. Er konnte gar nicht anders denken. Selbst wenn der Abscheu vor der modernen Welt ihn nicht von jeder Nützlichkeitstendenz ferngehalten hätte, selbst wenn außerdem sein Pessimismus ihn nicht gegen jede, selbst augenblickliche Fortschrittsidee aufrührerisch gemacht hätte, so hätten ihn seine Ansichten über die Methode der Wissenschaften vor den Irrtümern der lehrhaften Literatur bewahrt. „Da die Kunst", so schreibt er, „ihren Grund in sich selbst hat, darf sie nicht als ein Mittel betrachtet werden. Trotz allen Genies, welches man in die Entwickelung dieses oder jenes zum Beispiel genommenen Stoffes legen kann, kann doch ein anderer Stoff als Gegenbeweis dienen, denn die Lösung des Knotens ist keine Schlußfolgerung. Aus einem besonderen Falle muß man keine allgemeine Folgerung ziehen, und die Leute, welche sich deshalb für Fortschrittler halten, stellen sich in einen Gegensatz zu der modernen Wissenschaft, welche eine möglichste Aufhäufung von Tatsachen vor Aufstellung eines Gesetzes verlangt . . ." Ich wüßte nicht, daß ein anderer Schriftsteller den philosophischen Grund für die Unabhängigkeit der Wissenschaften treffender und tiefsinniger formuliert hätte. Aber viele haben ebenso gefühlt, von dem göttlichen Vergil, dem beschaulichen Dichter, an bis zu Theophile Gautier,

dem Olympier. In Thesen, welche sich mehr auf technische Detailfragen beschränken, muß man die Eigenart Flauberts suchen. Unter diesen Thesen glaube ich zwei, wenn nicht gänzlich neue, so doch ganz neu wieder in Aufnahme gebrachte, zu sehen, welche er sein Leben lang aufrecht erhalten und seinen Anhängern aufgezwungen hat. Ich meine seine Art, den Aufbau der Charaktere im Romane, und die, den idealen Typus des Stils aufzufassen.

Wie ich es schon beiläufig andeutete, war unter den Widersprüchen, unter welchen Flaubert litt, einer der schmerzlichsten der, daß sich in ihm zwei feindliche Persönlichkeiten gegenüberstanden und bekämpften: ein romantischer Dichter und ein Gelehrter. Solche Konflikte ziehen meist die allmähliche Schwächung einer dieser beiden Persönlichkeiten, ihre endgiltige Niederlage und ihre Unterjochung, wenn nicht ihren Tod nach sich. So lebte in dem noch ganz jugendlichen Sainte-Beuve ein Dichter und ein Analytiker, von denen nur der Analytiker am Leben blieb, weil Sainte-Beuve, der sich darin von der französischen Meinung, welche die Geister in eine Spezialität einzupferchen liebt, beeinflussen ließ, nicht die Kraft hatte, auszuharren. Er hatte angefangen, eine neue Dichtkunst zu schaffen, in der sich seine beiden Naturen verschmolzen. Die Verständnislosigkeit und die mißgünstige Gesinnung seiner Zeitgenossen entmutigten ihn. Flaubert, welcher einsamer lebte und genügend Klugheit und Selbstbeherrschung besaß, sich während seiner Lehrjahre zurückzuhalten, gelang es, durch die Art und Weise, mit der er die Seelenzustände seiner

Personen darlegt und entwickelt, den Romantismus und die Wissenschaft miteinander zu versöhnen. Bezüglich der Wissenschaft und ihrer gegenwärtigen Grundgedanken über den menschlichen Geist meinte er, daß ein menschlicher Kopf eine Art Dunkelkammer sei, durch welche Bilder aller Art immer wieder hindurchgehen: Bilder aus früher durchschrittenen Sphären, welche sich mit einem Teile ihrer Gestalt und ihrer Farbe wieder zeigen, Bilder von früher gefühlten Erregungen, welche einen Hauch der Wonne oder der Bitterkeit ausströmen. Eine Art Kampf ums Leben tritt zwischen diesen verschiedenen Vorstellungen oder Ideen ein, welche miteinander fechten und sich vereinen, sich zerstören und sich vermischen, unserem Gefühl für die Vergangenheit Stoff liefern, unsere Zukunftsträume ausgestalten, unser Wollen bestimmen. Für Flaubert, wie für die Engländer, welche bekanntlich Anhänger der Ideenverbindung sind und alles andere ausschließen, heißt wissenschaftlich die Arbeit eines menschlichen Geistes zerlegen: die in ihm zusammenströmenden Bilder analysieren, die herausfinden, welche sich gewohnheitsmäßig darbieten, sowie die Art, auf welche sie sich darbieten, entdecken.

Die Verfasser psychologischer Monographieen und mit ihnen der Verfasser der „Madame Bovary" wählen folgendes Verfahren: Die Personen sind sich bewegende Ideenverbindungen. Wenn nicht Genie, so doch außergewöhnliches Talent, bezeugt die Einsicht, daß die romantischen Methoden ein bewundernswertes Instrument für diese psychologische Auffassung

bildeten. Hat sich nicht die Sprache der Romantiker unter der Führerschaft des wortreichen Genies, Victor Hugos, bis zu einer Ausbildung von unvergleichlichem Glanze erhoben? Hat sie sich nicht mit Theophile Gautier das Vermögen erworben, mit der Farbe der Malerei und der Plastik der Bildhauerei zu wetteifern? Warum nicht diese Prosa von fast lebendigen Eindrücken verwenden, um die Bilder, welche in einem Gehirn auftauchen, zu malen? Auf diese Weise erfand Flaubert die Methode, welche das Erscheinen von „Madame Bovary" zu einem literarischen Ereignis von größter Bedeutung machte. Die Analytiker wie Taine konnten darin ihre mit vollkommener Genauigkeit entwickelte Theorie von der menschlichen Seele erkennen. Das Ich der Personen war in der Tat „jene Sammlung kleiner Erscheinungsformen", von denen der Philosoph sprach. Und diese kleinen Erscheinungsformen waren in einer Prosa von bezaubernder Wirkung, bei der die geschicktesten Stilistiker der Zeit ihre Rechnung finden konnten, dargestellt. Ein Beispiel wird den doppelten Wert einer Analyse, welche ihren Ausdruck in konkreten Bildern findet, zeigen; ich nehme, dem Zufalle folgend, aus „Madame Bovary" (Teil I, Kap. 8): „Emma dachte manchmal, daß dies doch die schönsten Tage ihres Lebens wären, die Flitterwochen, wie man zu sagen pflegt. Um ihre Süßigkeit zu empfinden, hätte man zweifellos in andere Länder mit klangreichen Namen reisen müssen, wo die auf die Vermählung folgenden Tage von süßerer Trägheit ausgefüllt sind. Im Postwagen hinter

Vorhängen von blauer Seide fährt man im Schritt steile Wege hinauf, man horcht auf das Lied des Postillons, das mit dem Läuten der Glöckchen der Ziegen und dem dumpfen Brausen des Wasserfalls in den Bergen wiederhallt . . .“ Man sieht, wie das Bild mit Hilfe eines sowohl in „Atala“ wie im „Fräulein von Maupin“ angewandten Verfahrens eine bestimmte Gestalt annimmt; aber gleichzeitig ist doch dieses Bild eine psychologische Erscheinungsform, es gibt einen Seelenzustand wieder und ist nicht nur aus dem Vergnügen an volltönenden und farbenreichen Worten hervorgegangen! Ich werde noch zwei Stellen aus dem zwölften Kapitel des zweiten Teiles desselben Romanes anführen, in denen der Verfasser die sich entgegengesetzten Ideenverbindungen schildert, welche den Geist Emmas und den Charles durchziehen, während sie doch nebeneinander ruhen: „Charles glaubte das leise Atmen seines Kindes zu hören; es wurde jetzt größer. Mit jeder Jahreszeit würde ein Fortschritt sich zeigen . . .“ „Emma wurde von vier Pferden im Galopp in ein Land getragen, von wo sie niemals wiederkommen würde . . .“ Das ist das Meisterwerk der von Flaubert geschaffenen Methode. Die beschreibende Rede ist mit einer wahrhaft köstlichen Kenntnis der poetischen Sprache gedrechselt, und jedes hervorgerufene Bild ist ein Charakterzug der Person, in der es auftaucht.

Der Scharfsinn dieser Methode hat ihr Glück gemacht. Es ist merkwürdig, wie sehr diese rhetorische Beeinflussung, wie ich schon oben andeutete,

sich in einen Einfluß auf die sittliche Anschauung gewandelt hat. Wenn Flaubert den menschlichen Geist als eine Vorstellungsmaschine ansieht, so hat er wohl beachtet, daß diese geistige Vorstellung sich nicht nur auf die Bilder der äußeren Welt anwenden läßt, so wie wir sie durch unsere verschiedenen Sinne in uns aufnehmen. Eine innere Welt lebt in uns; Gedanken, Erregungen, Willensäußerungen, welche in uns Bilder einer durchaus anderen Art entstehen lassen. Wenn wir die Augen schließen und an ein vergangenes Begebnis denken, an einen Abschied z. B., werden ganz physische Einzelheiten in unserem Gedächtnis wieder lebendig; die Form einer Landschaft, der Ton einer Stimme, ein Blick, eine Bewegung — und in demselben Augenblicke wird diese Einzelheit die Gefühle wieder wachrufen, welche wir in dieser Landschaft, beim Hören dieser Stimme, beim Begegnen dieses Blickes empfunden haben. Es gibt also zwei sehr verschiedene Gruppen von Bildern und zwei dementsprechende Arten von Einbildungskraft; die meisten Geister sind nicht gleichmäßig befähigt, diese beiden Gruppen von Bildern heraufzubeschwören und besitzen diese beiden Arten der Einbildungskraft nur in verschiedenen Graden. Flaubert besaß allem Anschein nach die Einbildungskraft für die äußere Welt in einem bemerkenswerten Grade, die Einbildungskraft für die innere Welt dagegen war bei ihm weniger mächtig. Er erzählte, daß, wenn er einen Horizont, einen Garten, ein Zimmer beschreiben wolle, in seinem Gedächtnis ein so großer Reichtum an sichtbaren Einzelheiten aufflute, daß er sich zu

einer Wahl zwingen müsse. Ebenso sind die Gestalten in seinen Werken auch mehr mit dieser als mit der anderen Einbildungskraft begabt. Aber bei Flaubert wies der gründliche Beobachter dem Seher den rechten Weg, und er war mit Sorgfalt darauf bedacht, in der Entwickelung der Charaktere die Bilder der inneren Welt nicht zu vernachlässigen. Nur scheint er sie mehr durch eine Anstrengung seiner Logik als durch eine Naturbegabung gefunden zu haben. Jedoch haben die seinem Einflusse unterworfenen Romantiker und die Anhänger seiner Methode die Fehler des Meisters übertrieben. Sie haben das Dasein zweier Arten von Einbildungskraft verkannt, und anstatt in ihren Gestalten verschiedenartige Erscheinungsformen zum Ausdruck zu bringen, haben sie denselben fast nur physische Einbildungskraft beigelegt. So haben sie sich besonders auf die Wiedergabe der Lebenssphären gelegt und dabei in ihren Werken immer mehr das Studium des Willens unterdrückt. Sie zeigen, wie das menschliche Wesen von den es umgebenden Dingen beherrscht und zu einer persönlichen Reaktion fast unfähig gemacht wird. Das ist die Quelle jenes entmutigten Fatalismus, welcher die Philosophie der ganzen Schule der heutigen Romanschriftsteller kennzeichnet. Das ist die Quelle der Bilder einer der Wirklichkeit sehr entsprechenden und gleichzeitig sehr verstümmelten Menschheit. Das ist die Quelle jenes immer mehr hervortretenden Verzichtes auf große Hoffnungen, hochherzige Wallungen, auf alles, was unter dem Namen Ideal in unserem innersten Wesen an

Glauben lebt. Und da unsere Zeit von einer Erkrankung des Willens erfaßt ist, liegt darin auch der Grund der Beliebtheit einer Literatur, deren Psychologie so sehr der immer mehr um sich greifenden Schwächung der inneren Spannkraft entspricht. Langsam bildet sich, und zwar in vielen dem Einflusse der neuen Romane unterworfenen Geistern, die Auffassung, daß das Streben nutzlos, und die Macht der äußeren Ursachen unwiderstehlich ist. Da wir nun aber auf dem Gebiete des moralischen Lebens in Bezug auf Energie nur gerade so viel wert sind, als wir wert zu sein glauben, zersetzt sich bei den eben genannten Naturen auch langsam der Wille, — und diejenigen, welche durch Flaubert die Erbschaft dieses Romantismus, der zu viel vom Leben gefordert hat, übernommen haben, sind die eifrigsten Arbeiter an dieser Zersetzung des Willens. Sonderbare Ironie des Schicksals, welches die Generationen dahin bringt, der Aufgabe, welche ihre Führer sich gestellt hatten, gerade entgegenzuarbeiten!

Der Wunsch, den Romantiker und den Gelehrten, welche in ihm miteinander kämpften, zu versöhnen, hatte Flaubert zu einer besonderen Darstellungsweise der Charaktere geführt; der unwiderstehliche Wunsch, aus den Trümmern, welche seine Seele bedecken, eine allgemein giltige Wahrheit zu retten, führte ihn zu einer besonderen Theorie bezüglich des Stiles. In dem Nihilisten verbirgt sich ein Fanatiker der Vollkommenheit. Da er diese Vollkommenheit nicht außer sich, in den einem ewigen Wechsel unterliegenden Dingen, und nicht in sich, der ja wie die

Welt unter dem unversöhnlichen Gesetze des Werdens sich beugte, finden konnte, wies er der Vollkommenheit sowohl außerhalb seiner selbst wie außerhalb der Dinge in dem geschriebenen Worte einen Platz an. Ein wohlgefügter Satz schien ihm eine Art unzerstörbaren Charakters zu tragen und einen die allgemeine Hinfälligkeit überragenden Bestand zu haben. Es gibt in der Tat so vollkommen treffende Wortbeziehungen, daß eine Verbesserung unmöglich wäre. Wenn der Künstler einige solcher Verbindungen findet, so bereiten sie ihm eine Fülle geistigen Glücks, das dem Glücke zu vergleichen ist, welches der Mathematiker bei einer klaren Lösung empfindet. Der angsterfüllte Geist atmet einen Augenblick auf in dieser Betrachtung, oder, besser gesagt, in dieser Verkörperung, denn ist nicht der Satz eine Verkörperung des Geistes, der ihn geschaffen hat? Solches Erschauern unseres ganzen geistigen Wesens ist so durchdringend, daß es uns über das Unglück des Seins tröstet. Flaubert erstrebte dieses erhabene Erschauern sein ganzes Leben lang, und da er immer schwieriger zu befriedigen war beim steten Suchen nach dem geheimnisvollen Gesetze der Schöpfung des schönen Satzes, lud er sich jenes Übermaß von Arbeit auf, von dem die Anekdotenschreiber sprechen. Unermüdlich nahm er seine Zeilen immer wieder vor, stand in der Nacht auf, um ein Wort auszustreichen, er kam nicht vom Flecke beim Nachdenken über ein Eigenschaftswort. Die edle Sucht, nur das Vollkommene zu geben, tyrannisierte ihn. Ihr wird er es danken, so lange zu währen

wie unsere Sprache, welche er wie die unvergleichlichen Prosaiker Rabelais, Montaigne, Bossuet, Pascal, La Bruyière und Chateaubriand gehandhabt hat.

Das ganze System Flauberts betreffs des Stiles liegt in der Formel Buffons, welche er irgendwo mit Bewunderung anführt: „Alle geistige Schönheit, welche in einem schönen Stile liegt, alle Beziehungen, welche sich in ihm finden, sind ebensoviel nützliche und vielleicht noch kostbarere Wahrheiten für den Geist des Lesers als die, welche der Inhalt des Stoffes bieten kann.“ Damit sagt er aber, daß die gewöhnliche Unterscheidung zwischen dem Inhalte und der Form ein Irrtum der Analyse ist. Die Idee liegt nicht hinter den Worten wie ein Gegenstand hinter einer Glasscheibe; sie ist eins mit dem Worte, denn es ist unmöglich, einen Satz zu bilden, der keine Idee ausdrückt, oder eine Idee, welche ohne Worte gedacht ist. In dem gegenwärtigen Zustande unserer Zivilisation heißt denken: innerlich einen Satz aussprechen, und von der Eigenart des Denkens hängt die Eigenart des gedachten Satzes ab. Diesen Satz in seiner ganzen Eigenart niederschreiben, so daß die schweigsame Gedankenarbeit sichtbar und gleichsam konkret gemacht wird, das ist, scheint mir, das Ziel, welches jeder talentvolle Literat sich steckt, und welches auch Flaubert sich gesteckt hat. Da er Psychologe war, wußte er, daß die Tätigkeit des Gehirns auf den Organismus einen Einfluß ausübt, und deshalb stellte er die Forderung, daß ein Satz so gebildet sei, daß man ihn laut rezitieren könne: „Die schlecht gebildeten Sätze“, behauptete er, „vertragen diese Probe

nicht; sie bedrücken die Brust, hindern das Schlagen des Herzens und stehen so außerhalb aller Lebensbedingungen.“ Er gründete also seine Theorie vom Rhythmus auf eine Übereinstimmung unserer physischen und unserer moralischen Persönlichkeit, wie er seine Theorie von der Wahl der Worte und von ihrer Stellung auf eine sehr klare Einsicht in die Psychologie der Sprache gründete. Da Wort und Idee dem Wesen nach eins sind, und Denken Sprechen heißt, liegt in jedem Wort des Wortschatzes das Ergebnis einer langen, organischen Arbeit des Gehirns. Manche Worte drücken eine zarte, andere wieder eine rohe Empfindungsweise aus. Manche darunter sind aristokratisch, und andere sind unfein. Und nicht nur sind sie vorhanden und leben jedes für sich, sondern sie nehmen, einmal nebeneinander gestellt, einen Wert nach ihrer Stellung an, weil sie aufeinander wirken wie die Farben eines Gemäldes. Von seinen Grundsätzen eingenommen, arbeitete Flaubert eifrig daran, sie in ihrer ganzen Strenge anzuwenden; er stellte Proben betreffs des Rhythmus seiner Perioden mit eigener Stimme an, er suchte unablässig nach dem Ausdrucke ohne Synonym, welcher der lebendige Träger, der einzige Träger des Gedankens ist, er vermied das Zusammenstoßen von Silben, welche die Physiognomie des Wortes entstellen, er schränkte die syntaktischen Ausdrücke, welche die wesentlichen Worte des Satzes bedrücken, wie eine zu aufdringliche Fassung die Diamanten nicht zur Geltung kommen läßt, auf das allernotwendigste ein. Die Hilfswörter *haben* und *sein*, das Zeitwort

tun, die Platz wegnehmenden Konjunktionen — dieses ganze Elend unserer französischen Prosa — brachten ihn zur Verzweiflung. Und so bearbeitete er nach seinem System die Prosa nicht von außen, wie ein Mosaikarbeiter seine Steine zusammenfügt, sondern er ließ sie von innen herauswachsen wie die Blätter eines Zweiges — deshalb war das Schreiben für ihn, wie er manchmal sagte, eine Zauberkunst.

Aber einerlei! Sein Beispiel hat den Triumph der Barbarei, die heute unsere Sprache zu verheeren droht, für lange Jahre zurückgedrängt. Er hat der Schriftstellerei eine Sorgfalt für den Stil aufgezwungen, welche nicht sobald wieder verloren gehen wird, und die Gebildeten schulden ihm eine unvergängliche Dankbarkeit dafür, daß er, soviel es in seiner Macht lag, die Entartung der Kunst der französischen Prosa, dieser herrlichen Erbschaft aus der römischen Zivilisation, verzögert hat. Den Tag, an welchem diese Kunst verschwindet, müßte das französische Selbstbewußtsein sehr krank sein, denn es hätte damit auf dem Gebiete der Intelligenz seine unbestrittene Oberherrschaft verloren. Sprachen werden auf der Oberfläche der ganzen Welt gesprochen; wahrscheinlich aber wird nur eine einzige Prosa geschrieben, wenn man dieses Wort in dem kernigen und entscheidenden Sinne nimmt, in dem ein Titus Livius oder ein Sallust es verstehen konnte, und diese Prosa ist die unsere. In der Poesie stehen wir tiefer als die scharfsinnigen, herrlichen englischen Dichter, in die Welt der Musik sind wir durch deutsche Meister eingeführt, in die der plastischen Künste durch unsere südlichen Nachbarn,

aber wir sind die unumschränkten Könige über die Gestalt des geschriebenen Wortes. Und Gustave Flaubert, dieser an der Literatur Krankende, hat seiner Krankheit wenigstens das zu verdanken, daß er während seines Lebens ein Verwalter dieses Königtumes war — ein Verwalter, der sein Amt nicht niedergelegt hat.

IV

Taine

Taine

Das erste Auftreten einer neuen literarischen Berühmtheit schließt jedesmal für den Geschichtsschreiber der Geister eine Rätselfrage in sich — manchmal ist das Rätsel sehr leicht, wenn nämlich das Werk des bewunderten Schriftstellers sich den Bedürfnissen der Zeit anpaßt und gewissermaßen eine Antwort auf eine unbestimmte, in der Luft liegende Frage gibt, welche die Gemüter quält. Um zu verstehen, daß inmitten der leidenschaftlichen Erregung des Wiederauflebens der Religion der „Geist des Christentums“ seinem Verfasser mit einem Schlage den Ruhm eingebracht hat, und daß das heldenhafte, unruhige England von 1812 sich in der stolzen Melancholie von Childe Harold*) erkannt hat, braucht man keine großen analytischen Anstrengungen aufzubieten. Manchmal verwickelt sich das Rätsel angesichts der wunderbaren Wandlungen, welche die öffent-

*) Man lese in den Memoiren von Thomas Moore die geistreiche Darlegung der Gründe dieses „elektrischen“ Erfolges nach, über den Byron sagte: „Ich bin als eine Berühmtheit aufgewacht.“

liche Meinung hinsichtlich ihrer Begünstigten vollführt. Plötzlich, ohne daß er etwas anderes getan hat, als seine ersten Arbeiten mit sichtlich strenger Logik weiterzuführen, findet der angesehene Schriftsteller, daß er denen, welche ihm zuerst Beifall spendeten, mißfallen hat; die Eigenart seines Talentes wird ihm als Verbrechen angerechnet und das, was ihn groß gemacht hatte, drückt ihn jetzt nieder. Das war das Schicksal vieler berühmter Persönlichkeiten aller Zeiten. Es ist heute das Schicksal Taines, welcher jedoch darin seine Schicksalsgenossen überragt, daß er sich nicht beklagt hat. Ich glaube sogar, daß die einzige Zeile, welche die unausbleibliche innere Verletzung bei ihm verrät, die folgende ist, welche ich der Vorrede eines seiner letzten Bände entnommen habe: „Es tut mir leid, vorauszusehen, daß dieses Werk vielen meiner Landsleute mißfallen wird . . .“ Bis zu den letzten Jahren war der Verfasser der „Englischen Literatur“ in der Tat von seinen Lesern in die Gruppe eingereiht, welche man als die der äußersten Linken des zeitgenössischen Gedankens bezeichnen kann. Er hat den ganzen Verdruß einer solchen Stellung, aber auch alle ihre Vorteile kennen gelernt. Der Bischof von Orleans hatte den Familienvätern als nicht vertrauenswürdig den Philosophen gekennzeichnet, der sich folgende kühne Äußerung hatte zu Schulden kommen lassen: „Einerlei, ob die Lebensäußerungen physisch oder moralisch sind, sie haben stets eine Ursache. So der Ehrgeiz, der Mut, die Wahrhaftigkeit, wie die Verdauung, die Muskelbewegung, die tierische Wärme. Das Laster und die Tugend sind

Produkte wie das Vitriol und der Zucker . . .“, eine packende Äußerung, welche der zukünftige, damals noch in seinen Anfängen stehende Führer des Naturalismus, Emile Zola, als Devise und als Progamm an den Eingang eines Entrüstung erregenden Romanes stellte. Denn die jungen Leute der heranwachsenden Generation bildeten für den kühnen Zerschmetterer der Idole der offiziellen Metaphysik Jünger, in deren Enthusiasmus mit der gerechten Achtung vor der ungeheuren Anstrengung, die in seiner Arbeit zu Tage trat, ein gewisser Schauer sich mischte, den seine gefährlichen Enthüllungen einflößten. Ich erinnere mich, daß wir gleich nach dem Kriege als kaum dem Gymnasium entschlüpfte Studenten uns mit Herzklopfen in den großen Saal der „Ecole des Beaux arts“ drängten, in welchem Taine während der vier Wintermonate lehrte. Die Fresken von Paul Delaroche auf der Rückwand zeigten seine im üblichen Stile gehaltenen, aber majestätisch wirkenden Persönlichkeiten. Wir sagten uns, daß die Kurtisane Maryx, die Freundin von Gautier und Baudelaire, dem Maler für die Kränze verteilende Ruhmesgöttin Modell gestanden habe. Der Meister sprach mit seiner monotonen Stimme, welche den Worten der kurzen Sätze einen leichten fremden Akzent gab; und sogar die Eintönigkeit, die seltenen Bewegungen, der vertiefte Gesichtsausdruck, die Sorgfalt, der wirklichen Beredsamkeit der Urkunden nicht etwa die künstliche Beredsamkeit des Vortrages hinzuzufügen — alle diese kleinen Einzelheiten bestachen uns vollends. Dieser Mann, der so bescheiden war, daß er seinen europäischen

Ruf nicht zu ahnen schien, der so einfach war, daß er nur um das eine sich zu sorgen schien, der Wahrheit gut zu dienen, wurde für uns der Apostel des neuen Glaubens. Er wenigstens hatte niemals auf dem Altare der offiziellen Lehren geopfert. Er hatte niemals gelogen. Es war voll und ganz sein Gedanke, den er uns in diesen so kurzen und inhaltschweren Sätzen vortrug — sein im tiefsten Grunde unwiderlegbar aufrichtiger Gedanke.

Die Jahre sind vergangen — oh, nicht viele Jahre — und Taine zählt Gläubige unter denen, welche im Gefolge des Monseigneur Dupanloup gingen, während seine fast fanatischen Anhänger aus früheren Zeiten ihn anklagen, daß er die Überzeugungen ihrer gemeinsamen Kämpfe aufgegeben habe. Die drei Bände der „Geschichte der Anfänge des modernen Frankreich“ sind erschienen, und die politischen Parteien haben sich auf diese Beute geworfen. Für die einen hat sich der Bilderstürmer in einen Joseph de Maistre der mit Urkunden belegten Geschichte umgewandelt, der mit dem Zauberschwerte, welches die Revolution niederschlagen soll, aus den Archiven hervorgekommen ist. Andere vergessen, welches unbestechlichen Schriftstellers Arbeit sie richten, und schreiben einen Pessimismus, welcher nur eine natürliche Folge ist, in dem sie aber einen Widerspruch sehen wollen, den kleinlichsten Gründen zu. Ich werde dem ursprünglichen Plane dieser Studien treu bleiben, wenn ich zeige, wie ein und dieselbe Empfindungsweise, ein und dasselbe System, ein und dieselbe Methode Taine dahin geführt haben, bestimmte Bestrebungen des

zeitgenössischen französischen Geistes in starkem Maße zu verletzen, nachdem sie ihn dahin gebracht hatten, unwillkürlich gewissen anderen Bestrebungen zu schmeicheln. Es gibt ein bewundernswürdiges Wort Bossuets über die Gerechtigkeit: „Sie ist“, sagt er, „eine Art Martyrium . . .“ Die unversöhnliche Aufrichtigkeit des Gedankens ist manchmal auch eine Art Martyrium.

I
Die philosophische Sensibilität

Ich stelle mir vor, daß ein aufrichtiger Leser das Studium der etwa zwanzig Bände, welche die jetzt veröffentlichten Werke von Taine ausmachen, beendet hat, und daß an ihn die Aufforderung gestellt wird, seinen Eindruck zu einem jener allgemeinen Ausdrücke zusammenzufassen, die einen Geist klassifizieren und gleichzeitig seine vorherrschende Eigenschaft, sowie seine Lieblingstendenz bezeichnen. Diese Zusammenfassung wird zunächst durch die Verschiedenartigkeit der Gattungen, in denen der Schriftsteller sich ausgezeichnet, welche er aber durch die seinem Talente eigene Kraft umgestaltet hat, sehr schwierig gemacht sein. Taine könnte nicht ganz mit Recht als Kritiker bezeichnet werden, obgleich er Abhandlungen ersten Ranges geliefert hat, z. B. über Balzac und Saint-Simon, Meisterwerke einer durchdringenden Analyse und einer lichtvollen Entwickelung. Man braucht nur diese Seiten mit denen zu vergleichen, welche

Sainte-Beuve über dieselben Gegenstände geschrieben hat, um den Unterschied zu konstatieren zwischen dem Vorgehen der psychologischen Anatomie eines Forschers, welcher in der Literatur nur eine Offenbarung sieht, und der im eigentlichen Sinne des Wortes kritischen Methode eines Richters, in dessen Augen die literarische Produktion eine schon an und für sich äußerst interessante Tatsache ist. Sainte-Beuve ist überreich an Unterscheidungen, häufig an Spitzfindigkeiten, um selbst die feinsten Schattierungen anführen zu können. Er bringt häufig Anekdoten, um vielseitige Gesichtspunkte zu gewinnen. Das Individuelle und Besondere beschäftigt ihn hauptsächlich, und über seine bis ins Kleinste gehenden Forschungen stellt er eine ästhetische Regel als leitendes Ideal auf, gemäß welcher er zu seinen Schlußfolgerungen kommt und uns zwingt, selbst Schlüsse zu ziehen. Taine im Gegenteil sucht mit allen Kräften zu vereinfachen. Die Person, welche er betrachtet, ist ihm nur ein Vorwand zu einer Beweisführung. Ihm liegt vor allem daran, irgend eine ganz allgemeine Wahrheit aufzustellen, die ihm von bedeutender Wichtigkeit zu sein scheint. — Ebensowenig ist Taine ein Geschichtschreiber, obgleich sein Name an der Spitze von bewundernswürdigen geschichtlichen Aufsätzen steht. Als er sie schrieb, gab er nicht dem unwiderstehlichen Bedürfnis, die Vergangenheit wieder zu beleben, nach, welches einen Michelet schon bei der Berührung der vergilbten Papiere erfaßte, — der alten Papiere, deren Schrift verblichen ist, der stummen Papiere, welche einst heute vermoderte Finger handhabten. Für Taine

ist ein Kapitel der Geschichte nur der Baustein eines Gebäudes, auf dessen höchstem Punkte eine allgemeine Wahrheit stehen soll, welche sich in dem vollen Lichte der Augenscheinlichkeit erhebt. Michelet schildert aus Vergnügen am Schildern; Taine, der übrigens mit einem ebenso kräftig hervortretenden Relief schildern kann, aus Freude am Beweisen. — Ebensowenig ist Taine ein reiner Künstler, obgleich wir von ihm Bücher mit farbenreichen Schilderungen besitzen, in denen er die Erinnerungen an seine Reisen in Italien, in England und in den Pyrenäen niedergelegt hat. Wenn er die Landschaften voller Berge und Ebenen, große, lebendige Städte und tote Stätten durchreist hat, so hat er das nicht wie Theophile Gautier getan, um seine Augen durch neue Seiten des wechselnden Weltalls in Erstaunen zu setzen. Auch ist er nicht durch die Stimme aufgefordert, welche unserer heimwehkranken Phantasie zumurmelt:

Es zeigt die weite Welt manch herrlich Schauspiel dir,
Manch stolzes Königreich, mit seiner Pracht und Zier,
Des dunkeln Eskurials geheimnisvollen Bau,
Des grenzenlosen Meers unendlich weites Blau.

Es gibt eine von Montesquieu aufgestellte und von Stendhal entwickelte Hypothese über die Beziehungen zwischen der menschlichen Seele und ihrer Umgebung. Taine hoffte in entfernten Gegenden und Gesichtskreisen diese Hypothese auf ihre Wahrheit prüfen zu können, und er ist gereist, um uns ein Reisetagebuch mitzubringen, welches seinerseits auch wieder die Aufstellung einer allgemeinen Idee zum

Gegenstande hat. Kritische Abhandlungen, geschichtliche Arbeiten, Werke der Phantasie, alles das hat der einen herrschenden Leidenschaft gedient: der Philosophie. Taine ist niemals etwas anderes gewesen und wird niemals etwas anderes sein als ein Philosoph. Selten ist die Einheit eines Lebenswerkes stärker hervorgetreten und die Eigenart einer Natur ausgeprägter gewesen. Um dieses Lebenswerk zu verstehen, muß man diese Natur beschreiben, wie man das Auge eines Malers beschreiben muß, um sein Genie zu verstehen. Wenn man das Element einer ursprünglichen und eigenartigen Einbildungskraft als gegeben ansieht, so muß das übrige in logischer Folge daraus hervorgehen.

Die verschiedenen, entweder lobenden oder feindlichen Auslegungen, welche von dem Worte Philosoph gegeben werden können, lassen sich auf die folgenden zurückführen: ein philosophischer Geist ist ein Geist, der sich über die Dinge zusammenfassende Ideen bildet, d. h. Ideen, welche nicht diese oder jene vereinzelte Tatsache, diesen oder jenen getrennt dastehenden Gegenstand, sondern ganze Reihen von Tatsachen, ganze Gruppen von Gegenständen vertreten. Einige Beispiele werden diese Auslegung verdeutlichen. Wenn ein Dichter wie Molière oder wie Shakespeare eine Leidenschaft, wie z. B. die Eifersucht, malen will, sieht er einen bestimmten Eifersüchtigen, einen Arnolf oder auch einen Othello, eine lebendige und konkrete Persönlichkeit, welche sich in fest begrenzten Ereignissen bewegt, und wenn er das tut, gehorcht er seiner Natur als Künstler. Wenn im Gegenteil ein Philosoph

wie Spinoza dieselbe Leidenschaft studieren will, so sieht er nicht einen bestimmten Fall, sondern das gemeinsame Gesetz, welches über allen Fällen steht, und dieses Gesetz drückt er in einer Formel aus, welche sich ebensogut auf den maurischen Abenteurer Othello wie auf den Pariser Bürger Arnolf anwenden läßt: „Man stelle sich vor, daß ein anderer das, was man liebt, mit derselben Neigung umfängt, die uns mit dem geliebten Gegenstande verband; man wird gleichzeitig den geliebten Gegenstand hassen und den Nebenbuhler beneiden . . .“ Und daran schließt sich ein theoretischer Kommentar, der friedlich und allgemein gehalten ist, wie die Entwickelung eines geometrischen Satzes. Gesetze dieser Art zu suchen und Formeln dieser Gattung aufzustellen, ist im Grunde die Arbeit des Philosophen. Das Aufsuchen derselben versetzt seine Einbildungskraft in Schwingungen. Leuten, welche sich unter abstrakten Formeln nicht wie unter lebenden Wesen bewegen, scheint die obige Formel in der Tat tot. Für den Philosophen aber ist sie lebendig. In diesem kurzen Satze sieht er die unzähligen speziellen Fälle, auf welche die Formel anwendbar ist, an sich vorüberziehen, und das Vergnügen an dieser Betrachtung ist so lebhaft, daß diejenigen, welche es gekostet haben, selbst bei anscheinend ganz entfernt davon liegenden Studien darauf zurückkommen. Wenn Beruf und Schicksal zufällig aus einem Philosophen einen Maler gemacht haben, so wird er die zu engen Grenzen seiner Kunst durchbrechen, um allgemeine Ideen hineinzulegen, und er wird sich der symbolischen Malerei widmen, wie

z. B. Chenavard oder Cornelius. Ist er Dichter, so wird sich der Philosoph für die düsteren Dramen interessieren, welche sich zwischen dem Zweifel und dem Bedürfnis zu glauben in den Tiefen des Gewissens abspielen, und er wird wie Sully-Prudhomme „Die Gerechtigkeit“ schreiben. Verfaßt der Philosoph einen Roman, so entstehen die „Wahlverwandtschaften“ oder „Wilhelm Meister“, und bei der Menge der sich darin häufenden Theorieen und systematischen Überblicke findet die Kritik Stoff zu unendlichen Diskussionen. Aber wenige Schriftsteller haben in höherem Maße wie Taine die Tyrannei dieser eigenartigen Einbildungskraft erlitten. Sie zwingt ihn, in dem großartigen Werke eines großen Prosaschreibers, des Römers Titus Livius, nur eine Gelegenheit zu sehen, einen Lehrsatz Spinozas zu erörtern; sie zwingt ihn, sowohl die Meisterwerke aller Künste (Philosophie der Kunst), wie auch die Eleganz des Pariser Lebens (Graindorge), wie auch die Geschichte der englischen Literatur und die der Revolution in der Beleuchtung einer allgemeinen Idee auszulegen. Diese Einbildungskraft beherrscht ihn so unumschränkt, daß sie ihm, nicht zufrieden, ihm die Methode ihrer Analyse aufgezwungen zu haben, auch ihre Form aufzwingt. In der heutigen Literatur gibt es keinen systematischeren Stil, der durch seine Methode einen wohlüberlegten und seiner selbst sicheren Gedanken besser ausdrückt. Jeder Satz einer dieser inhaltreichen Seiten ist eine Schlußfolgerung, jedes Glied dieses Satzes ist ein Beweis zu Gunsten eines Ausspruches, welchen der ganze Abschnitt unterstützt,

dieser Abschnitt aber hängt eng mit dem Kapitel, das Kapitel mit dem Gesamtwerke zusammen, so daß, ähnlich einer Pyramide, das ganze Werk, von den geringsten Teilchen der Steine der unteren Schicht an bis zu dem Felsblock des Gipfels in eine alles überragende Spitze, welche die ganze Masse zu sich emporzuziehen scheint, zusammenläuft. Man sehe nur die blendenden Stücke, in denen der Prosaiker in der Färbung der Einzelheiten und in dem Relief der Umrisse mit der Malerei wetteifert. Sogar die schillernden Beiwörter, selbst die malenden bildlichen Ausdrücke helfen, irgend ein großes Gesetz des Geistes oder eine Wahrheit zu versinnbildlichen und handgreiflich zu machen. So weist Taine gelegentlich La Fontaines, um das Band, welches die Poesie des Fabeldichters mit dem Charakter der heimatlichen Umgebung verbindet, deutlich erkennbar zu machen, auf das anmutige und feine Aussehen der Ebenen der Champagne hin, und in welchem Maße tritt uns dieses feine, anmutige Aussehen vor Augen! „Schmale Bäche schlängeln sich mit lieblichem Gemurmel zwischen Erlengebüschen hin. Eine Reihe einsamer Pappeln am Ende eines grauen Feldes, eine zarte Birke, welche in einer Lichtung voller Ginster zittert, das plötzliche Aufglitzern eines Bächleins zwischen den Wasserlinsen, welche es bedecken, die zarte Färbung, in welche einige zerstreute Gehölze durch die Entfernung getaucht scheinen: das sind die Schönheiten dieser Landschaft . . .“ Ebenso stellt sich uns am Schlusse einer Studie über Stuart Mill und über die Induktion, die Architektur einer englischen Universitätsstadt vor

Augen: „Ein gelbes Licht lag auf der Auszackung des Mauerwerkes, auf dem bogenförmigen Schweifungen der Arkaden, auf dem leuchtenden Laubwerke des Epheu . . .“ Man könnte glauben, die Äußerungen eines Künstlers zu lesen, der an seinen Empfindungen Freude hat. Sofort taucht ein neuer Satz auf, welcher in einer psychologischen Betrachtung die ganze Bedeutung dieser Monumente und dieses Laubwerkes zusammenfaßt: „Ungeheure, vier Jahrhunderte alte Bäume standen in regelmäßigen Reihen, und ich sah darin neue Spuren jenes gesunden, praktischen Sinnes, der Umwälzungen vollbringt, ohne Verwüstungen anzurichten . . .“ Man könnte ähnliche Äußerungen zu Hunderten aufführen. Diese aber genügen schon, um uns die Folgerung zu gestatten, daß für Taine, wie für die Philosophen aller Rassen, diese ganze ungeheure, so vielseitige und dichte, undurchdringliche Natur nur einen Stoff zur geistigen Ausbeutung bildet, wie sie dem Maler Stoff zu Gemälden, dem Dichter Stoff zu Träumereien ist.

Jeder Art der Einbildungskraft entspricht eine besondere Art von Empfindungsvermögen. Wir fühlen über das, was wir als wirklich fühlen, Freude oder Schmerz; aber nur das erscheint uns wirklich, was in unserer Einsamkeit vor uns erscheint, wenn wir uns mit geschlossenen Augen und gesammelter Seele unser persönliches Bild vom Weltall hervorrufen. Wenn wir wissen, wie ein Gelehrter das Leben auslegt, so wissen wir, was er in den Stunden der Betrachtung innerlich sieht. Da jede Erfahrung sich bei ihm in einigen allgemeinen Ideen auflöst, sind es

diese Ideen, welche in seinen sinnenden Gedanken lebendig werden. Infolgedessen ist seine Sensibilität für Personen und Dinge gewöhnlich nur eine mäßige, denn die Personen und Dinge existieren für ihn kaum. Im Gegenteil aber könnte er unzählige Schattierungen in den Ideen unterscheiden; er wird die denselben eigene oder, wenn man so sagen darf, die technische Schönheit derselben genießen, wie ein Maler die technische Schönheit genießt, welche aus der Nebeneinanderstellung zweier Farben entsteht, und ein Musiker die, welche das Zusammenklingen zweier Töne hervorbringt. Die Erhabenheit einer vielumfassenden Hypothese wird den Philosophen entzücken, die Feinheit einer Theorie ihn bezaubern. Unverhoffte Glücksereignisse sind ihm die Entdeckungen sinnreicher Formeln und seine Ausschweifungen das gänzliche Sichhingeben an den Rausch übersinnlicher Phantasie. Es gibt ein Wohlgefühl des Seins, welches sich nur bei vollkommener Harmonie unserer Fähigkeiten mit unseren Handlungen findet. Ein Erschauern bewegt dann unsere ganze Natur, welches in uns das Bewußtsein unserer Lebenskraft bis zu seinem höchsten Grade erregt. Von diesem Standpunkte aus sind alle Leidenschaften identisch, und der Philosoph, welcher diese leidenschaftlichen Entzückungen seines Gehirnes hervorruft, ist der Bruder des Spielers und Lüstlings, wie der des Helden und Märtyrers. Je mehr die Entzückung ihn beherrscht, desto mächtiger ist der Mensch. Bei den Philosophen von Genie ist diese Entzückung so heftig aufgetreten, daß sie den ganzen inneren Saft verzehrt hat, und daß keine

Neigung daneben aufkommen konnte. Die Biographieen von Kant und von Spinoza gewähren uns zwei unvergleichliche Beispiele, wie ein ganzes Temperament, eine ganze Seele sich durch einen solchen, einzig dastehenden, bis zur Verzückung überspannten und bis zur Manie übertriebenen Genuß gefangen nehmen lassen kann. Hinter den wunderlichen Anekdoten errät man die Kraft einer unwiderstehlichen Leidenschaft, welche dem Menschen gestattet hat, sich im Weltall ein Weltall zu erschaffen und sich in diesem seinem eigenen Gebiete wie der Äneas Vergils in seiner Wolke zu bewegen: „Und die Göttin entfaltet um sie im Raume einen Dunstmantel, aus Furcht, daß jemand sie sehen, jemand sie berühren könnte . . .“

Sicherlich sind die Fähigkeiten Taines zu vielseitig, seine Wißbegierde zu wach gewesen, als daß er jemals, selbst in den Stunden, wo er sich am meisten in seine Betrachtungen vertiefte, zu diesem absoluten Losgelöstsein des Verstandes und des Herzens gekommen wäre. Jedoch ebenso wie die philosophische Einbildungskraft der herrschende Teil seiner Intelligenz ist, so ist die philosophische Erregung der Hauptteil seines Gefühlslebens. Sehr häufig schildert er in seinen Büchern das tiefe Glücksgefühl, das ihm sein Denken verursacht. Das sind sogar die einzigen Äußerungen, die er als objektiver Gelehrter seiner Feder über seine eigene Person zu machen erlaubte. Er spricht von seiner ersten Studie mit der sehnsuchtvollen Melancholie eines Liebenden, der an die ersten Rendezvous denkt: „Ich habe Hegel“, sagt er irgendwo,

„während eines ganzen Jahres in der Provinz täglich gelesen; wahrscheinlich werde ich nie solche Empfindungen, wie er sie mir verschaffte, wieder finden.“ Hat nicht Sainte-Beuve, er, der sich infolge eines schon in den Jahren seiner Jugend sich offenbarenden Berufes der Naturgeschichte der Geister gewidmet hatte, geschrieben: „In der ersten Zeit gab es Augenblicke, wo ich meine ganze Zukunft voller Ehrgeiz und Glück darin sah, eines Tages fließend, allein bei trübem Wetter, Äsop zu lesen . . .“ Derartige Zeilen zeigen, was eine intellektuelle Natur ist. Taine ist folgendes Geständnis entschlüpft: „Für phantasiereiche Leute von zwanzig Jahren ist die Philosophie eine allmächtige Herrin . . . Man schwebt über der Welt, man steigt zu dem Urbeginn der Dinge hinauf, man entdeckt den Mechanismus des Geistes. Man glaubt plötzlich Flügel bekommen zu haben. Auf diesen neuen Flügeln schwingt man sich durch die Geschichte und durch die Natur.“ Dieser lyrische Erguß macht uns die so nachgiebige Sympathie verständlich, mit welcher er von Pierre und seinem Freunde, den beiden neben dem botanischen Garten wohnenden Metaphysikern, spricht, „welche nicht in Gesellschaft gehen, nicht Whist spielen, keinen Tabak rauchen, keine Sammlungen haben — sie denken gern . . .“ Wenn er im italienischen Theater sitzt und ein reizendes, in einem ideal blauen Kleide ganz rosiges, jungfräuliches Kind sich auf den Sammet der Loge stützen sieht, so analysiert er sie, untersucht sie, überlegt, bemerkt an dem Gegenstande seiner Betrachtung fünf oder sechs Wahrheiten sozialer Psycho-

logie und sagt sich: „Ich habe den ganzen Wertgehalt herausgefunden . . .“ Unter der durchsichtigen Maske des Touristen Paul in der „Reise nach den Pyrenäen“, der ebenfalls ein Philosoph ist und behauptet, daß „Neigungen wie die seinen mit dem Alter zunehmen, und daß im großen und ganzen der empfänglichste, für neue und verschiedene Lustempfindungen aufnahmefähigste Sinn das Gehirn sei“ — hat er sich selbst geschildert. Und welches ist die höchste Glückseligkeit, die er in den Ratschlägen, welche er den jungen Leuten unter der nicht weniger durchsichtigen Maske des Thomas Graindorge erteilt, zu suchen empfiehlt? Die „Betrachtung“. Man muß darunter die Philosophie verstehen, welche Carlyle in seinem Sartor resartus so tiefsinnig „a spiritual Picture of nature . . . ein geistiges Gemälde der Welt“ nennt. Die reiche und wunderbare Verschiedenheit der Erscheinungen läßt sich in einigen Gesetzen, welche, wie die Opiumphiolen, herrliche Träume hervorrufen, zusammenfassen. Man überläßt sich ihnen und alsobald „hört man auf, nur ein Bruchstück des Lebens zu sehen und zu hören: man fühlt vielmehr, wie der große Chor aller Lebenden sich freut und klagt, man fühlt die große Seele, deren Gedanken wir sind“. Spinoza hätte dies nicht besser ausdrücken können, und man könnte glauben, einen Kommentar zu dem bewundernswürdigen fünften Buche der „Ethik“ über die „geistige Liebe zu Gott“ zu lesen. So wahr ist es, daß in entfernt liegenden Zeiten, trotz der Verschiedenheit der Erziehung und der Umgebung dieselben Leidenschaften mit demselben beredten Schrei, demselben Tone und fast mit denselben Worten sich offenbaren.

Für eine in dieser Weise mit dem philosophischen Empfindungsvermögen und der demselben entsprechenden Einbildungskraft begabte Seele ist die Aufrichtigkeit nicht mehr eine Tugend, sondern ein gewöhnlicher und unabweislicher Zustand. Sie kann nicht den Widerhall ihrer Ideen berechnen; daran hindert sie ihre vollkommene Versunkenheit. Ein wirklicher Dichter kann die Wirkung, welche seine Verse hervorbringen werden, ein Mathematiker den Wert der praktischen Anwendung seiner Formeln ebensowenig berechnen, wie der Philosoph. Die hinreißende Gewalt der den ganzen Menschen beherrschenden Fähigkeit ist zu mächtig, die Freude, welche die Anwendung dieser Fähigkeit verschafft, zu intensiv. Stendhal hat den Grund für diese Unmöglichkeit, in welcher der geborene Künstler wie der Gelehrte sich befindet, nämlich die soziale Tragweite seiner Arbeit zu überlegen, in folgenden Worten niedergelegt: „Einem Menschen wie Jean Jacques Rousseau sind achtzehn Stunden nicht zu viel, um darüber zu sinnen, wie er die Sätze seines „Emil“ abrundet. Ein Mensch, welcher mit einer so langweiligen Sache, wie im Grunde genommen Bücher ohne Seele sind, 400 000 Fr. gewinnen will, hat an achtzehn Stunden täglich nicht zu viel, um die Mittel zu finden, in die einflußreichen Gesellschaften einzudringen ...“ Taine seinerseits hat an achtzehn Stunden täglich nicht zu viel gehabt, um seine Theorieen zu durchdenken, und hat deshalb nie die Muße gefunden, die unmittelbaren Folgen seiner Theorie unter dem Gesichtspunkte des zeitgenössischen Erfolges zu ermessen. So hat er in

seiner ersten Jugend die religiösen und moralischen Gefühle vieler seiner Landsleute aufs tiefste verletzt, wie er heute die politischen Gefühle vieler anderer verletzt, fast ohne es zu ahnen und sicherlich ohne sich über die Folgen dieses Zusammenstoßes mit der öffentlichen Meinung zu beunruhigen: „Ich trage zwei Persönlichkeiten in mir," hat er irgendwo erklärt: „die eine ist der gewöhnliche Mensch, welcher trinkt, ißt, seine Geschäfte besorgt, zu schaden vermeidet und zu nützen versucht. Diesen Menschen lasse ich draußen. Mögen seine Meinungen, seine Führung, seine Hüte und seine Handschuhe wie die der großen Menge sein, das geht die große Menge an. Der andere Mensch aber, dem ich Zutritt zu der Philosophie gestatte, weiß nichts von dem Vorhandensein dieser großen Menge. Er hat niemals geahnt, daß man aus der Wahrheit nützliche Wirkungen ziehen könne . . ." — „Aber Sie sind verheiratet," sagt ihm Reid. — „Ich? durchaus nicht. Das ist gut für den äußeren Menschen, den ich draußen gelassen habe." — „Aber", sagt ihm Royer-Collard, „Sie machen die Franzosen revolutionär." — „Davon weiß ich nichts. Gibt es wirklich Franzosen? . . ." Man kann jetzt verstehen, daß es ungerecht wäre, von einem solchen Manne Rechenschaft über die Stellung zu fordern, welche ihm seine Überzeugungen in dem Durcheinander der heute kämpfenden Meinungen anweisen. Diese Stellung wird ihm von außen aufgezwungen, er selbst hat sie nicht gewählt.

Eine etwas außergewöhnliche Geistesveranlagung wird immer teuer bezahlt; wir haben eben gesehen,

welches Lösegeld für diese erlegt worden ist. Sie hat aber auch ihre Vorteile. Der unbestreitbarste ist die Autorität. Der Mensch, welcher die Gabe der Autorität besitzt, kann unpopulär, gehaßt, verleumdet werden. Nichtsdestoweniger behält er diesen sonderbaren, fast unerklärlichen Zauber, welcher zu jedem seinem Munde entfallenen Worte, zu jeder aus seiner Feder kommenden Schrift ein beträchtliches Gewicht hinzufügt. Was dem in seinem System vereinsamten Philosophen diese Macht verleiht, ist gerade seine Vereinsamung und der Grad der Gewißheit, den man aus ihr erkennen kann. Wir leben in einer Zeit religiösen und metaphysischen Zusammensturzes, wo alle Lehren über den Boden hingestreut scheinen. Nicht nur fehlt uns ein allgemein giltiges Credo, wie das siebzehnte Jahrhundert es aufweist, ein Regulator aller Gewissen und ein Grundsatz aller Handlungen, wir haben auch die Kraft der Verneinung verloren, welche im entgegengesetzten Sinne das Credo des achtzehnten Jahrhunderts war. Alle diejenigen Personen, welche näher oder ferner mit der Bewegung des von Voltaire geleiteten Kampfes in Verbindung standen, hatten wenigstens eine Gewißheit, nämlich die, daß sie den Irrtum bekämpften. In dieser Gewißheit lag ein großer unbewußter Glaube. Glaubte man denn etwa nicht, daß die Vernunft unfehlbar ist, da ein sichtliches Merkmal ja das Vernünftige von dem Unvernünftigen trennt? Das ist nicht mehr die Überzeugung unseres kritischen Zeitalters. Wir haben die Gesichtspunkte so vervielfältigt, die Deutungen so geschickt zugespitzt, der Entstehung

und damit der Berechtigung aller Lehren so geduldig nachgeforscht, daß wir schließlich zu der Ansicht gekommen sind, daß in sich vollständig widersprechenden Aufstellungen über die Natur des Menschen und die des Weltalls ein Kern Wahrheit verborgen ist. Und da andererseits eine endgiltige Behauptung, welche alle anderen in sich vereinigt und sich in ihrer Integrität der Intelligenz aufdrängt, nicht vorhanden ist, so hat sich unter allen Nachdenkenden eine eigenartige Anarchie gebildet. Daraus leitet sich ein in der Geschichte der Ideen beispielloser Skeptizismus her, ein Skeptizismus, dessen hervorragendster Vertreter bei uns Renan ist. Diese Krankheit, sogar an seinem Zweifel zu zweifeln, zieht eine Reihe von Schwächen nach sich, welche alle kennen: Unentschlossenheit im Wollen, sophistische Kompromisse mit dem Gewissen, stets halb zusammenhanglosen und stets gleichgiltigen Dilettantismus — lauter Schwächen, welche uns diejenigen noch beneidenswerter machen, denen ebenfalls viele Ideen sich erschlossen haben, und welche die hohen Tugenden früherer Zeiten, nicht zu erschütternde Energie des Charakters, unbesiegliche Kraft der Selbstzucht, ernstes Umfassen der Wirklichkeit, nicht verloren haben. Wenn man die Geschichte der auf unser neunzehntes, so gründlich und unwiderbringlich aufgeklärtes Jahrhundert in Frankreich ausgeübten Einflüsse aufzeichnete, so würde man sich wundern, zu finden, daß alle Systematiker auf diese Zeit eine Herrschaft ausgeübt haben und das sogar, wenn sie, wie dieser oder jener bedeutunglose Utopist, es nicht verdienten; wieviel mehr war ein Systema-

tiker von ungewöhnlicher Geistesschärfe, der zugleich ein Gelehrter ersten Ranges ist, dazu berufen!

Die Macht Taines also über die Meinung, eine Macht, welche ihm zugefallen ist, ohne daß er sie jemals gewünscht hat, und seine Konflikte mit den verschiedenen voneinander nur wenig abweichenden Meinungen, Konflikte, welche sich erhoben, ohne daß er sich je darum gesorgt hat, erklären sich gleichermaßen aus den sich widersprechenden Wirkungen einer ursprünglichen Geistesveranlagung. Nun bleibt noch zu zeigen, wie diese Geistesveranlagung sich unter ganz bestimmten Lebensbedingungen entwickelt und wie sie sich betätigt hat. Nachdem wir diese beiden Punkte entwickelt haben werden, wird man sehen, daß eine bestimmte Auffassung der menschlichen Seele und infolgedessen eine bestimmte Auffassung der zeitgenössischen Politik sich bilden mußte. Diese drei sich folgenden Punkte werden den Gegenstand der drei Teile dieser Studie ausmachen.

II
Die Lebensbedingungen

Daraus, daß der Philosoph nicht die durch seine Lehre hervorgerufene unmittelbare Wirkung berechnet, geht nicht hervor, daß diese Lehre ganz unabhängig von den Lebensbedingungen ist, unter welchen sie entstand. Jedes System steht, wie uns die Geschichte beweist, in engster Beziehung mit den übrigen Erzeugnissen der Zeit, in welcher es entstand.

Braucht man lange zu überlegen, um zu verstehen, daß dieselbe Veranlagung des französischen Geistes sich in den Theorieen Descartes, welche vollständig den Gedanken und die Materie, die menschliche Seele und das tierische Leben trennen, wie in der Poesie Boileaus und Racines und in der Malerei Poussins offenbart? Ein und derselbe Entwickelungsmoment des germanischen Geistes hat Hegel und Goethe hervorgebracht, wie ein und derselbe Moment des englischen Geistes das rohe Theater Wycherleys, die groben Satiren Rochesters und den starken Materialismus Hobbes hervorgebracht hat. Eine einfache Analyse des Wortes System erlaubt übrigens ebenfalls und von vornherein auf eine nahe Verwandtschaft der Philosophen mit ihrem Lebenskreise zu schließen. Heißt „ein System aufstellen" nicht aus der Summe des exakten, durch die Erfahrung erworbenen Wissens mittels eines erklärenden Beisatzes das Fazit ziehen? Wir besitzen eine gewisse Menge positiver Kenntnisse über den Menschen und über die Welt, wir ordnen sie nebeneinander, und vervollkommnen sie durch eine allgemeine Theorie, wie ein Feldmesser das einfache Bruchstück eines Kreises der ganzen Kreislinie zu Grunde legt. Späterhin wird sich die Summe der positiven Kenntnisse vermehren, und unsere Theorie von der Natur und dem Geiste wird diesen neuen Vorbedingungen nicht mehr entsprechen. Der zu schließende Bogen wird offener sein, und der Halbmesser der Kreislinie wird größer sein müssen. Aber wie verschafft uns unsere Erfahrung diese positiven Kenntnisse, welche

die unentbehrliche Unterlage zu unserer Behauptung bilden? Wie mir scheint, auf zwei sehr verschiedene Weisen. Einerseits kennt der Philosoph in dem Augenblicke, wo er arbeitet, die allgemeinen Ergebnisse der experimentalen Wissenschaften und paßt ihnen seine Einbildungskraft als Erfinder auf dem Gebiete der Ideen an. Andererseits hat der Philosoph wenigstens in seiner Kindheit und in seiner Jugend unter den unendlich vielfältigen und komplizierten Einflüssen seiner Familie und seiner Freunde, seiner Stadt und seiner Gegend gestanden. Sein Gefühlsleben und sein sittliches Leben ist seinem geistigen Leben vorausgegangen oder ist ihm zur Seite getreten. Diese zweite Beeinflussung vermischt sich, wie auch der Denker dazu stehe, so sehr mit der ersten, daß die Entdeckung eines Systems gleichzeitig ein Roman des Geistes und des Herzens ist. Ich möchte hier wieder denjenigen als Beispiel anführen, den Schleiermacher den „erlauchten und unglücklichen Spinoza“ nennt, und wahrlich, man muß immer wieder auf diesen wunderbaren Mann zurückgreifen, wenn man ein vollkommenes Exemplar der großen metaphysischen Existenz studieren will. Bilden zunächst die der Wissenschaft des siebzehnten Jahrhunderts eigenen physikalischen und metaphysischen Kenntnisse nicht die positive Grundlage des großartigen in den fünf Büchern der Ethik auseinandergesetzten Systems und alsdann die aus persönlicher Erfahrung geschöpften Begriffe, wie uns die naive Biographie von Colerus offenbart? Wenn der traurige, leidende Brustkranke nicht von seinen Glaubensgenossen ver-

flucht, von seiner Familie verfolgt, von dem jungen Mädchen, welches er gern heiraten wollte, verachtet wäre, wenn er nicht von seiner Jugend an den eisernen Druck der Wirklichkeit auf seine Person gefühlt und unter ihm gelitten hätte, so würde er niemals mit einer so offenbaren Aufgabe aller eitlen Wünsche die furchtbaren Sätze geschrieben haben, an denen sein geistiger Stoicismus seine Freude hat: „Die Natur hat weder in ihrer Art zu sein, noch in ihrer Art zu handeln, irgend einen Grundsatz, von dem sie ausgeht, noch ein Ziel, dem sie zustrebt . . .“ oder den folgenden, den man nach dem tröstlichen Pater noster qui es in coelis des Evangeliums lesen muß, um seinen grausamen Fatalismus zu ermessen: „Derjenige, welcher Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebt . . .“

Nun stelle man sich vor, unter welchen Bedingungen Taine herangewachsen ist, und welcher Art der zu bearbeitende Stoff ist, den die Gesellschaft dem Tasten der ihm verliehenen philosophischen Einbildungskraft geliefert hat. Er verbrachte seine Jugend mitten in Paris gegen Ende der Regierung Louis Philipps, und die Erinnerungen seiner Freunde von der Schule, z. B. die so sichtlich getreuen, welche Sarcey kürzlich in der Revue politique wiedergab, zeigen ihn uns, wie er von allen Erörterungen seiner damaligen Kameraden angeregt wird und in ihrer Gesellschaft alle wichtigen Ideen der Zeit bespricht. Es waren seltsame Jahre, die um 1850 herum, schmerzliche Jahre, in denen sich der Bankerott der herrlichen Hoffnungen der ersten Hälfte des Jahr-

hunderts vollendete. In der Literatur schien der Romantismus überwunden. Hat er seine großen Versprechungen ästhetischer Erneuerung gehalten? Wie sollte man daran nicht zweifeln, wenn man sieht, wie ein Dichter nach dem andern seiner Kunst entsagt! Victor Hugo als einziger hält sein Panier hoch, — und er erleidet die Niederlage der „Burggrafen“. Lamartine hingegen beschäftigt sich nur noch mit Politik, Alfred de Musset überläßt sich vollends dem Rausche, und sein Genie geht unter. Theophile Gautier nennt sich selbst einen „alten, durch die Übermacht der Prosa abgestumpften Reimschmied“ und kehrt mit der Melancholie eines Sklaven zu dem täglichen Einerlei seines Feuilletons zurück. „Wozu wird man uns noch bringen?“ sagte er später zu Theodor de Banville, und gestand hiermit den großen Schmerz über seine ihm widerwärtige Existenz als Journalist; Alfred de Vigny hat sich in seinen elfenbeinernen Turm zurückgezogen. Sainte-Beuve hat unter der Menge seiner kritischen Studien den jung gestorbenen Dichter, den, wie er sagt, die meisten Menschen in sich tragen, begraben; Auguste Barbier hat die lyrische Kraft seiner Jamben verloren. Es ist vorbei mit den schönen Kämpfen um neuentstandene Meisterwerke, um die „Betrachtungen“ und um die „Orientalischen Dichtungen“, es ist auch vorbei mit der geistigen Erregung, welche die poetische Kraft in den Tagen der Begeisterung begleitete und belebte. Der Meister der „Dezembernacht“, Theodor Jouffroy, ist gestorben. Die Unzulänglichkeiten des von Victor Cousin gepredigten und wie eine öffentlich anerkannte

Lehre aufgedrängten Eklektizismus fallen jedem in die Augen, während gleichzeitig die Revolution von 1848 die Unzulänglichkeiten von zwanzig Systemen unabhängiger gesellschaftlicher Gestaltung, welche unter der Juliregierung in die Höhe geschossen waren, aufdeckte. Alles das sind äußere Zeichen eines tiefen Zerfalls.

Unter dem Einflusse der furchtbaren Kämpfe der Revolutionstragödie und unter dem Zauber der Bewunderung erweckenden kaiserlichen Heldendichtung, war eine ganz von heroischer Auffassung des Lebens durchdrungene Generation herangewachsen, d. h. die jungen Leute, aus denen sie bestand, hatten sich alle ganz natürlicherweise von schrankenlosen, großartigen Träumen genährt. Und wie hätten sie nicht an die Allmacht, an die Zauberkraft sogar des menschlichen Willens geglaubt, sie, welche eine junge, strahlende und herrliche Welt aus dem Grabe dahingeschwundener Jahrhunderte hatten hervorgehen sehen, sie, welche ein Europa vergehen, ein neues entstehen sahen, welche sahen, wie ein einfacher Artillerieleutnant einzig durch die Kraft seines Genies und durch die Energie seiner rauhen Soldaten die weitgehendsten Träume maßlosen Ehrgeizes verwirklichte? Aber plötzlich hatte diese neue Welt sich als ebenso alt erwiesen wie die andere. Das neue Europa war nicht mehr wert als das alte. Der Eroberer war in der Ferne gestorben und seine Gefährten einer nach dem anderen dahingegangen; die Mittelmäßigkeit breitete sich wie ein Aussatz über die Sitten und die Politik aus. So war das Ende der beiden glänzenden Neuanfänge, zunächst das

der Restauration und dann das von 1830, eine Erniedrigung der Charaktere, ein roher Materialismus des Genusses. Dem Jahrhundert war sein Werk mißglückt.

Jedoch nicht vollständig; denn mitten aus den allgemeinen Trümmern schießt ein Baum empor, dessen üppiges Wachstum in dieser Landschaft des Todes von verdoppelter Lebenskraft zu zeugen scheint. Dieser Baum mit dem dichten, sich unabläßig vermehrenden Laube, ist die Wissenschaft. Sie allein hat ihren Anhängern nicht gelogen. Was sage ich? Sie hat die kühnsten Erwartungen übertroffen. Kann der, welcher seine Blicke auf die wissenschaftliche Entwickelung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wirft, nachdem er zuvor das Elend der anderen Unternehmungen betrachtet hat, einen Ruf der Bewunderung zurückhalten? Die Arbeiten Fresnels über das Licht, die Ampères und Aragos über den Magnetismus und die Elektrizität, die Magendies und Flourens über das Nervensystem — ich nenne nur einige sich mir darbietende Beispiele, und wie viele wären außerdem noch zu finden! — haben unsere theoretische Ansicht über das Weltall und die Mittel, die Naturkräfte uns dienstbar zu machen, gänzlich erneuert. Praktische Anwendungen von unberechenbarer Tragweite beweisen, daß die in den Laboratorien vollbrachte Arbeit von praktischem Werte ist. Zum ersten Male lüftet die Isis ein wenig ihren Schleier, der Mensch lernt diesen Kosmos, dessen Pracht ihn erschreckte und dessen Geheimnis ihn zermalmte, kennen und nimmt ihn gleichzeitig in

Besitz. Und welches ist das Werkzeug dieses wirklich wunderbaren Fortschrittes? Die Anwendung der Methode genügte dazu. Welcher Methode? Derjenigen, welche Bacon in Regeln und Grundsätzen zusammengefaßt hat, und welche alle Forscher einzig und allein anwenden: die Erfahrung. Von dieser Feststellung bis zum Enthusiasmus, bis zur Vergötterung dieser einzigen Methode ist nur ein Schritt, und die jungen Leute, in denen die wunderbare Fruchtbarkeit der Wissenschaft berauschende Hoffnungen weckt, wie auch die Männer, welche sie nach so harten Enttäuschungen tröstet, haben ihn bald getan. Eine Art unbestechlicher und unbewußter Logik regt sich in uns und zwingt die Unwilligsten, ihre Ideen bis zum äußersten zu verfolgen. Wenn hinter der Wissenschaft die Methode steht, so steht hinter der Methode auch noch etwas. Dieses Etwas, welches das eigentliche Wesen der experimentalen Forschung ausmacht, ist das Faktum. Eine Erfahrung aufstellen heißt eine oder mehrere Fakta bestimmen, nichts weiter. Die Wissenschaft hat an dem Tage, wo die Gelehrten die Verehrung, die ausschließliche Leidenschaft für das Faktum und für nichts als das Faktum gehabt haben, den Weg zum Gedeihen eingeschlagen. Unsere Zeitgenossen werden auch den Glauben an das Faktum haben, da sie den Glauben an die Methode besitzen. Wer erinnerte sich nicht des Romanes von Dickens, in welchem der englische Positivismus in einer Persönlichkeit von mittelmäßiger Lebensstellung und Bildung verkörpert wird, die vielleicht niemals von der Induktion hatte sprechen hören, aber der die Sucht

nach exakten und erschöpfenden Begriffen in alle Fasern übergegangen ist: „Was ich jetzt nötig habe,“ ruft sie aus, „sind Fakta; lehrt diese Mädchen und diese Knaben nur Fakta. Man braucht nur Fakta im Leben. Pflanzt nichts anderes in sie hinein, sondern reißt alles andere aus. Man kann den Geist eines vernünftigen Wesens nur mit Fakten bilden . . .“ Diese Rede gibt die innere Überzeugung wieder, welche unter zehn Engländern neun haben, und welche viele Franzosen um 1850 herum hegten.

Damals hörte in der Tat der Roman- und Theaterheld auf, melancholisch, brustkrank oder aufrührerisch, immer im Mißverhältnis mit den äußeren Umständen zu sein, und wurde durch den brutalen und rohen Wirklichkeitsmenschen, den Alexandre Dumas d. J. auf die Bühne gebracht hat, ersetzt. Der Ausdruck „Übermensch“ ist modern. Er bedeutet eine intelligente und gewissenlose Ausbeutung des wohlverstandenen Faktum. Und diese Ausbeutung zieht sich durch die ganze Gesellschaft hindurch. In den obersten Schichten derselben hat im Namen des vollendeten Faktum die kaiserliche Regierungsform Fuß gefaßt und gedeiht, in den untersten Schichten richten sich die Anstrengungen der Arbeiter auf den Erfolg, den unmittelbaren Genuß, das Vermögen, den Luxus. Von einem politischen Ideal ist nicht mehr die Rede. Der Bankerott der sozialistischen und liberalen Träume scheint entschieden. Gleichzeitig ist der Idealismus in der Literatur besiegt. Auf den feurigen Lyrismus folgt die unbestechliche Forschung, und die klare und bündige Prosa Voltaires

wird wieder Mode. Das ist die Zeit, in welcher die großen Arbeiten der nationalen Stärkung in ungewöhnlichem Umfange vollendet wurden, und in welcher das allgemeine Stimmrecht die einzige Methode der Regierung war, weil es den unbestreitbaren Wert der Ziffer hat. Der öffentliche Unterricht wird derart organisiert, daß der Unterricht in den exakten Wissenschaften den in der Literatur überwiegt. Was hat man aus den Programmen der alten Philosophieklasse, welche das spekulative Verfahren vertrat, zurückbehalten? Die Logik, d. h. den trockenen und technischen, aber auch strengen und positiven Teil. Alle diese Versuche verschmelzen sich in einer gemischten Strömung voller Strudel und ohne scharf abgegrenztes Ufer. Erst nach dreißig Jahren ist die Richtung erkennbar. Nur spät zeigt sich die Einheit einer Zeit. Kleine Einzelheiten in den Sitten offenbaren sie und besser noch die Namen origineller Persönlichkeiten, welche nacheinander die Führer der großen Arbeiten waren. Die erste Periode des zweiten Kaiserreichs weist den Herzog von Morny als großen Politiker, Alexandre Dumas d. J. als großen Dramatiker, Gustave Flaubert und die Gebrüder Goncourt als große Romanschriftsteller auf. Taine wird sein großer Philosoph gewesen sein. Ich will damit nicht sagen, daß es weiter keine Politiker, keine anderen Künstler auf dem Gebiete der Fiktion, oder Denker gegeben habe, noch daß sie nicht ebensoviel wert sind, als die oben Genannten, wenn sie dieselben nicht übertroffen haben. Darauf kommt es nicht an! Jene tragen einmal das besondere Zeichen auf ihrer

Stirn, Vertreter ein und derselben Ideenwelt gewesen zu sein. Bei Taine, scheint mir, zeigt sich das in der abstraktesten und folglich vertieftesten Form.

Das ganze philosophische System Taines stand schon seit seinen ersten Büchern in seinem Geiste fertig da. Man findet eine Zusammenfassung desselben von hervorragender Klarheit in den beiden Schlußkapiteln der „Klassischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts“ — Kapitel, welche, wie uns die Vorrede sagt, ebenso wie das übrige Werk gerade im Jahre 1852 unter der Einwirkung der freien Plaudereien mit einigen hervorragenden jungen Leuten dieser Zeit verfaßt wurden. Wenn man die Vorrede der „Intelligenz“ liest, in welcher der Verfasser als wesentlichen Inhalt seiner Lehre seine Überzeugungen und seine Vermutungen über das Denken und über die Natur zusammengefaßt hat, kann man leicht konstatieren, daß das System, ähnlich einem Gebäude von verständnisvoller und kräftiger Architektur, keiner Änderung unterworfen gewesen ist. In seinen wesentlichen Teilen betrachtet, läßt sich das System auf die Auffassung zurückführen, daß das „Ich“ aus einer Reihe kleiner Fakta, Offenbarungen des Bewußtseins, besteht, und daß die Natur ebenfalls aus einer Reihe kleiner Fakta, Offenbarungen der Bewegung, gebildet ist. Von diesen beiden Punkten geht der Philosoph nicht ab: „Außer der Reihe der Ereignisse gibt es nichts wirkliches im Ich,“ sagt er. Mit anderen Worten: Taine gesteht ebensowenig für das Ich wie für die Dinge das Vorhandensein einer bleibenden und verborgenen Substanz zu, welche

die Eigenschaften erhalten, und welche, während sie selbst immer die gleiche und unvergängliche bleibt, die zufälligen und vorübergehenden Ereignisse überdauern könnte. Wie Raketen vergänglicher Erscheinungen, die einige Minuten oder einige Stunden aufsteigen und dann für immer versinken — so stellt sich ihm die Welt dar. Wie man sieht, findet sich darin wieder die alte Lehre Heraklits von dem ewigen Flusse der Dinge. Wer dieses Ich und diese Natur kennen will, muß also kleine Fakta kennen lernen und einreihen. Die Methode ist dieselbe in den sogenannten abstrakten Wissenschaften wie in den Naturwissenschaften. In den einen wie in den anderen muß man mit der Analyse anfangen. Ich nehme an, daß ich die Persönlichkeit eines Schriftstellers oder eines großen Generals zu studieren hätte. Ich würde kein anderes Verfahren einschlagen als der Chemiker, der mit einer Luftart zu tun hat, oder als der Physiologe, der einen Organismus prüfen will. Ich werde auf dem Wege der Beobachtung ein Verzeichnis kleiner Züge aufstellen, welche das Wesen des Schriftstellers oder des Generals bezeichnen; nach Aufstellung dieses Verzeichnisses werde ich die herrschenden Züge, welchen die anderen untergeordnet sind, wie bei einem Baume die kleineren Zweige von den stärkeren überragt werden, bestimmen. Ebenso ist es mit den ursprünglichen und erzeugenden Phänomenen, von welchen die anderen sich herleiten. Wenn man sie umbildet, so wird dadurch eine vollkommene Umwandlung herbeigeführt. Wenn man sie begreift, so wird man alle nachfolgenden sekundären Erschei-

nungen begreifen. Bei einem Tiere z. B. ist die Ernährung eine dieser ursprünglichen Erscheinungen. Bei einem Schriftsteller, einem Generale wird es die Art der Einbildungskraft sein. Das Genie Michelets hat seinen Ursprung einzig und allein in der wunderbaren Klarheit, mit der er sich Gefühlszustände vorstellte, das Napoleons in seiner topographischen Einbildungskraft, d. h. seiner Fähigkeit, bestimmte Gegenden bis ins kleinste deutlich mit dem inneren Auge zu erblicken. Würde der erstere nicht im stande gewesen sein, von den innersten Seelenzuständen, der zweite von der Bildung des Bodens sich eine Vorstellung zu machen, so würde weder die Geschichte Frankreichs geschrieben, noch die Schlacht bei Austerlitz gewonnen sein. Nachdem diese ursprünglichen und erzeugenden Erscheinungen einmal aufgefunden sind, muß man sie mit anderen, welche in der Rangordnung der Ursachen höher stehen, verknüpfen. Diese dem Menschen besondere Einbildungskraft verdankt er der Vererbung. Es handelt sich also darum, bei dem Individuum die Rasse zu bestimmen. Die Entwickelung der Rasse selbst hängt wieder häufig von besonderen Bedingungen der Lebenssphäre ab. Hier angelangt, kann man noch höher hinaufsteigen und alle die kleinen oder großen Erscheinungen, deren Reihenzug wir gefolgt sind, mit einem letzten Grunde, dem Grundgesetze des Geistes, verknüpfen. Das ist die Arbeit der abstrakten Wissenschaft, in einigen sehr einfachen Gesetzen die ganze Reihe der Erfahrungen zusammenzufassen; das ist aber auch die Aufgabe der konkreten Wissenschaft. Es handelt sich

darum, diese wenigen allgemeinen Gesetze, welche, wie wir wohl beachten müssen, nur sehr verallgemeinerte Erscheinungsformen sind, zusammenzufassen, „bis endlich die in ihrem bleibenden Wesen betrachtete Natur unseren Mutmaßungen nur als ein rein abstraktes Gesetz erscheint, welches sich in abhängige Gesetze auflöst und sowohl hinsichtlich der Ausdehnung wie der Dauer als Endziel das unaufhörliche Entstehen der Individuen und die unerschöpfliche Flut der Ereignisse hat . . .“

Es handelt sich hier nicht um die Tragweite dieser Lehre; nur ihr Wert für soziale Psychologie interessiert uns. Es ist nicht schwierig, zu bemerken, daß zwei Elemente zu dieser Auffassung des Weltalls beigetragen haben. Das erste ist der Hegelianismus. Nachdem Taine in einer hervorragenden Studie über Carlyle erklärt hat, daß unsere Hauptarbeit darin besteht, die Gedanken des großen deutschen Metaphysikers wiederzudenken, führt er sie in folgender Weise aus: „Sie lassen sich auf einen einzigen, den der Entwickelung, zurückführen, welche darin besteht, uns alle Teile einer Gruppe als solidarisch und einander ergänzend vorzustellen, so daß jeder von ihnen die übrigen erheischt, und daß sie in ihrer Vereinigung durch ihre ununterbrochene Reihenfolge und durch ihre Gegensätze die innere Beschaffenheit offenbaren, welche sie vereinigt und hervorbringt.“ Diese innere Beschaffenheit nennt Hegel die „Idee“ der Gruppe. Taine nennt sie ein herrschendes Faktum. Er führt nämlich in die Hegelsche Lehre ein fremdes Prinzip ein, welches er der Wissenschaft und dem positivistischen

Geiste der Epoche entlehnt. Die unbestimmten, nebelhaften Formeln verdichten sich unter der Hand des scharfsichtigen Franzosen, den Worte nicht täuschen. Wo Hegel eine gelehrte Abhandlung eingeflochten haben würde, setzt Taine eine Beschreibung ein. Die sorgfältig gewählte Anekdote nimmt in seinem Werke den Platz des abstrakten Satzes ohne scharfe Umrisse ein. Überall und stets bemüht er sich, die Methode der Wissenschaft anzuwenden. Mit welcher fast übermächtigen Begeisterung spricht er von dieser Wissenschaft und der Zukunft, welche sie uns herbeiführt: „Sie kommt endlich und tritt dem Menschen nahe. Sie hat die sichtbare und fühlbare Welt der Gestirne, der Steine, der Pflanzen, auf welche man sie verachtungvoll beschränkte, überschritten. Mit genauen und durchdringenden Werkzeugen, deren Richtigkeit die Erfahrung von dreihundert Jahren bewiesen und deren Tragweite sie gemessen hat, versehen, bemächtigt sie sich der Seele. Sie bringt eine neue Kunst, Sittlichkeit, Politik, Religion mit sich — wir haben heute die Aufgabe, sie zu suchen! . . .“ Mit welcher Zuversicht bezeichnet er als ideales Ziel jeder Forschung „die Entdeckung kleiner, wohlgewählter, wichtiger, bedeutsamer, umständlich geschilderter und bis ins kleinste gebuchter Züge . . .“ Und wie sehr begreift man es, daß die damalige neue Generation, deren innersten Glauben er in Formeln, so scharf wie ein mathematischer Grundsatz und so tönend wie die Strophen einer Hymne, aussprach, ihn als den Forscher erkannte, als den Mann, der das gelobte Land sah und seine verjüngende geheimnisvolle Wonne verkündete!

III

Die menschliche Seele und die Wissenschaft

„Der Seele bemächtigt sich die Wissenschaft ..." Dieses Wort gibt den Kernpunkt des ganzen von Taine in Angriff genommenen Werkes. Wenn man die Menge der behandelten Stoffe ins Auge faßt, so ist das Werk vielseitig und verschiedenartig wie das Leben selber; wenn man das unveränderliche Fortbestehen des Leitgedankens ins Auge faßt, so erscheint es einheitlich und kurz gefaßt wie eine mathematische Abhandlung. Es läßt sich in der Anwendung der Theorie von den kleinen Fakta zusammenfassen und in der Annahme, daß für alle Erscheinungen des geistigen oder des Willenslebens ein ihr Vorhandensein genügend erklärender Grund in einer oder mehreren früheren Erscheinungen sich findet. Dadurch, daß Taine zugibt, daß die kleinen Fakta, welche das Ich ausmachen, mittels der experimentalen Methode studiert werden können, daß folglich die Psychologie eine Wissenschaft ist, trennt er sich von der materialistischen Schule, welche den ganzen exakten Anteil der Seelenforschung auf ein Kapitel der Physiologie zurückführt. Taine hat in sehr tiefsinniger Weise bemerkt, daß eine Äußerung des Bewußtseins, eine Idee z. B., die Ursache einer Reihe anderer Äußerungen des Bewußtseins ist, ohne daß dieselben durch die entsprechende physiologische Gestaltung berührt werden. Folglich, selbst wenn wir die Seele als eine einfache Gehirntätigkeit betrachteten, müßten wir nichtsdestoweniger das innere Leben als inneres Leben und

vom Gesichtspunkte des Denkens aus als Gedanken studieren. Aber er sagt sich auch von der klassischen, von den Schotten und Jouffroy vertretenen Psychologie los und verläßt die Methode der persönlichen und vereinzelten Betrachtung, um die der umfassenden Forschung und der vervielfältigten Erfahrung an ihre Stelle zu setzen. In den Augen Taines hat alles im Dasein des Menschen Interesse für den Psychologen, und jegliches wird ihm zur Urkunde. Von der Art und Weise an, ein Zimmer zu möblieren und einen Tisch zu decken, bis zu der, zu Gott zu beten und die Toten zu ehren, gibt es nichts, was nicht verdient geprüft, besprochen, ausgelegt zu werden, weil überall der Mensch etwas von seinem innersten Wesen hineingelegt hat. Carlyle hat den Sartor resartus, ein rätselhaftes Werk, geschrieben, in welchem er eine Philosophie der Kleidung entwickelt, und in welchem er gelegentlich der Schürzen und Kniehosen eine Abhandlung über Geschichte und Politik gibt. Er hat hier nur bis zur Possenhaftigkeit eine fruchtbare Wahrheit übertrieben, welche Balzac in der großen Vorrede zu seiner „Menschlichen Komödie“ aufstellte, nämlich: „daß der Mensch einem noch zu erforschenden Gesetze gemäß geneigt ist, seine Sitten, sein Denken und sein Leben in allem zum Ausdruck zu bringen, was er seinen Bedürfnissen anpaßt . . .“ Das heißt zugleich behaupten, daß keine Äußerung, so geringfügig sie immer sein mag, vollständig unbedeutend und vernachlässigungswürdig ist. Denkschriften und Briefe, geschichtliche Monographieen und analytische Romane, Werke von Künstlern und Arbeiten von

Handwerkern — die Forschung des Gelehrten muß alle diese Urkunden großer und kleiner Leidenschaften durchstöbern und prüfen. Nimmt nicht plötzlich die ärmliche und unbedeutende Wissenschaft eines Thomas Reid und eines Dougald Stewart eine ungeheure Reichhaltigkeit an? Von welcher Wichtigkeit wird nicht für diese Psychologie die Annahme des allgemeinen Determinismus, den ich oben als einen wesentlichen Bestandteil des Systems von Taine bezeichnete? Nehmen wir nun aber an, daß jede Erscheinung des sittlichen Lebens nicht durch eine oder mehrere frühere Erscheinungen bestimmt wird, in anderen Worten zugestanden, daß die Seele Spontaneität und Freiheit — im gebräuchlichen Sinne dieser Worte — besitzt, so fällt das ganze Gebäude in sich zusammen. Da liegt der angreifbare Punkt der Lehre. Diese Psychologie ist wohl wie eine Wissenschaft gebildet, aber sie beruht auf einer Forderung der Metaphysik.

In diesem ungeheuren Reiche der Wissenschaft von der Seele, das sich über alle Erscheinungen der menschlichen Natur und der Gesellschaft erstreckt, hat Taine als besonderen Gegenstand seiner Studien das Gebiet der literarischen und künstlerischen Erzeugnisse gewählt. Diese Erzeugnisse bilden ihrerseits auch eine Erscheinungsform und zwar eine wesentliche, welche der Philosoph in der überwiegenden Zahl ihres Auftretens und in ihrer Verschiedenartigkeit prüfen muß. In Griechenland und Rom, in dem Italien der Renaissance, in dem Frankreich der drei letzten Jahrhunderte und in dem England aller Jahrhunderte,

in wievielen Lebenskreisen und in wieviel verschiedenen Augenblicken hat der Verfasser der „Intelligenz“ nicht dieses Wunder der Bildung des Kunstwerkes betrachtet? Die Geschichte erschien ihm wie ein ungeheures Erfahrungsfeld, das zum Nutzen des Psychologen vom Zufall eingerichtet ist, und mit ihrer Hilfe hat er das ganze System der früheren Kritik erneuert oder, wenn man will, verdrängt, und dann auf indirektem Wege die Gesichtspunkte der von seinen Theorieen erfüllten Künstler. Das erste Anzeichen dieser Erneuerung war die vollständige Unterdrückung der Idee der Moralität in Kunstwerken. In der Tat, wenn man sich fragen will, wie es ein La Harpe, ein Gustave Planche und sogar, wenigstens in seinen ersten Abhandlungen, ein Sainte-Beuve hätte tun können, ob ein Buch oder ein Gemälde eine sittliche Bedeutung hat, welche Lob verdient oder Tadel hervorruft, so muß man zugestehen, daß der Schriftsteller oder der Maler durch einen verantwortlichen Willensakt das Werk geschaffen hat, eine Annahme, welche offenbar dem deterministischen, überall von Taine angewandten Prinzip widerspricht. Der, welcher ein Geistesprodukt beurteilt, gründet bewußt oder unbewußt sein Urteil auf eine ihm eigene Theorie vom Geiste. Ein Buch oder ein Gemälde war dem Anhänger der alten Psychologie die Wirkung einer individuellen Ursache. Ein Analytiker aus der Schule Taines sieht in dieser Wirkung, wie in jeder anderen, den Schlußstein einer Reihe von Teilursachen, welche selbst wieder Wirkungen anderer herrschenden Ursachen sind, und so fort bis ins Unbegrenzte. Hier findet sich die Ansicht des stoischen

Dichters: „Die Reihe der Ursachen entstammt dem Anbeginn der Welt, und versuchst du etwas zu ändern, so leiden alle Geschicke . . .“ Für Taine, wie für Spinoza, wie für die Pantheisten aller Zeiten, vereinigt sich die ganze Summe der Kräfte, um die unbedeutendste kleine Erscheinung ins Dasein zu rufen, und hinter jeder dieser kleinen Erscheinungen sieht der Denker unendliche Reihen von Ereignissen. Aus diesem Königreiche der unumgänglichen Notwendigkeit ist jede Wertschätzung des Guten und des Bösen verbannt — ja, sogar jede Wertschätzung des Schönen und des Häßlichen, wenigstens erscheinen Häßlichkeit und Schönheit in einer ganz besonderen Beleuchtung. Die Gruppe der Erscheinungen, welche auf meinen Geist einen Eindruck hervorbringt, den ich unter der Bezeichnung Schönheit einreihe, ist nicht von derjenigen Erscheinungsgruppe abgesondert, welche auf denselben Geist den Eindruck der Häßlichkeit hervorbringt, da alles in der ungeheuren Reihe der Ereignisse, aus welchen die Welt sich zusammensetzt, im engsten Zusammenhange steht. Einzig und allein der Eindruck, den ich gewinne, setzt den Unterschied fest; aber, wenn ich mich von diesem Eindrucke befreien und die Vernunft reden lassen will, so muß ich gestehen, daß ich denselben Kräften gegenüberstehe, welche ein und derselben Naturnotwendigkeit gemäß in dem einen Falle ein Gelingen, in dem anderen ein Scheitern hervorgebracht haben. Wer bis zu diesem Grade der Analyse gekommen ist, ist ebenso geneigt, sich für das Scheitern wie für das Gelingen zu interessieren; besonders, wenn man sieht, daß bei einem

Autor z. B. das Untergehen verschiedener Richtungen seines Talentes die Vorbedingung zum Gelingen der übrigen war. Gerade die Einbildungskraft bezüglich des Gefühlslebens, welche Michelet in seinem Studium der Religionskriege tiefe Einblicke gewinnen ließ, mußte ihn in gewissen Augenblicken und gewissen Persönlichkeiten gegenüber zu einem seltsamen Übermaß von Ungerechtigkeit führen und bei seiner besonderen Auffassung von Luther und Michel-Angelo konnte er weder Montaigne noch Bonaparte verstehen und hat sie niemals begriffen. Die Vorzüge und Schwächen seines Stiles haben ihren Ursprung in dieser Einbildungskraft. Je mehr ich diese Wahrheit in mich aufnehme, desto mehr bin ich geneigt, an diesem Geschichtschreiber nur noch die allmächtige Einbildungskraft zu bewundern und, da diese Kraft sich wenigstens ebensoviel in seinen Fehlern wie in seinen Vorzügen offenbart, leidenschaftlich diese notwendigen und folglich köstlichen Fehler zu lieben. Das Kunstwerk an und für sich interessiert mich nicht mehr, es ist für mich nur eine Offenbarung der tief liegenden Gründe, welche es ins Dasein gerufen haben. Diese Gründe studiere ich in ihm, folglich erregt mich die Kraft dieser Gründe, sie setzt mich in Erstaunen, sie entzückt mich. Ebenfalls infolgedessen hat die Kunst der Anordnung, die regelmäßige Harmonie, die vollkommene Freiheit, das unübertreffliche Maßhalten weniger Reiz für mich, als das Extrem und die heftigen Zusammenstöße. Werke von großem Gleichgewichte sind auch Offenbarungen, aber weniger hervortretende Offenbarungen, weniger entfesselte Kräfte.

Wir werden nun untersuchen, welche Schriftsteller Taine am lebendigsten erfaßt, und welchem Stil er die sichtlichste Sympathie entgegenbringt. Unter den Modernen ist das gerade Michelet und Balzac. Im achtzehnten Jahrhundert St. Simon. — Bei den Engländern bewundert er vor allen Shakespeare, den klagenden Swift und Carlyle — lauter Schriftsteller, deren Haupteigenschaft ist, im höchsten Grade „bedeutungvoll“ zu sein. Bei ihnen ist wenigstens das Band, welches den Künstler mit seinem eigenen Werke verknüpft, sichtbar, ihre Bücher enthalten wirklich „lebendige Psychologie“. Sicherlich findet man Freude, ja, fast Wonne daran, zu sehen, wie eine Fähigkeit in einem Gehirne bis zur Schrankenlosigkeit emporwächst. Sie gerät in Unordnung, schäumt über, durchbricht alle Regeln der Ästhetik, gerät außer sich in Erfindungen aller Arten, schafft eine neue Sprache, zügellos, gefährlich, unvergleichlich. Die armselige Individualität des Dichters verschwindet, und an ihre Stelle tritt ein großes Gesetz der Intelligenz, das in seinem Glanze erstrahlt und entzückt. Wahrscheinlich empfindet ein geistreicher Physiologe vor Gemälden einen ähnlichen Eindruck wie Taine vor einer Seite Prosa oder Poesie. Unter den herrlichen Fleischtönen und den würdevollen Körpern einer Rubensschen Leinwand bemerkt ein solcher Gelehrter wahrscheinlich das Spiel der Funktionen des physischen Lebens und die höhere Intelligenz der tiefen Gesetze, welche es bestimmen. Die Tiefe dieser Gesetze und die Kraft dieser Funktionen fesselt ihn. Ein derartiges Empfinden ist ebenso berechtigt, wie es

berechtigt ist, sich auf den entgegengesetzten Standpunkt zu stellen und die Kunstwerke nicht mehr als „bedeutungvoll“, sondern als „suggestiv“ zu betrachten, wie es die Dichter und die Verliebten tun: Eine zarte, sanfte Frau befindet sich an einem düstern, bedeckten Winternachmittage allein in ihrem Wohnzimmer. Draußen über der Stadt lastet ein Nebel- und Rußmeer, in welchem die rohe Menge tobt. Ohne dieses Nebelmeer zu sehen, errät sie es an der Melancholie, welche sie erfaßt, obgleich die blaßblauen Vorhänge, die schon niedergelassen sind, ein düsteres Licht mit wollüstiger Zärtlichkeit durchlassen. Dieses halb getönte, fast übernatürliche Licht scheint die Gegenstände, welche die junge Frau umgeben, zu liebkosen; geliebte Gegenstände, für andere stumm, erzählen sie ihr so weich die Geschichte des Glückes, welches sie niemals ihr eigen nennen wird, oder welches sie verloren hat. In geschnitzten Rahmen auf dem kleinen Tische, auf dem Kamin, dem Nipptischchen stehen die Bilder derer, die sie liebt, zerstreut und erzählen, daß die Wesen, deren Ebenbild sie sind, weit weg, durch die Entfernung, durch das Leben, durch den Tod von der getrennt sind, welche ihrer gedenkt. Die im Schatten sich kaum abzeichnenden Möbel, über die ihr Auge gleitet, verleihen dem Zimmer durch ihre altgewohnte Anordnung und ihre bekannte Gestalt gewissermaßen ein Antlitz, einen Charakter. Voller Heimweh und erschauernd nimmt sie aus dem Fache, in welchem ihre Lieblingsbücher ruhen, eine Gedichtsammlung. Friedlich brennt das Feuer. Auf ihrem Ruhebette hingestreckt liest sie aufs Geratewohl und nimmt wohl,

wenn sie ihr Lesen unterbricht, da sie kein Lesezeichen zur Hand hat, eine Nadel aus ihren schönen Haaren und legt sie zwischen die Blätter. Das Buch spricht auch zu ihr wie zu den Philosophen, aber es spricht zu ihr durch Suggestion. Anstatt hinter den Worten die Hand, welche sie schrieb, den Körper, welchem diese Hand angehörte, den Drang des Blutes in diesem Körper, und sogar die hervordringenden Bilder, alle die unerbittlichen dumpfen und tiefen animalischen Ursachen des Talentes zu sehen, erblickt sie den Traum des Dichters, das unaussprechliche und geheimnisvolle Jenseits, das er in seinen Versen zu verherrlichen gewußt hat. Sie liest das herrliche Fragment aus Lamartine:

Die Wogen hatten nachts getrieben an den Strand
Den Leichnam einer Frau, wo ihn ein Fischer fand;
Es rührt' im Tode noch der Schönheit Reiz das Herz . . .

Sie liest im Buche des Lazarus von Heinrich Heine die herzzerreißenden Erinnerungen:

Besonders sind es Julchens Tränen,
Die im Gedächtnis rinnen mir;
Die Wehmut wird zu wildem Sehnen,
Und Tag und Nacht ruf' ich nach ihr!

in Sully-Prudhomme die idealen Strophen der „Vergeblichen Liebe“:

Die Freundin fehlte ihnen, die leicht sich rühren läßt.

Errät sie etwa hinter den unbestimmt gefärbten Zeilen des geliebten Buches wie Taine: „einen Mann, der seine Studien gemacht hat und gereist ist, in Frack

und Handschuhen, gern gesehen von den Damen, welcher des Abends in Gesellschaft fünfzig Begrüßungen und etwa zwanzig Witze fertig bringt, des Morgens seine Zeitung liest, gewöhnlich in der zweiten Etage wohnt, der nicht allzu heiter ist, weil er Nerven hat, und besonders weil in dieser schwerfälligen Demokratie, in der wir ersticken, der Mißkredit der öffentlichen Würden seine Ansprüche, indem er sich seine eigene Wichtigkeit vergrößert, erhöht hat und weil ihm die Feinheit seiner gewöhnlichen Empfindungen die Lust einflößt, sich Gott zu glauben . . .?" Möglicherweise ist dies der unreine und fruchtbare Erdboden der schönen Blüte, und ist diese Poesie, welche in ihrer Verfeinerung fast Qual erweckt, die sichtliche Wirkung jener verborgenen Gründe. Aber für die junge Frau, deren Herz an jenem bezaubernden Nachmittage eines bedeckten Wintertages an diesen köstlichen Stanzen sich berauscht, sind dieselben genau genommen keine Wirkung. Sie sind eine Ursache. Die Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, lassen sie gleichgültig. Sie kümmert sich nicht um die Retorte, in welcher der Zaubertrank bereitet ist, wenn nur der Zaubertrank sich bewährt, und die Lektüre sie in eine köstliche und zitternde Erregung versetzt. Für sie liegt das Interesse nicht in dem Wirken der unveränderlichen Gesetze der Psychologie, sie überläßt sich ganz dem Zauber der Gesichter, welche das Buch vor ihr heraufführt; mögen sie nun freundlich oder traurig sein, sie sind immer persönlich. Wer sieht nicht, daß zwei sehr verschiedene Kunsttheorieen in diesen beiden sich völlig widersprechenden

Sensibilitäten vorhanden sind? Die, zu deren Vorkämpfer Taine sich gemacht hat, hatte zunächst den Vorteil, von ihm mit einem wunderbaren Reichtum von Beispielen, einer unbesiegbaren Logik, einer ergreifenden Beredsamkeit aufrecht erhalten zu werden und außerdem einem der tiefgefühlten Bedürfnisse der Zeit zu entsprechen. Ein einziger dieser Gründe hätte genügt, um ihr Anhänger zu erwerben.

Beachtenswert ist, daß die Theorie Taines sich in vielen Werken unserer zeitgenössischen Künstler teils in Gesetzesform und klar bejahend, teils verschleiert und wie verschwommen findet. Wahrlich, diese Theorie muß in allen Punkten mit irgend einem tiefen Bedürfnis unserer Zeit übereinstimmen, da die von ihr belebten und getragenen Werke eine fast wunderbare Anziehung auf das Publikum ausüben. Ist die Ästhetik der sogenannten materialistischen Schriftsteller etwas anderes als die Ausführung des von Taine gelehrten Grundsatzes, nämlich, daß der Maßstab für den Wert eines literarischen Werkes die Menge der von ihm beigebrachten bedeutsamen Urkunden — menschlicher Urkunden, wie die Führer der Schule sagen — ist? Für die Anhänger dieser Schule, welche sich hauptsächlich der Romanschriftstellerei zugewandt haben, weil die Geschmeidigkeit dieser Gattung sich besser zu allen Versuchen hergibt, liegt das Talent des Schriftstellers darin, eine möglichst große Menge genauer Bemerkungen über den Menschen und über die Gesellschaft zu geben. Wenn sie nun also, anstatt alle diese Notizen eine nach der anderen ganz unbearbeitet zu veröffentlichen, Intriguen

erfinden, Persönlichkeiten aufstellen, auf die Lebenskreise näher eingehen, so geschieht dies auch, um die Genauigkeit herzustellen. So miteinander vereinigt, werden die Notizen klar. Die Zusammengesetztheit des Romanes will der des Lebens gleichkommen. Wenn es ihr gelingt, so findet der Geschichtschreiber der Sitten des neunzehnten Jahrhunderts eine wohl vorbereitete Arbeit, wenn er zu erforschen sucht, wie das Volk und wie die Bürgerschaft sich nährte, sich kleidete, wohnte, sich verheiratete, das Vergnügen auffaßte, den Kummer ertrug. Niemals würde ein besserer Katalog über die sozialen Arten und ihre Gewohnheiten, wenigstens die äußeren, aufgestellt werden können. Immer mehr Boden gewinnt das Bedürfnis, die glänzende Seide der Einbildungskraft mit dem festen Stoffe der Wissenschaft zu füttern, und triumphiert schließlich. Die Kritik hat fast gänzlich die Besprechung der Werke an und für sich liegen lassen, um nur den Grundbedingungen der Werke nachzuspüren; deshalb sind die Studien und die Charakterbilder so voll von Anekdoten, deshalb schreibt jeder Gelehrte mehr oder weniger seine Memoiren, kurz, deshalb hat die Berichterstattung ihr Bürgerrecht in der Geschichte der Literatur sich erworben. Selbst die Poesie wird psychologisch und, wie die Jugend es verkündet, eine moderne Pariserin. Wenn man eine Ausstellung unabhängiger, selbständiger Maler besucht, so sieht man, daß diese Bewegung sich nicht auf die Schriftstellerkunst beschränkt, und daß die Revolutionäre des Pinsels sich bestreben, mit ihrer Leinwand und ihren Farben genaue und umständliche Auskünfte über

ihre Generation zu geben. Der eine untersucht mit der peinlichen Genauigkeit eines Anatomen die kleine Umbildung der Muskeln, welche das lange geübte Handwerk am Spanne einer Tänzerin oder an der Schulter einer Plätterin hervorbringt. Der andere zeigt mit einer ganz neuen Erforschung der Technik die Spuren, welche das Pariser Leben in dem Temperament und in der Seele seiner Sklaven eindrückt. Das Bild einer Tänzerin von Degas, die Studie eines Flures in den Folies-Bergère von Forain offenbaren in einer gänzlich überraschenden Form das starke Eindringen der wissenschaftlichen Methoden in unsere Denkart. Eine alles umfassende Untersuchung bezüglich der menschlichen Seele scheint angestellt zu sein, sie spürt umher, grübelt, übertreibt hier, läutert da und ist vor allem bemüht, das von Taine in allen seinen Büchern vollständig aufgestellte Programm auszuführen, nämlich eine immer erweiterte und umständlich geschilderte Aufstellung der kleinen Fakta vorzunehmen, aus denen das menschliche Ich zusammengesetzt ist.

Vergeblich würde man den Triumph der Methode der „bedeutungvollen“ Kunst über die Methode der „suggestiven“ Kunst beklagen, denn dieser Triumph ist die unausbleibliche Folge der wesentlichen Umwälzung, welche die Wissenschaft heutzutage in dem menschlichen Begriffsvermögen und folglich auch in dem Gefühlsleben hervorgebracht hat. Man kann heute schon die Tragweite dieser Anwendung der wissenschaftlichen Methoden auf alle seelischen Zustände ermessen. Wir haben zwei Mittel, um uns einen Maßstab zu ver-

schaffen, erstens die vollendeten Tatsachen, welche schon entscheidend genug sind, um eine Schlußfolgerung zu gestatten, und zweitens die Analyse des Grundsatzes selbst und der Theorie, welche unser ganzes persönliches Leben als das Ergebnis äußerer Ursachen betrachtet. Wir stellen auf diese Weise fest, daß der entmutigtste Pessimismus das letzte Wort in jener Forschungsliteratur behalten hat. Immer mehr wird im Verlaufe der auf dieser Lehre aufgebauten Romane die menschliche Natur als elend, in ihrer Demütigung unter der Last der drückenden Verhältnisse, in ihrer Ohnmacht gegenüber den zermalmenden Kräften hingestellt. Und hat der Pessimismus nicht auch in dem ganzen Werke Taines das letzte Wort behalten? Muß man die zahllosen Stellen anführen, in denen sich bei diesem Philosophen, dem Opfer seiner eigenen Methode, die äußerste Entmutigung und die unheilbare Krankheit des Herzens verrät? Muß man die düstere Stelle aus der „Reise nach Italien“ anführen, wo er vor den Meisterwerken der früheren Jahrhunderte schmerzlich ausruft: „Die Geschichte ist nichts als ein ruinenbedeckter Friedhof! . . .“ und wo er die Menschheit mit der Niobe von Florenz vergleicht, deren Söhne unter den Pfeilen des Bogenschützen erliegen: „Kalt und starr richtet sie sich wieder auf; hoffnungslos, die Augen gen Himmel gewendet, betrachtet sie mit Bewunderung und Entsetzen den blendenden, todverkündenden Schein, mit erhobenen Händen die unvermeidlichen Pfeile und die unzerstörbare, heitere Ruhe der Götter . . .?“ Muß man die wohlbekannte Stelle erwähnen, wo er behauptet,

„daß Vernunft und Gesundheit glückliche Zufälle“ sind, und die andere, wo er erklärt, daß „die beste Frucht der Wissenschaft kalte Resignation ist, welche die Seele beruhigt und vorbereitet und die Leiden auf körperliche Schmerzen beschränkt . . .“? Ebensowohl enthielt nämlich die Auslegung seiner Lehre den Keim des düstersten und unheilbarsten Nihilismus. Wie kann man, wenn alles in unserer Person nur ein Endergebnis und eine Folge ist, wenn unsere sanfte oder bittere Art das Leben zu nehmen nur das Produkt einer unendlichen Reihenfolge von Ursachen ist, wie kann man da umhin, das Nichts zu empfinden, welches wir im Verhältnis zu den riesenhaften, den schrankenlosen Mächten sind, die uns tragen und zermalmen mit demselben furchtbaren Schweigen? Wo, um ihnen, diesen furchtbaren Mächten zu widerstehen, eine andere Waffe finden, als die vollständige Entsagung und des Nirvana der Weisen Indiens? Als Pascal mit leidenschaftlichem Erschauern seines ganzen Wesens feststellte, daß ein Tropfen Wasser genügt, uns zu töten, und daß wir in der Gewalt dieses stumpfsinnigen Weltalls sind, welches uns gefangen hält, erhob er sich sofort wieder und mit ihm unser ganzes Geschlecht, indem er die Ordnung des Herzens dem blinden, gefühllosen Weltall, welches uns wohl zermalmen, aber weiter nichts kann, gegenüberstellte. Ach, wie kann man diese Ordnung des Herzens oder des Geistes sich verschaffen, wenn sogar unsere Gefühle und unsere Gedanken Produkte des Weltalls sind, wenn wir unser eigenes Ich fast nicht mehr kennen, welches unabläſſig von der Finsternis des Unbewußten über-

wuchert wird, welches unablässig dicht vor einem nicht wieder gut zu machenden Schiffbruche in den Fluten des düsteren, schweigsamen Stromes der Erscheinungen, in dem es selbst nur eine Woge ist, steht? . . . Ach, nicht einmal eine Woge, nur eines der unendlichen Atome des zerstäubten Schaumes, welches der Wind durch die unendliche Leere treibt! Taine spricht von der Auflehnung des Herzens, und nachdem er gezeigt hat, daß die menschliche Unvollkommenheit gleich der ursprünglichen Unregelmäßigkeit der Seitenflächen eines Kristalls in der natürlichen Ordnung der Dinge liegt, sagt er: „Wer wird sich gegen diese Geometrie entrüsten?“ — Er selbst ist der erste. Nur wird seine Entrüstung von seinem Stolze im Zaume gehalten. Kaum ein dumpfes, undeutliches Stöhnen verrät sie. Aber dieses Stöhnen erklingt wie ein tiefer Baß in der begeisterten, zu Ehren der Wissenschaft angestimmten Hymne. Wohl zeigt sich da in ihm der Mann unserer Zeit, bei welchem die erbliche Sensibilität eine menschliche Lösung des menschlichen Lebens, ein mystisches und übernatürliches Eintragen unserer geringsten Handlungen in das Buch der Ewigkeit, eine ewige, unbewegliche Welt hinter diesem Chaos flüchtiger Erscheinungen, einen väterlichen Gott im Herzen der Natur erfordert, während die unerbittliche Analyse den Menschen bis in seine Schmerzen, bis in seine Empörung zerlegt, um ihm deren notwendige und wesentliche Elemente vorzulegen! Ein unerträglicher Zustand, an dessen Ende nur entweder der Verzicht auf die edelsten und erhabensten Forderungen der Seele oder das Geständnis steht, daß die Wissen-

schaft den tiefsten, ewig heimwehkranken Grund unseres Herzens nicht erforschen kann. Dieses Geständnis aber heißt dem Mystizismus die Türe öffnen, heißt erklären, daß es unmittelbare Wahrheiten gibt, zu welchen die Analyse uns nicht den Weg erschließt — doch will unser Denken diese Entsagung nicht zugeben.

IV
Politische Theorieen

Wenn Taine Augenblicke voller Pessimismus, voll schmerzlicher Beredsamkeit gekommen sind, so war das gegen seinen Willen, ohne daß er etwas von seinem tiefen Glauben an die Wissenschaft verloren hätte. Voller Aufrichtigkeit hat er die düstere Traurigkeit seiner persönlichen Eindrücke vor dem geometrischen und schweigsamen Weltall, welches diese Wissenschaft uns zeigt, anerkannt. Auch hat er nicht zu leugnen versucht, daß die Verzweiflung wie eine ansteckende Krankheit das Jahrhundert verseucht. Aber er hat sich zu zeigen bemüht, daß diese Verzweiflung einzig und allein aus der persönlichen Veranlagung unseres Geistes herrührt und nicht aus den notwendigen Schlußfolgerungen der Wissenschaft. In seinen Augen sind der Pessimismus und der Optimismus zwei wohl in gleichem Maße berechtigte, aber auch in gleichem Maße ungenaue Arten, die Dinge zu sehen, welche nur eine besondere Anlage der sich ihnen hingebenden Seele bezeugen. Er geht noch weiter. Nicht zufrieden

damit, die Wissenschaft gegen den Vorwurf, die Krankheit des Jahrhunderts hervorgebracht zu haben, zu rechtfertigen, erwartet er von ihr ein Heilmittel gegen diese Krankheit. Es ist das eine unbestimmte, ungewisse Erwartung, in welcher er, wie ich meinerseits glaube, getäuscht werden wird, denn der Widerspruch zwischen der Wissenschaft und dem moralischen Leben ist wahrscheinlich unlöslich. Das tut aber auch nichts! Das Bestreben, ihn zu lösen, ist edel, denn es handelt sich um die Rettung einer der beiden hundertjährigen Erbschaften unserer armen Menschheit. Taine hat in diesem Sinne gearbeitet. Eine besondere hierauf bezügliche Abhandlung hat er freilich nicht verfaßt, aber fünfzig Stellen in seinen Werken enthalten eine moralische Auffassung, die bald klar entwickelt ist, wie in den letzten Seiten seiner Studie über Lord Byron, bald sich in einer leidenschaftlichen Neigung für das Gleichgewicht der vollkommenen Gesundheit zeigt, wie in den Vorlesungen, welche er der griechischen Skulptur widmete, wie in den Notizen über England, wie in dem vorletzten Kapitel der „Philosophischen Kunstbetrachtungen“ über den Grad des guten Einflusses von diesem oder jenem Ideal. Diese Auffassung ist nicht verschieden von der, welche sich in dem Stoizismus und in dem Spinozismus findet, Lehren, welche sich wie die Taines auf die Annahme von der vollständigen Einheit des Weltalls gründen. „Sei in Übereinstimmung mit dem Kosmos,“ sagt Mark-Aurel, und der Verfasser der Ethik: „Derjenige ist der Weise, welcher mittels seines Denkens an der ewigen Notwendigkeit der Natur

Anteil hat. In einem gewissen Sinne hört dieser niemals auf zu sein, er allein besitzt die wahre Herzensruhe . . .“ Und auch Goethe, das sieghafte Haupt dieser Schule: „Versuche dich zu verstehen und die Welt zu verstehen . . .“ Gewißlich ist unsere armselige Persönlichkeit nur ein unendlich kleiner Bruchteil von dem großen Einklange der Natur, aber warum sollten wir, statt uns darüber zu beklagen, nicht uns darüber freuen, wir, die wir uns diesem großen Einklange zugesellen und uns als eines der lebendigen Glieder des unsterblichen Körpers der Gottheit fühlen können? Wir brauchen zu diesem Zwecke nur buchstäblich einem Grundsatze zu folgen, dessen Vortrefflichkeit von dem gesunden Menschenverstande seit langem anerkannt ist, und unsere Wünsche der Ordnung der Dinge anzupassen, anstatt gegen diese anzukämpfen, um sie unseren Wünschen zu unterwerfen. Ein beruhigender Grundsatz, denn er hilft uns, den Schmerz mit dem Troste, einem Gesetze gehorcht zu haben, zu ertragen — ein stärkender Grundsatz, denn er lehrt uns, alle die Verhältnisse, welche uns umgeben, unserer Entwickelung zu gute kommen zu lassen. Einzig und allein die Kraft dieses Grundsatzes hat Goethe in dem großen Werke seiner wunderbaren Geistesbildung gestärkt, wie er ehemals die griechischen Gemeinwesen in der harmonischen Entfaltung ihrer freien Tätigkeit aufrecht erhielt. Die Tragweite dieses Grundsatzes geht allerdings über die Geschicke des einzelnen hinaus und sein angesichts der Zufälligkeiten des individuellen Lebens noch bedingter Wert wird, erst einmal auf das Leben der Gesellschaft angewandt, fast unbe-

dingt. Das ist wenigstens der Gedanke Taines, und er hat sich auf diese Weise eine politische Anschauung gebildet, welche sich seiner wissenschaftlichen Auffassung des Menschen und des Weltalls anschließt. Gerade diese politische Anschauung stand sowohl im Widerspruche zu den Ideen der Revolution von 1789, wie auch zu den Grundsätzen des Ancien Régime, so daß der Verfasser der „Anfänge des modernen Frankreich“ das überraschende Bild eines Philosophen darbietet, welcher den beiden sich die Herrschaft des Landes streitig machenden Parteien gleich feindlich ist. Die völlige Aufrichtigkeit hat manchmal seltsame Vorkommnisse im Gefolge, wodurch sie dem sie übenden Geiste gefährlich ist, und denen, welche nicht in das Geheimnis der kleinen, inneren Arbeit dieses Geistes eingedrungen sind, unverständlich bleibt.

Mir scheint, daß die politische Anschauung Taines in ihrer verallgemeinertsten Fassung sich einfach auf die Auffassung des Staates als eines Organismus zurückführen läßt. Ebenso wie die persönliche Kraft und Gesundheit sich aus einem bewußten oder unbewußten Gehorsam gegen die Gesetze des physiologischen Organismus herleiten lassen, ebenso lassen sich die öffentliche Kraft und Gesundheit aus dem bewußten oder unbewußten Gehorsam gegen die Gesetze dessen, was man als den sozialen Organismus bezeichnen kann, herleiten. Unvermeidliche, nicht mehr zu ändernde Bedingungen aller Art haben diesen Organismus geschaffen. Die Abstammung, die Umgebung, und schließlich die Reihe der historischen Umstände haben dazu beigetragen. Und dieser Organismus

arbeitet nun, so wie er ist, gut, schlecht, bewunderungswert oder verabscheuenswürdig aus einer inneren Notwendigkeit heraus. Im Sinne der Philosophie, deren Grundsatz ich weiter oben angegeben habe, besteht die Weisheit darin, diese Notwendigkeit anzunehmen. Alle Bedingungen des sozialen Organismus, von welchem wir einen Teil bilden, annehmen und uns ihnen unterwerfen, das ist der Beginn des Fortschrittes, denn man verbessert seine eigene Stellung nur, wenn man sich mit ihr abfindet und sie versteht. Hier findet sich der alte Ausspruch Bacos: Nemo naturae nisi parendo imperat auf die Regierung der Völker angewendet. Nicht nur die Grundsätze, sondern auch die Vorurteile seines Stammes achten, denn „das ererbte Vorurteil ist ein seiner selbst sich unbewußter Grund“; nicht nur nützliche Einrichtungen, sondern sogar die erhalten, welche wahrscheinlich einen Mißbrauch enthalten, weil sie lebende Teile eines lebendigen Körpers sind; als Maßstab für die Interessen des Staates weder die logischen Forderungen unserer Einsicht, noch die edlen Bedürfnisse unseres Herzens annehmen, weil weder unser Geist noch unser Herz die Richtschnur der Wirklichkeit ist; mit einem Worte: gegen die Gesellschaft vorgehen, wie der Arzt gegen einen Kranken vorgeht, langsam, mit zurückhaltender Vorsicht, welche durch die Überzeugung von der großen Zusammengesetztheit der Organe erweckt wird; das alles, abgesehen von den praktischen Anwendungen, macht den Geist der Politik aus, so wie Taine sie erfaßte, so wie er sie in den Stellen vorschreibt, wo er aus einem einfachen Erzähler zum

Richter wird, wie z. B. die folgende, welche ich dem zweiten Bande über die „Anfänge des modernen Frankreich" entnehme: „Das schwierigste Werk auf der Welt ist eine Verfassung, besonders eine lückenlose, vollkommene Verfassung. Alte Rahmen, in welchen ein großes Volk sich bewegte, durch andere, genügende und dauerhafte Rahmen zu ersetzen, eine in hunderttausend Abteilungen zerfallende Form dem Leben von 26 Millionen Menschen anzupassen, sie harmonisch zu entwerfen, sie so gut, so zur rechten Zeit, mit einer so genauen Schätzung ihrer Bedürfnisse und ihrer Fähigkeiten ihnen anzupassen, daß sie sich von selbst hineinfinden und sich in ihr ohne Anstöße bewegen, und daß sofort ihre improvisierte Wirksamkeit die ungezwungene Leichtigkeit einer alten Gewohnheit hat, — ein solches Werk ist ungeheuerlich und übersteigt wahrscheinlich die menschliche Kraft . . ." Besser ist es also, auf ein solches Unternehmen zu verzichten und, um eine so schwierig zu handhabende Maschine wie den Staat zu fördern, sich auf die beiden großen Mittel jeglicher Neugestaltung zu beschränken; zunächst auf die Zeit, d. h. die Erblichkeit, und dann auf die Kunst, d. h. auf die Spezialwissenschaft. Wahrscheinlich hat Taine den ersten dieser Wege in England und den zweiten in Deutschland kennen und bewundern gelernt. Ich denke mir, daß er, wenn er wie sein Meister Spinoza eine Abhandlung über Politik verfassen würde, mit ihnen anfangen und mit ihnen enden müßte.

Wenn man sich jetzt an die Verfassungtheorieen erinnern will, auf welchen die Revolution von

1789 beruhte, so wird man ohne Mühe feststellen können, daß sie sich von einem Vernunftideal herleiten, welches von dem historischen und positivistischen Grundsatze, auf den Taine sich stützt, sehr verschieden ist. Taine muß wie alle Philosophen, welche in dem Staate einen Organismus erblicken, die Ungleichheit als ein wesentliches Gesetz der Gesellschaft ansehen. Dies ist auch seine Ansicht. Der oberste Grundsatz der Revolution war, daß von einem bestimmten Gesichtspunkte aus alle Menschen gleich sind. Wie wir soeben gesehen haben, ist für Taine eine Verfassung ein aus der Erfahrung entstandenes Werk a posteriori, welches Gewohnheiten feststellen, aber nicht schaffen, zu Protokoll nehmen und gesetzlich machen, aber nicht vernichten soll. Das am weitesten gehende, höchste Glaubensbekenntnis der Revolution war die Verkündigung der schöpferischen Kraft der Vernunft. Außerdem gesteht die Revolution zu, daß jeder Bürger zu jeglichem geeignet ist. Man erinnere sich an die beredte Stelle, wo Michelet, sogar er, diesen Grundsatz entwickelt, den, wenigstens für eine Zeit, die großen Kriege mit ihrer Auswahl nicht Lügen gestraft haben, und man vergleiche damit die Ansicht, welche Taine hinsichtlich der Fachgelehrten äußert. Mit dem Verfasser des „Emile“ stellt die Revolution noch den Grundsatz auf, daß der Mensch von Natur vernünftig und gut ist, und daß erst die schlecht gestaltete Gesellschaft ihn schlecht macht. Taine ist, wie alle die, welche an die dunklen, tierischen Anfänge des Menschen glauben, überzeugt, daß eine nur leise eingeschläferte wilde Bestie in

jedem von uns erwachen kann: „Der Mensch“, sagt er einmal, „ist ein Fleischfresser; er ist es nach seiner Natur und nach seinem Bau, und niemals läßt sich, weder in der Natur noch in dem Bau, diese erste Veranlagung verwischen. Seine Eckzähne sind wie die des Hundes und des Fuchses, und wie sie hat er sie von Anfang an zum Zerreißen des Fleisches anderer benutzt. Seine Vorfahren haben sich um ein Stück rohen Fleisches mit Steinmessern erwürgt. Auch heute hat er sich nicht geändert, er hat sich nur gemildert. Krieg herrscht wie früher, nur ist er begrenzt . . .“ Wer kann die Herrschaft des Volkes wünschen, wenn er es in dieser Gestalt sieht? Die Revolution schließlich, wie ihr Name es schon zeigt, ist umstürzlerisch gewesen. Sie hat damit angefangen, freie Bahn zu schaffen. Sie hat ihren Grundsatz methodisch durchgeführt. Grundsatz sowohl wie Methode mußten dem Philosophen der langsamen Evolution widerstreben, und in der Tat hat außer dem Kriege gegen das Ausland nichts in der Bewegung von 1789 vor seiner scharfen Kritik Gnade gefunden; der Grund, den er für seine Bewunderung der Soldaten dieser heldenhaften Zeit angibt, verdient übrigens Beachtung, denn er zeigt in hohem Maße, wie der Philosoph sich bis zum Schlusse treu geblieben ist: „Durch das Vorhandensein der Gefahr“, sagt er, „wurde der gesunde Menschenverstand in ihnen wieder geweckt, sie begriffen die Ungleichheit der Talente und die Notwendigkeit des Gehorsams . . .“

Taine hegt demnach eine unbesiegliche Antipathie

gegen die Werke und Männer der Revolution, und darin ist er logisch. Es ist nicht weniger logisch, wenn er dieselbe Antipathie gegen die Männer und die Werke des Ancien Régime empfindet. Denn wenn die Revolution sich allen Ideen seiner politischen Lehre geradenwegs entgegenstellt, so entspricht die frühere Regierungform ebensowenig seinen Ideen. Und von seiner Überzeugung aus, daß eine unvermeidliche Notwendigkeit jede Erscheinungform mit früheren verknüpft, kann er nicht, wie die allgemeine Meinung, einen Unterschied zwischen der früheren Regierung und der Revolution machen und sie einander gegenüberstellen. In der ersten dieser beiden Erscheinungformen sieht er die direkte und durch Jahrhunderte wirkende Ursache der zweiten. Er behauptet einmal mit Bezug auf die Jakobiner: „Sie sind die Nachfolger und die Vollstrecker der früheren Regierung, und wenn man sieht, wie diese sie erzeugt, zur Reife gebracht, genährt, eingesetzt, herausgefordert hat, so kann man nicht umhin, ihre Geschichte wie einen langsamen Selbstmord anzusehen . . .“ Und in einem Kapitel von außerordentlich reichem Gehalt zeigt er, wie in dieser Hinsicht die Grundregeln der politischen Gesundheit eine nach der anderen übertreten worden sind. Ihm, der den Staat als einen Organismus, d. h. eine Vereinigung lokaler, stets tätiger und im Fortschritte befindlicher Zentren ansieht, kann die einheitliche und unumschränkte Herrschaft Ludwigs XIV., welche alle Macht in der Hand des Königs und alle lebendigen Kräfte des Volkes im Hofe vereinigte und dadurch das

provinziale Leben erschöpfte, nur Widerwillen einflößen. Als Anhänger einer einsichtvollen Aristokratie kann er das Betragen der französischen Aristokraten und der Geistlichkeit, welche die Verpflichtungen, die ihre Vorrechte ihnen auferlegten, nicht zu verstehen wußten, und den Vorrang des Talentes nicht in gleicher Weise wie den Vorrang des Titels und der Geburt zu bewahren wußten, nur beklagen. Die frühere Regierung hat infolge des Hoflebens den Wert der Eigenschaften der Feinheit und der Anmut überschätzt und dadurch das, was Taine als den klassischen Geist bezeichnet, ganz allmählich entwickelt und zu seiner höchsten Blüte gebracht, d. h., an Stelle des unmittelbaren Studiums der Wirklichkeit hat sie die Ideologie, an die der experimentalen Methode das Vorgehen der abstrakten und mathematischen Vernunft gesetzt. Schließlich gehört Taine einer Schule an, welche zu unzweideutig den Kultus der vollendeten Tatsachen bekennt, als daß sie nicht alle Anstrengungen für vergeblich ansehen sollte, welche die Apostel der Reaktion machen könnten, um die Vergangenheit zurückzubringen. Mag die Revolution nun in ihrem Wirken wohltätig oder verderblich gewesen sein, sie hat stattgefunden, und die Weisheit zeigt sich darin, mit ihr wie mit einer bestehenden Tatsache zu rechnen. Wenn man die Vorrede von 1875, welche der Geschichtschreiber an die Spitze seines großen Werkes über „Die Anfänge des modernen Frankreich“ gestellt hat, wieder liest, so bemerkt man die inneren Gründe für die befremdende Einsamkeit, in der er mit seiner Meinung steht — eine

Einsamkeit, welche ihm heute die Vorwürfe der Republikaner zuzieht, wie sie ihm die Verdammung des Bischofs von Orleans zuzog: „1849, als ich 21 Jahre alt war, war ich Wähler und in großer Verlegenheit, denn ich hatte fünfzehn oder zwanzig Abgeordnete zu ernennen, und außerdem hatte ich nach französischer Sitte nicht nur Männer, sondern auch unter den Theorieen zu wählen. Man schlug mir vor, royalistisch oder republikanisch, demokratisch oder konservativ, sozialistisch oder bonapartistisch zu sein. Ich war nichts von alledem, ich war überhaupt nichts . . .“ Und seitdem hat er nicht mehr gewählt. Er war damals und ist heute ein Philosoph, welcher gar nicht daran denkt, handelnd aufzutreten und welchen einzig und allein die Logik und die Aufrichtigkeit seines Denkens sowohl in der Politik wie in allem anderen beschäftigt.

Drei Fragen werfen sich hinsichtlich der „Geschichte der Anfänge des modernen Frankreich“ auf. Die erste interessiert die Historiker. Welchen Wert hat die Methode, welchen Wert haben die Texte und welchen Wert hat die Kritik des Verfassers? Die zweite interessiert die Politiker. Wie weit geht die genaue Tragweite der Theorie, ihre Vortrefflichkeit oder ihre Unzulänglichkeit? Schon der Titel dieses Werkes erlaubt mir, die dritte zu beantworten, welche den Psychologen interessiert. Wie war es möglich, daß nach der Meinung vieler seiner früheren Bewunderer Taine eine Art halber Wendung machte? Ich habe versucht, die vollkommene Einheit in der Entwickelung dieses schwermütigen, aber gewaltigen Geistes zu zeigen. Mit seltenem Nachdruck vertritt

er die Religion der der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich eigenen Wissenschaft. Dieser Religion hat er alles geopfert, von den erhabensten Wünschen seines Herzens an bis zu den berechtigtsten Wünschen der allgemeinen Beliebtheit. In dem Paul der „Klassischen Philosophie" scheint er schon im voraus sein Bildnis entworfen zu haben: „Seinem inneren Berufe folgen, auf dem großen Arbeitfelde die Stelle suchen, wo man am nützlichsten sein kann, seine Furche ziehen oder sich sein Grab graben, das ist in seinen Augen das Wichtige, alles andere ist nebensächlich . . ." Aber wie die tiefe und breite Furche ziehen, ohne viele Blumen abzubrechen!

V

Stendhal (Henri Beyle)

Stendhal (Henri Beyle)

Der Leser wird sich vielleicht wundern, daß ich in einer Sammlung von Studien über gewisse merkwürdige Fragen der zeitgenössischen Psychologie einen Schriftsteller in Beachtung ziehe, welcher im März 1842 gestorben ist und seine Jugend unter dem Konsulat verlebte. Wenn man die Daten ins Auge faßt, so gehört jene rätselhafte Persönlichkeit, welche zwei Meisterwerke des französischen Romans mit dem Pseudonym Stendhal zeichnete und sich auf seinem Grabsteine Arrigo Beyle, Milanese, nennen ließ, einer längst verflossenen Literaturepoche an. Eine ganz originale Geistesrichtung, deren Originalität durch eine ganz individuelle Erziehung noch erhöht wurde, brachte es mit sich, daß dieser Kämpfer unter Napoleon durch die Literatur seiner Zeit hindurchschritt, wie man ein fremdes Land, dessen Sprache man nicht kennt, durchreist — nämlich, ohne verstanden zu werden. Er schrieb viel und wurde fast gar nicht gelesen. Sogar die wenigen Freunde,

welche ihn kannten und zu schätzen wußten, haben für ihn nicht den Ruhm der Unsterblichkeit erhofft, welcher sich derart vergrößert, daß wir jetzt ohne weiteres sagen: Balzac und Stendhal, wie man Hugo und Lamartine, Ingres und Delacroix sagt. Für den Fanatismus von 1882 sowohl, denn Henri Beyle hat fanatische Anhänger, wie auch für die Mißachtung oder vielmehr Gleichgiltigkeit, mit welcher 1830 die Werke des Romanschreibers aufgenommen wurden, sind Gründe aufzufinden. Er, ein Schriftsteller, ein Soldat und ein Bureaukrat zu gleicher Zeit, hatte das gefährliche Vorrecht, neue Gefühle, deren gleichen man nirgend kannte, zu erfinden und in einem noch nie dagewesenen Stile zu erzählen. Die Gefühle wurden nicht geteilt, und der Stil fand keinen Beifall. Er hatte selbst den Grund seines Mißerfolges angegeben an dem Tage, als er die tiefe Wahrheit aussprach, daß ein Lob von einem Kollegen gewissermaßen ein Zeugnis ist, daß man ihm gleicht. Aber ist es mit den tausend anonymen Lobsprüchen, welche dem Schriftsteller von seiten des Publikums zu teil werden und die entweder den vorübergehenden Beifall der Mode oder den dauernden Beifall des Ruhmes bilden, nicht ebenso? Henri Beyle nahm gegenüber seinen Zeitgenossen dieselbe Stellung ein wie Julian Sorel in „Rot und Schwarz“ gegenüber seinen Gefährten, den Zöglingen des Priesterseminars. „Er konnte ihnen nicht gefallen, er war zu verschieden von ihnen.“ Man kann noch weiter gehen und in einigen ihm eigenen Veranlagungen seiner Seele eine Ähnlichkeit zwischen ihm und vielen unserer Zeitgenossen

herausfinden, welche ihrerseits in dem Verfasser der „Erinnerungen eines Touristen“ oder der „Äbtissin von Parma“ verschiedene Züge der modernsten Empfindungsart wiedererkennen. Beyle, welcher sein Schicksal als Künstler mit überraschender Feinheit der Empfindung vorausahnte, sagte: „Ich werde um 1880 verstanden werden.“ Vor 40 Jahren berührten diese Worte wie eine Vermessenheit, heute rufen sie wie eine Prophezeiung das Erstaunen wach. Eine Erklärung, weshalb er mit dieser Prophezeiung nicht geirrt hat, und weshalb wir den noch kürzlich Verkannten ganz besonders schätzen, wird zugleich angeben, inwiefern wir von unseren Vorgängern verschieden sind. Wer kann behaupten, daß in wiederum 40 Jahren eine neue Generation, welche das Leben in ganz anderer Weise zu genießen verstehen wird, diesen Stendhal und seine Anhänger nicht vollständig vergessen haben wird? Diese Frage müssen sich häufig diejenigen vorlegen, deren Beruf es ist, mit Tinte und Feder ihre Auffassung von der Welt niederzuschreiben. Denn die große Ungewißheit, die den Schriftsteller bezüglich des literarischen Nachrufes erfüllt, bringt das Gute mit sich, daß sie von jeglichem nutzlosen Ehrgeize nach Unsterblichkeit heilt und uns veranlaßt, daß wir, wie Stendhal, nur noch schreiben, um uns selbst und den Zeitgenossen unserer Art ein Vergnügen zu bereiten. Aber wie und warum auf die anderen einen Einfluß auszuüben versuchen? . . .

I
Stendhal als Mensch

Zwei Freunde, deren Neigung zu ihm, wenn auch nicht ihr Verständnis seines Wesens, gleich groß war, haben von Henri Beyle Porträts geliefert, welche in glücklichster Weise einander vervollständigen. Das Bekannteste ist das von Mérimée, der es, unter dem Titel „H. B., von einem der Vierzig“ verborgen, veröffentlichte. Jetzt findet man diese nach der Natur gezeichnete Studie, aber diesmal mit dem Namen des Verfassers gezeichnet und von einigen etwas zu scharfen Zügen gereinigt, am Anfange der letzten Auflage der „Korrespondenz“ Stendhals. Das andere Portrait, das sich heute in demselben Bande wie der seltsame Roman „Armance“ findet, verdanken wir einem Jugendfreunde Beyles aus der Dauphinée, R. Colomb, seinem Testamentsvollstrecker. Als Motto trägt es die in den Papieren des Toten gefundenen Worte: „Was war ich? Was bin ich? Ich wüßte es in der Tat nicht zu sagen . . .“ Mérimée zeichnet uns einige Züge des Charakters Beyles im Mannesalter, Colomb im Jünglingsalter, aber weder der eine noch der andere kann uns so auf den Grund dieser komplizierten Natur, aus dem der Künstler und der Diplomat, der Philosoph und Offizier zusammengesetzt ist, führen, als seine Werke selbst, besonders seine „Korrespondenz“, das Tagebuch seiner ersten Reise nach Italien „Rom, Neapel, Florenz“ und die „Erinnerungen eines Touristen“, das Ergebnis seiner zahlreichen Reisen in Frankreich, Werke, in denen der

Meister sich als Mensch gehen läßt und schlicht und einfach plaudert. Die Witzworte folgen sich, die Gedanken sprudeln hervor, zwanzig Anekdoten verschlingen sich. Der Ton des Redners ist so getreulich gewahrt, daß man glaubt, die Stimme, welche die knappen Sätze hinausschleudert, zu hören. So sprach Beyle, wenn er abends, heimgesucht von der Melancholie, sich an seinem Geiste berauschte, „um zwischen sich und sein Unglück Ereignisse zu stellen“ — oder auch an Abenden, wenn, inmitten einer fast tollen Heiterkeit in einem der Salons, dessen Atmosphäre ihn entzückte, der Fangball der Konversation zwischen ihm und einem ebenbürtigen Gegner hin und her flog. „Ein Salon mit acht bis zehn liebenswürdigen Menschen, die heiter, in abgerissenen Anekdoten, miteinander plaudern und nach Mitternacht einen leichten Punsch trinken . . .“ In einem nicht vollendeten Fragment hat er sich selbst unter dem Namen Roizard in einer packenden Zeile geschildert. „Wenn er keine Anregung hatte, hatte er keinen Geist.“ Dieser Geist, der infolge der Anregung immer in anderen Farben spielt, dieser Geist, der eher auf einer bestimmten Art des Fühlens als des Denkens beruht — dieser Geist, der zugleich leidenschaftlich und spöttisch, wissensdurstig und beweglich, vor allen Dingen aber lebendig und persönlich wie das Leben ist, spricht aus den Seiten seiner ohne Abänderungen wie im Biwak auf den Knieen geschriebenen Werke. Und doch, welche künstlerische Gestaltung in diesem Reiz des Natürlichen und in der Ursprünglichkeit des sprudelnden Gedankens! Wenn man die unwillkürlichen Bekennt-

nisse eines Schriftstellers, welcher glaubt, nur Theorieen niederzuschreiben, und doch unausgesetzt sein innerstes Sein enthüllt, liest und immer wieder liest, so gehen einem die Augen auf für die Einflüsse, welche dazu beigetragen haben, dieses einzig dastehende Genie zu bilden. Das Skelett der materiellen Tatsachen wird von dieser ebenso blendenden wie psychologisch tiefen Natur mit Fleisch und Muskeln bekleidet. Und vor der träumenden Einbildungkraft steht der Mensch wieder lebendig da, und mit ihm werden auch die verschiedenen Ursachen, welche den Schriftsteller veranlaßt haben, seiner Zeit vorauseilend, einige Züge von unserer Art, zu genießen und zu leiden, vorzuführen, wieder lebendig, obgleich zwischen ihm und uns zwei Generationen dahingegangen sind.

Seine Bücher enthalten also eine Plauderei, und zwar die Plauderei eines Künstlers, dessen wunderbar bewegliches Gefühlsleben durch unzählige Gegenstände erregt wird. In dem Künstler aber steckt auch ein Philosoph, und gerade der Philosoph hat immer die Oberhand. Die unumschränkte Fähigkeit dieses beweglichen Denkens beruht auf der Aufstellung allgemeiner Ideen; auch ist diesem glühenden Geiste der Genuß, eine Sammlung von kleinen Tatsachen in einer Formel zusammenzufassen, ein so hoher, daß er ihm alles opfert: angenehme Wortbildung, schöne Bilder, die Musik der Perioden. Bald scheinen ihm, wie es Intelligenzen seines Ranges zu gehen pflegt, sogar die allgemeinen Ideen zu sehr auf besondere Fälle angewandt, noch allgemeineren ordnen sie sich wieder unter; ein System entsteht, dessen Vorzüge und

Schwächen die Kraft und die Unzulänglichkeiten der Analysen, welche er in Anwendung brachte, erklären. Beyle ist nicht nur ein Philosoph, er ist ein Philosoph aus der Schule Condillacs, Helvetius' und ihres Nachfolgers Destutt de Tracy. Er hat bis in sein tiefstes Mark den Einfluß des ideologischen Sensualismus dieser Theoretiker auf sich wirken lassen. Wie sie, glaubt er, den Ursprung unseres ganzen Denkens im Gefühle zu sehen. Wie sie, führt er alle Gründe, die uns zum Handeln treiben, auf die Begier zurück, und ist, indem er seine ersten Grundsätze bis in ihre äußersten Konsequenzen verfolgt, der Ansicht, daß der Mensch ganz und gar das Produkt seines Temperamentes und seiner Umgebung ist. Seine summarische Metaphysik macht ihn einesteils unzugänglich für alle Kunstgriffe des deutschen Idealismus und weckt seinen Haß gegen die Religion. „Das Papsttum," sagte er oft, „ist die Quelle alles Übels." Sein Atheismus geht, wie der André Chéniers, bis zur Verzückung. Sein berühmtes Wort: „Das einzige, was Gott zur Entschuldigung dienen kann, ist, daß er nicht existiert", ist bekannt. Sein Materialismus geht bis zum Heroismus. „Ich habe das Nichts gestreift," schreibt er nach seinem ersten Schlaganfall; „der Übergang ist unangenehm, und unsere Furcht davor hat ihren Grund in den Dummheiten, die man uns im Alter von drei Jahren in den Kopf gesetzt hat." Ihm war es nicht genug, für sich selbst zu denken, er wollte eine Schule bilden. Er hielt Jacquemont Vorlesungen, predigte Mérimée, dem er vorwarf, „weder Montesquieu, noch Helvetius,

noch de Tracy gelesen zu haben“. Weder die Tatsache, daß die öffentliche Meinung sich den Schotten und Jouffroy, dem Hegelianismus und Cousin zuwandte, noch das Wiederaufleben einer poetischen Frömmigkeit, welches den nahenden Romantismus ankündigte, konnten diesem ersten philosophischen Glaubensbekenntnis etwas anhaben, dessen Wirkungen sich in seinem Stile fühlbar machten. Die Anhänger Condillacs definierten die Sprache als Buchstabenrechenkunst, und Beyle schrieb in der Tat wie ein Rechenkünstler. Von der Kritik ist ihm eine Vernachlässigung der Form vorgeworfen worden, aber ebensogut könnte man einem Mathematiker die Abkürzungen seiner algebraischen Größen zum Vorwurf machen. Beyle sagte, um seine Schreibweise zu rechtfertigen: „Oft denke ich eine Viertelstunde nach, um ein passendes Adjektiv zu einem Substantiv zu finden.“ Und das sagte er ganz aufrichtig, fügte auch hinzu, daß er die Wahl dieses Adjektivs und des Substantivs von Gründen der Logik abhängig mache: „Wenn ich nicht klar sehe, fühle ich mich in meinem Innersten wie vernichtet.“ Erkennt man in diesem Bedürfnis nicht den Schüler jener kräftigen Schule französischer Analytiker, für welche die Präzision die erste aller psychologischen Eigenschaften war? Beyle stellte auch noch die Behauptung auf: „Um ein guter Philosoph zu sein, muß man trocken, klar, illusionslos sein. Ein Bankier, der sich ein Vermögen zu erwerben verstanden hat, hat sich auch einen Teil des Charakters angeeignet, der nötig ist, um philosophische Entdeckungen zu machen, d. h., um in das Bestehende klare Einsicht zu haben . . .“

Mit 20 Jahren sind die Erfahrungen, welche man aus den mit Leidenschaft gelesenen Büchern schöpft, und die, welche der selbstgewählte oder aufgedrängte Beruf gibt, häufig einander widersprechend. Das war der Fall bei Henri Beyle. Kaum hatte er die Bücher beiseite gelegt, so ging's in den Krieg, und die Fragmente von seinem „Leben Napoleons" bezeugen genugsam, mit welchem Enthusiasmus und mit welchem Eifer. Eine zurückgehaltene Beredsamkeit verrät die tiefe Bewegung: „Während ich die erste Zeit des Lebens Napoleons beschreibe, durchzittert mich eine Art religiösen Schauers." In der Erinnerung Stendhals verbanden sich mit dem Bilde des großen Generals die berauschendsten Eindrücke heroischer Gefahren und der endlich befreiten Jugend. Man muß dabei im Auge behalten, daß er im April 1810, als er abreiste, um sich mit dem Italienischen Heere zu vereinigen, seine Familie verabscheute, von der er übrigens als verlorener Sohn angesehen wurde, daß sein Studentenleben in Paris mißlich und krankhaft war, und schließlich, daß er unter dem schönsten Himmel der Welt mit der glorreichsten Armee im Felde lag. Alles das konnte wohl auf eine köstliche Weise das edelmütige Herz eines Mannes erregen, bei dem die vorhandene Gefahr eine halb furchtbare, halb wollüstige Erschütterung hervorrief. Es gibt einen nervösen Schauer, der einzig in seiner Art dasteht und sich bei den Leuten findet, die mit einer außerordentlichen Tapferkeit eine übermäßige Nervosität verbinden. Beyle kannte diesen Schauder, der ihn mit einem so hohen Genuß

erfüllte, daß man ihn bei all seinen Gestalten wiederfindet. Er sagte: „Bis zum Übergange über den St. Bernhard war mein Los abscheulich, aber von der Zeit an habe ich mich nicht mehr über mein Schicksal beklagen können.“ Er diente bei den sechsten Dragonern und wurde in Romanego, zwischen Brescia und Cremona, zum Unterleutnant ernannt. Mehr als eine Stelle seiner Bücher, wo er noch nachträglich mit der bestandenen Gefahr kokettiert, erinnert an diese Epauletten und an diesen Feldzug. Eine unerwartete Bemerkung in „Rot und Schwarz“ (Kap. 5) nimmt für den Schriftsteller die Ehre in Anspruch, den langen weißen Mantel und den Helm mit den langen schwarzen Federbüschen getragen zu haben, wie die Soldaten, die bei ihrer Rückkehr aus Italien, unter den Augen Julians ihre Pferde an das vergitterte Fenster seines väterlichen Hauses binden. Der berühmte Anfang der „Äbtissin von Parma“, wo Fabricius del Dongo an der Schlacht von Waterloo teilnimmt und durch seine Adern, wie ein junges Mädchen auf seinem ersten Balle, einen jungfräulichen Schauder der Offenbarung zittern fühlt, konnte nur unter dem lebhaften Einflusse leidenschaftlichster Erinnerungen geschrieben werden, ebenso wie nur jemand, den das Heimweh nach jenen heldenhaften Tagen nicht losließ, jene dem besiegten Napoleon gewidmete Vorrede der „Geschichte der Italienischen Malerei“, die in ihrer stolzen Bewunderung so rührend wirkt, schreiben konnte. Dieses Heimweh erklärt und berechtigt auch jenes „Arrigo Beyle, Milanese“ des Grabdenkmals. Als 1840 die orientalische Frage sich friedlich löste,

erklärte Stendhal, daß die Regierung durch ihr Zurückweichen vor dem Kriege das Land entehre, und sagte sich von Frankreich los. Wie es bei allen sehr lebhaften Neigungen der Fall ist, fand auch diese Begeisterung für den kühnen Taumel des militärischen Lebens durch einen tief eingewurzelten Groll ihr Gegengewicht. Im Jahre 1813 in einem auf den Bautzener Anhöhen während des Kanonenfeuers geschriebenen Tagebuche, äußert sich Beyle folgendermaßen: „Ich notierte mir mit einem Bleistift, daß dies ein schöner Tag von „Beylismus“ wäre, so wie ich ihn mir 1806 mit ziemlicher Genauigkeit vorgestellt haben würde. Ich saß bequem, ohne jegliche Sorgen in einem schönen Wagen und reiste mitten durch die komplizierten Bewegungen einer Armee von 140 000 Mann, die eine andere Armee von 160 000 Mann vor sich hertrieb, deren Nachhut von Kosaken begleitet wurde. Unglücklicherweise dachte ich an die so treffenden Worte Beaumarchais': Besitzen ist nichts, genießen ist alles . . . Ich kann mich für diese Art Vergnügen nicht mehr begeistern. Es hängt mir zum Halse heraus, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wenn ein Mann zu viel Punsch getrunken hat und ihn wieder von sich geben muß, dann ekelt es ihn sein ganzes Leben lang davor. Die Seelenzustände, die ich während des Rückzuges von Moskau gesehen habe, haben mir für immer die Beobachtungen verekelt, die ich an den rohen Geschöpfen, an diesen Säbelschleppern, die man eine Armee nennt, machen kann.“ Liebhabergroll, der nicht hinderte, daß ihm bei der bloßen Erinnerung an die Jahre, wo er, wie

seine eigenen Worte lauten, „sein Gut im Gefolge des großen Mannes verzehrte“, die Rührung aufsteigt! An Balzac schreibt er, um die Länge der Einleitung zur „Äbtissin“ zu entschuldigen: „Es bereitete mir eine zu große Freude, von jenen Zeiten meiner glücklichen Jugend zu sprechen . . .“ Oft hat man als Zeichen seines Mutes die Anekdote erzählt, wie er während des Rückzuges aus Rußland sich rasierte, — eine Soldatentollheit, die in der Tat für eine Seite Beyles sehr charakteristisch ist, nämlich für seine fast übermäßige Vorliebe für das Handeln, die so weit ging, daß er sich vornahm, eine „Geschichte der Energie in Italien“ zu schreiben!

Italien! Das Wort tönt uns immer wieder aus den Schriften Beyles entgegen. Beim Schreiben der Silben dieses Wortes erfüllte ihn, was einst die Schiffer aus Virgils Dichtung beim Aussprechen desselben empfinden mußten: Anbetung. Hatte er doch dieses schöne Italien in der eindruckfähigsten Zeit seiner Jugend kennen und lieben gelernt, als der Lebensdurst in seinen Adern brannte. Wie ein Barbar ließ er wollüstig und ganz animalisch die Strahlen der Sonne auf sich einwirken, die alle diejenigen, welche ihre Jugend unter dem nordischen Himmel verlebten, so schmeichelnd liebkosen. Die durchscheinende Atmosphäre umhüllt die geschlossenen Häuser, deren rote Steine Wärme zu verbreiten scheinen. Man braucht bloß zu atmen, und die Seele fühlt sich erleichtert, den Körper durchströmt Wohlbehagen. Unter diesem reinen Himmel erscheint der Mensch natürlicherweise schön. Das prächtige Licht

läßt sogar die Lumpen der Bettler nicht häßlich erscheinen. Durch eine eigenartige Architektur gewährt jede Stadt einen neuen Anreiz zum Träumen; eine erstaunliche Menge von Ölbildern und Fresken verwandelt jede in ein neues Paradies voll ästhetischer Wonne. Den Frauen jeder dieser Städte ist auch eine ganz besondere Anmut eigen; und welche unverletzliche Freiheit der Sitten fand Beyle vor, als er zum ersten Male nach Mailand kam! Man weiß aus den Memoiren jenes wunderbaren Casanova, den der Prinz Ligne so bezeichnend Aventuros nannte, welches angenehme Leben die Reichen und die Armen, der Adel und die Plebejer in den italienischen Städten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts führten. Die jungen Offiziere des jungen Siegers von Marengo fanden fast dieselbe Lustigkeit und Liebenswürdigkeit der Sitten vor. Und die ganze Armee berauschte sich in Glück und Wonne, vor allen anderen aber Beyle, der für alles Natürliche schwärmte, das er in seinem empfindsamen Epikuräertum als „das göttliche Unvorhergesehene“ bezeichnet. Viele Jahre später sagte er noch: „Wer kann sich mein Entzücken vorstellen, als ich, ohne daß irgend ein Reisender mir durch vorherige Erzählung das Vergnügen verdorben hätte, in Italien und gerade in der besten Gesellschaft das am meisten Unvorhergesehene fand . . .“ Bis zu dem Augenblicke, wo ihm die Rückkehr in dieses Land des höchsten Glückes vergönnt war, erfüllen ihn nur Wünsche, wie sie ein ferner Liebender hegt, zärtliche Träumereien, brennende Ungeduld. Von Donauwörth schrieb er im April 1809 einem Freunde:

„Fünf Uhr zwanzig Minuten Abreise nach Augsburg. Wundervoller Tag. Plötzlich bemerke ich die Alpen. Augenblick des Glücks. Leute, die immer rechnen, wie z. B. Wilhelm III., haben niemals solche Augenblicke. Die Alpen — das heißt für mich Italien —" Und von Wien einen Monat später: „Ich habe während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Wien die innere Zufriedenheit und das vollkommene Wohlbefinden verspürt, das ich, seitdem ich Italien verlassen habe, nur in Genf empfand." Und 1812 von Smolensk: „Kannst du dir denken, daß die Besorgung der offiziellen Geschäfte, die auf Italien Bezug haben, mir ein wahres Vergnügen bereitet? Zwei oder drei von ihnen haben sogar, nachdem sie beendet waren, meine Phantasie wie ein Roman beschäftigt." Und als ein Urlaub ihm eine Reise jenseits der Alpen ermöglicht: „Welches Übermaß der Freude! welches Herzklopfen! Wie töricht ich noch mit 26 Jahren bin! Warum nicht, werde ich doch das schöne Italien sehen! Doch verstecke ich meine Freude sorgfältig vor dem Minister, denn die Eunuchen sind stets zornig auf die losen Vögel. Ich spüre sogar für die Zeit meiner Rückkehr zwei Monate Kälte voraus. Aber diese Reise macht mir eine zu große Freude, und wer weiß, ob die Welt noch drei Wochen lang besteht!"

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die Poesie des Krieges, die Poesie Italiens, diese drei Einflüsse haben hauptsächlich die Entwickelung Beyles bestimmt. Ohne Hintergedanken überließ er sich ihnen, wie ein Schwimmer sich der tragenden Strömung der Wellen überläßt. Dieses Sichgehen-

lassen ging aber nicht bis zu einem Verleugnen seiner Persönlichkeit. Mochte er ein Werk Tracys durchblättern, mochte er, die Pistole in der Hand, in Berlin einreiten oder sich auf das Polster einer Loge in der Scala lehnen, immer blieb er derselbe, voller Sinnlichkeit, Scharfblick und Romantik, aus dessen Briefen man seine sich widersprechenden Eigenschaften herauslesen kann. Der ihm sehr ähnliche Kupferstich auf der ersten Seite des ersten Bandes seiner Briefe zeigt, wie Barbey d'Aurevilly, einer seiner Nachbarn in der Oper, mich versichert, eine breitschultrige Person mit kurzem Halse, starkem Kiefer, viereckiger Stirn, weitflügeliger, breiter Nase, einem zusammengezogenen Munde und durchdringenden Augen. Schon als Kind wurde er von seinen Kameraden wegen seiner kolossalen Gestalt, die von der ihren abstach, der „Turm" genannt. Er hatte ein stark ausgeprägtes Temperament, litt schon frühzeitig an der Gicht und schien immer von einem Schlaganfalle bedroht. Da er sehr kräftig war, verursachte ihm der Krieg keine Ermüdung. Seine Sinnlichkeit fand in den Theorieen von Cabanis eine seiner Natur zusagende Lehre, seiner Bequemlichkeit paßte vorzüglich das Sichgehenlassen der italienischen Sitten. Eine bekannte Stelle aus George Sand zeigt ihn uns, wie er durch seine Rücksichtslosigkeit die damals mit Musset reisende Schriftstellerin beleidigt. Ein weniger bekanntes Stück von Balzac, das unter dem Titel „Unterhaltungen zwischen 11 und 12 Uhr" erschien, schiebt ihm eine Anekdote in Rabelais' Geschmack zu, die bis zum Cynismus geht. Sein stark ausgeprägtes Temperament verband er

aber mit einer ganz psychologischen Einbildungkraft, d. h. einer Einbildungkraft, welche im höchsten Grade im stande ist, sich Seelenzustände vorzuführen. Der Gegensatz ist anziehend genug, um ein längeres Dabeiverweilen zu entschuldigen. Der Verehrer des starken physischen Lebens übergeht in der Darstellung seiner Helden gerade alle Eigenschaften des physischen Lebens, um sich ganz den Äußerungen des moralischen Lebens zu widmen. Das waren allem Anschein nach die einzigen, welche er sehen konnte. Wenn er ein Gesicht beschreibt, so geschieht es schnell, und meistens, um irgend einen inneren Vorgang zu versinnlichen, auch haben diese Beschreibungen keine veranschaulichende Gewalt, keine Farbe. So sagte er von Julian Sorel, daß er „unregelmäßige, aber feine Züge, eine Adlernase, große, schwarze Augen und dunkelblonde, sehr tief in die Stirn fallende Haare“ hat. Dann geht er zu anderem über. Auch kommt er im Verlaufe des ganzen Romans nicht ein Mal auf die äußeren Züge eines Mannes zurück, den er mit so großer Vorliebe studiert hat. Die Beschreibung eines Hauses, eines Ameublements, einer Landschaft ist in eine Zeile zusammengedrängt. Doch ist das keineswegs Absicht, um etwa eine größere rhetorische Wirkung zu erzielen, er definiert selbst in einer Abhandlung über die Eigenart seines Stils die Art seiner Einbildungkraft folgendermaßen: „Ich bemühe mich, die Vorgänge in meinem Inneren klar und aufrichtig zu erzählen.“ Wenn man diesen Ausspruch mit den Äußerungen eines Schriftstellers, dessen Einbildungkraft von dem physischen Elemente abhängig ist, z. B. Theophile

Gautier oder Gustave Flaubert*) vergleicht, so wird es einem immer mehr zur Gewißheit, daß die erste Frage, die man betreffs eines Schriftstellers an sich zu richten hat, die folgende ist: „Welche Bilder werden, wenn er die Augen schließt, in der Dunkelkammer seines Gehirns lebendig?“ Darin liegt das Element, welches seinem Talente die Färbung gibt, ja, das ist sein Geist. Alles übrige ist nur äußerliche Ausführung. Könnte der geschickteste Juwelier einen Saphir in einen Smaragd verwandeln?

Bei Stendhal trat zu der so seltenen Verbindung einer psychologischen Einbildungkraft und eines stark ausgeprägten Temperamentes ein Gefühlsleben hinzu, dessen Empfindlichkeit an Gesuchtheit, dessen Zartheit an Spitzfindigkeit grenzte. Dieser Zug seines Charakters ist, da er, soweit es in seinen Kräften stand, ihn verheimlichte, sehr wenig bekannt, aber einige im höchsten Grade gefühlvolle, aus seinem Innersten kommende Aussprüche in seiner Abhandlung über die Liebe, wie folgender, der eines Byron würdig wäre: „Ave Maria, in Italien, o Stunde, wo das Herz weich wird, die Seele sich mit Wonne und mit Melancholie füllt, Stunde der Freuden, die nur durch die Erinnerung etwas mit den Sinnen gemein haben,“ oder jener andere, so schmeichlerische: „Ohne Abstufungen eine Frau, die man liebt, besitzen, würde kein Glück mehr sein, ja, es würde sogar unmöglich sein . . .“ wie auch die Schöpfung der Frau von Rénal in „Rot und Schwarz“ und von Clelia Conti in der „Äbtissin“,

*) In den „Schriftstellern“ der Brüder Goncourt und der „Intelligenz“ von Taine.

dieser in ihrer leidenschaftlichen Hingabe so erhabenen Gestalten, und vor allem noch einige geheimnisvolle Schreiben aus seiner Korrespondenz bilden für den, der zu lesen versteht, unwiderlegliche Beweismittel des in diesem Freidenker und Spötter lebenden höchst romantischen Traumes vom Glück. 1809 legte er folgendes, wahrscheinlich aufrichtige Bekenntnis ab: „Ich habe nur drei Leidenschaften in meinem Leben kennen gelernt, den Ehrgeiz von 1800—1811, die Liebe zu einer Frau, die mich betrogen hat, von 1811—1818, und seit einem Jahre eine neue, mich ganz beherrschende und immer mehr zunehmende Liebe. Alle Zerstreuungen, alles, was mit meiner Leidenschaft nicht in Verbindung steht, hat niemals irgend einen Wert für mich gehabt. Mag sie nun glücklich oder unglücklich sein, sie nimmt alle meine Gedanken ein." Einer Frau, welche er sehr geliebt zu haben scheint, schreibt er: „Du brauchst Dich nicht im geringsten um mich zu sorgen; ich liebe Dich leidenschaftlich; und doch gleicht diese Liebe vielleicht nicht der, die Du in der Gesellschaft oder in Romanen kennen gelernt hast. Damit Dir alle Unruhe genommen würde, wünsche ich, daß sie dem Gefühlvollsten, was es in der Welt gibt, gleiche." Das Wort „gefühlvoll" kehrt in seinen Schriften immer wieder, sei es nun, daß er den Erzählungen Mérimées den Mangel an etwas unbestimmtem „zart Gefühlvollen" vorwirft, sei es, daß er die Aufregung beschreibt, welche in ihm durch eine Melodie Cimarosas oder durch eine Freske Correggios, seiner Lieblinge, wachgerufen wird, sei

es, daß er die Schwäche seines Herzens gesteht: „Ein ergreifender Ausspruch, eine wahre Äußerung des Unglücks, die auf der Straße zufällig mein Ohr treffen, die mir beim Vorübergehen aus dem Laden eines Handwerkers entgegenschlagen, haben mich immer bis zu Tränen gerührt.“ Er begegnet Byron zum ersten Male in der Scala, in der Loge Ludovics de Brême: „Damals schwärmte ich für „Lara“ und nach dem zweiten Blicke sah ich Lord Byron nicht mehr, wie er wirklich war, sondern wie ich mir den Verfasser der „Lara“ vorstellte. Da die Konversation ziemlich matt war, versuchte Herr de Brême mich zum Sprechen zu veranlassen — aber das war mir ganz unmöglich. Schüchternheit und Zärtlichkeit erfüllten mich ganz. Wenn mir der Mut nicht gefehlt hätte, so hätte ich unter Tränen Byron die Hände gedrückt ...“ Diese Exaltation hat bei einem Analytiker von seinem Scharfsinne etwas Befremdendes, ist aber dessen wohl würdig, der auf dem eindrucksfähigen Grunde seiner Seele folgende Definition der Schönheit gefunden hatte: „Schönheit ist ein Glücksversprechen“, dessen würdig, der Julian einen Ausspruch in den Mund legt, der dem verwirrendsten Shakespeares nicht nachsteht: „Ach,“ sprach er, und die leeren Worte, welche er Mathilde aus Pflichtgefühl sagte, erschienen ihm wie ein fremdes, von außen kommendes Geräusch, „wenn ich doch deine bleichen Wangen, ohne daß du es fühltest, mit Küssen bedecken könnte.“ Zwei Jahre vor seinem Tode, als er unter dem Unvermögen, die übermäßige Empfindlichkeit, die bei jeder Berührung

mit der Außenwelt ihn bis ins tiefste Innere erbeben ließ, zu besiegen, grausam litt, schrieb er an einen Freund folgende Worte, deren trauriger Ton durch die Enttäuschungen des beginnenden Alters genügend gerechtfertigt ist: „Meine Sensibilität ist zu groß geworden. Was andere kaum berührt, verwundet mich bis aufs Blut. So war ich 1789, so bin ich noch 1840. Aber ich habe gelernt, das alles unter einer für die große Menge unbemerkbaren Ironie zu verbergen.“

Er, ein aus so vielen Bestandteilen zusammengesetztes Wesen, vereinigt also in sich die Kühnheit eines Dragoners, die Spitzfindigkeit eines Kasuisten und die Sensibilität einer Frau und ist so dem Einflusse der drei großen Strömungen unterworfen, die ich soeben bezeichnete. Er hat die philosophischen Schriftsteller gelesen und philosophiert selbst mit Vorliebe, und so bildet er ein seltsames Phänomen, insofern als er bei seinem Handeln und in seiner Leidenschaft die Analyse sprechen läßt, und dadurch entdeckt er ganz neue Schattierungen der Psychologie. Häufig im Gefolge des Kaisers hat er sich in den verschiedenen Städten seines geliebten Italiens eine vorübergehende Heimat geschaffen und bildet so einen der vollkommensten Vertreter des modernen Kosmopolitismus. Schließlich hat er auch viel verglichen, viel gefühlt und, wie er sich gern ausdrückt, auf Kosten seiner Gesundheit und seines Vermögens Erfahrungen gesammelt und so sich in den Stand gesetzt, über das damalige Frankreich Urteile von großer Tragweite zu

fällen, die er in einem Romane, einem Meisterwerke, ich meine, „Rot und Schwarz“, in glücklichster Weise zusammengefaßt hat. Das sind die drei Punkte, die ich nacheinander prüfen wollte.

II
Der Analytiker

Jeder Romanschriftsteller hat ein ihm eigenes Verfahren der Ausführung, wenn man so sagen darf, welches in engem Zusammenhange mit seiner Auffassung der Charaktere seiner Persönlichkeiten steht. Dieses Verfahren könnte dem, der die psychologische Tiefe der verschiedenen Schriftsteller messen wollte, sehr leicht als Maßstab dienen. Bei dem einen setzt stets und fast immer sofort der Dialog, bei dem anderen Beschreibung ein. Der erstere beachtet nämlich bei einem Menschen besonders seine Einwirkung auf andere; der zweite faßt hauptsächlich die Menge der Atome ins Auge, welche langsam nach und nach von der Außenwelt in die Seele eindringen; ein dritter zerteilt seine Erzählung in kleine, sehr kurze Kapitel und bildet seine Helden aus einer Mosaik von Ideen und Gefühlen. Er sieht hauptsächlich die kleinen Erregungen des Nervensystems, und sehr nervöse Menschen hängen in der Tat ja nur von den Eindrücken des Augenblickes ab. Stendhals Verfahren ist das Selbstgespräch. Die Personen seiner Erzählungen sind unbestreitbar Männer der Tat. In „Armance“ hat Octave von Malivert ein Duell

und vergiftet sich. In „Rot und Schwarz“ ermordet Julian Sorel nach vielen gefährlichen Erlebnissen seine frühere Geliebte und besteigt das Schaffot. Fabricius in der „Äbtissin“ tritt bekanntlich sein Gewehr ladend bei Waterloo auf. Wir haben es nicht mit einem erfindungarmen Schriftsteller zu tun, der eine Art Wachsfigurenkabinett errichtet. Octave, Julian, Fabricius — ich habe absichtlich die drei Gestalten aus den großen Romanen Beyles gewählt — kommen und gehen, stellen ihr Leben aufs Spiel, wagen viel und lenken ihren Lebenslauf in den verschiedensten Verhältnissen, — und doch zeigt der Verfasser sie uns durch das ganze Buch hindurch, wie sie sich den Puls fühlen und jeder Einwirkung auf ihre Sensibilität nachspüren. Er macht Psychologen aus ihnen, ja, sogar Grübler, welche sich immer befragen, ob sie erregt sind, und welchen Charakter ihre Erregung angenommen hat, die ihre moralische Existenz bis in die geheimsten Winkel hinein prüfen und mit der Scharfsichtigkeit eines Maine de Biran oder eines Jouffroy über sich nachdenken. Selbstgespräche folgen auf Selbstgespräche. Octave leidet an einer geheimen Mißgestaltung, welche ihm nicht gestattet, sich zu verheiraten, ohne sich in seinen eigenen Augen zu entehren; da bemerkt er plötzlich, daß er seine Cousine, Armance de Zohiloff, liebt. „Wahrlich, eine schöne Seele! für immer ihr sich zu nähern, mit ihr und einzig für sie und ihr Glück zu leben! Ich würde sie leidenschaftlich lieben, ich würde sie lieben, ich Unglücklicher . . .“ und es beginnt dann ein endloser Monolog, der nicht wie ein Theatermonolog gesprochen, sondern, wie es in

einem analytischen Romane am Platze ist, gedacht wird und eine unendlich umständliche Darlegung einer weitläufigen Verkettung von Ideen umfaßt. Ebenso kommt in „Rot und Schwarz" auf zwei Seiten eine, welche die Untersuchungen, die die Personen jeden Augenblick mit sich selbst anstellen, wiedergibt. Julian Sorel ist der Sekretär des Marquis de la Môle; er hat von der Tochter seines Beschützers, Mathilde, einen Liebesbrief erhalten. Die drei folgenden Kapitel sind dem in Julian Sorel sich abspielenden inneren Kampfe gewidmet. Widersprechende Hypothesen erheben sich: „Meint Mathilde es aufrichtig? Ist sie Verbündete eines gegen den Sekretär des Grafen gerichteten Anschlages?" In zehn Sätzen nehmen diese beängstigenden Fragen zehn neue Gesichter an. Eine Abhandlung über eine Beichte würde die Grundlagen eines Seelenproblems nicht scharfsinniger zerlegen. Während Fabricius del Dongo im Gefolge des Marschalls Ney, getroffen von den durch die Kugeln emporgeschleuderten Erdstücken, dahingaloppiert, hält er innerlich einen langen Monolog. „Fabricius sagte sich" . . . „Fabricius fragte sich" . . . „Fabricius begriff" . . . Diese Formeln kehren mit einer fast Qual verursachenden Monotonie wieder. Und wenn dann schließlich das Drama einsetzt, wenn der Mann zum Handeln kommt, wenn Octave eine Mischung von Opium und Digitalin trinkt, wenn Julian um Mitternacht die Leiter an das Fenster von Fräulein de la Môle stellt, wenn Fabricius sich auf eine Gruppe verdächtig aussehender Soldaten stürzt, so geschieht das alles nach einer so ängstlich genauen Gewissens-

prüfung, daß die meisten Leser sich nicht mehr die Illusion der Wirklichkeit machen können. Zu diesen zählte Sainte-Beuve, und die Artikel, welche er den Romanen Stendhals gewidmet hat, beweisen, daß er sich niemals für das begeistern konnte, was ihm als willkürliche Probleme eines moralischen Mechanismus vorkommen mußte. Höchst wahrscheinlich verabscheute Flaubert „Herrn Beyle“, wie er ihn nannte, aus demselben Grunde. Henri Beyle fühlte sich von den Artikeln Sainte-Beuves nicht mehr gekränkt als von den Epigrammen Flauberts. Mir ist fast, als ob ich ihn mit dem ironischen Lächeln, welches er manchmal hatte, folgenden Ausspruch aus „Rot und Schwarz“ sagen hörte: „Ich habe mich in meiner Anmaßung so oft darüber gefreut, daß ich anders war wie andere . . . Nun, ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß Verschiedenheit Haß erzeugt.“

Sainte-Beuve, der sich in der Tat, wie es ihm gegenüber Balzac geschehen war, infolge des ihm durch seine Erziehung eingeimpften Vorurteiles in diesem Punkte täuschte, und Flaubert, der sich, da ihm seine ästhetischen Vorurteile die Sinne befangen machten, Musset gegenüber täuschte, erkennen nicht, daß Stendhals Art der Erzählung eine Methode nicht nur der Exposition, sondern auch der Forschung bildet. Ich möchte sie wohl mit einer Art experimenteller Hypothese vergleichen. Stendhal hat nur, und darin ist er den Romanschriftstellern aller Zeiten ähnlich, seine Eigenschaften psychologisch verwendet. Sein Verfahren besteht darin, die Verhältnisse, in welche er diese Eigenschaften hineinverlegt, bis ins Unend-

liche zu ändern, und dann läßt er die Person selbst alle die durch die Verhältnisse hervorgebrachten Änderungen darlegen. Und das ist keineswegs ein schriftstellerischer Kunstgriff. Die Persönlichkeit, so wie Stendhal sie nach seinem Ebenbilde auffaßt, weist als Hauptzug ihres Wesens die Fähigkeit zur Analyse auf. Der Romanschriftsteller braucht die zum Handeln treibenden Gründe bei einer solchen Seele nicht als von außen kommend zu zerlegen, denn es liegt schon im Wesen dieser Seele, zugleich zu handeln und sich beim Handeln zu beobachten, zu fühlen und ihr Fühlen zu beobachten. Wenn die Erzählung eine große Menge komplizierter scheinbarer Folgerungen enthält, so hat das darin seinen Grund, daß die Helden, welche er auftreten läßt, in Wirklichkeit diese Folgerungen aufstellen. Es gibt viele verschiedene Gruppen in der illusorischen Einheit des großen menschlichen Geschlechtes. Diejenige, welche Stendhal studiert, weist als unterscheidenden Zug die Fähigkeit und, wenn man so will, die Sucht nach einer eingehenden Zergliederung auf. Man kann an dieser Art zu sein, keinen Gefallen finden, aber man kann nicht behaupten, daß sie unwahr ist. Der Autor brauchte nur sich selbst als das vollendete Exemplar dieser Gruppe hinzustellen, und wir, die wir ihm nachfolgen und wie er unter der übermäßigen Schärfe des analytischen Geistes leiden, wir würden zu der Behauptung kommen, daß die von ihm beschriebenen Absonderlichkeiten oder besser die psychologischen „Fälle“ bei uns selbst vorkommen.

Wir wollen zunächst die durch den Geist der

Analyse in Stendhal vollbrachte Arbeit betrachten und uns die verschiedenen Einflüsse, welche auf ihn eingewirkt haben, ins Gedächtnis zurückrufen. Er ist Philosoph und Ideologe. Seine größte Freude ist es, die Beweggründe, die einen Menschen zum Handeln treiben, zu erforschen, und diese Beweggründe reduzieren sich bei ihm, der Helvetius gelesen hat, einzig und allein auf das Vergnügen. Was ihn in einem Menschen interessiert, ist seine Art, sich das Glück zu erjagen. Er antwortete in allem Ernst einem Provinzialen, der ihn nach seinem Berufe fragte: „Beobachter des menschlichen Herzens . . .“ Notwendigerweise fängt er mit diesem Studium bei seinem eigenen Herzen an. Aber neben dem Philosophen steckt auch ein Lebemann und ein Soldat in ihm. Diese wunderbare Vereinigung gehört zu denen, welche wieder eigentümliche Gefühlsverbindungen hervorbringen müssen. Gewöhnlich spinnen sich die wissensdurstigen Freunde der Psychologie in ihr Studierzimmer ein, während Männer der Tat und der Leidenschaft die Psychologie verschmähen oder gar nicht kennen. Stendhal aber denkt, dank den Zufälligkeiten seines Schicksals, ganz wie die ersteren, während er, wie die zweiten, ein ereignisreiches, vielseitiges Leben durchmißt. Er ist ein Gelehrter, welcher Frauen geliebt und Krieg geführt hat. Bei diesem doppelten Spiele seiner Fähigkeiten überrieseln ihn Schauer von Lust und Trauer, deren Beschreibung sich nicht in Büchern findet. Er erfindet auch unbekannte Erregungen. Ist er verliebt und läßt ihm seine Geliebte ein köstliches Zeichen

ihrer Liebe zu teil werden, so erfüllt ihn ein doppeltes Glück; zunächst ist ihm diese Zärtlichkeit wertvoll, dann aber legt er sich selbst, mit dem durchdringenden Blick eines Beichtigers, Rechenschaft ab über die inneren Vorgänge des Herzens, welche sie dazu getrieben haben. Er sieht das innere Räderwerk der Uhr spielen, welche ihm eine schöne Stunde verkündet hat. Und er schreibt seiner Geliebten: „Wie glücklich ich neulich gewesen bin, geliebter Engel, Du hattest alle Vorurteile vergessen, die Dir wegen Deines Wagens kommen!“ Im ersten Augenblicke erscheinen die Worte sonderbar, dann köstlich, denn der Liebhaber, welcher diese Worte geschrieben hat, verrät, mit welcher Feinfühligkeit, die fast mit der eines zu empfindlichen Thermometers zu vergleichen ist, er sich in den Gedanken derjenigen, die er liebt, versenkt, um dessen feinste Schattierungen zu erfassen. Wenn er einer Gefahr entgegengeht, wie bei Bautzen, wo sein Leben auf dem Spiele stand, gibt er sich mit vollkommener Klarheit Rechenschaft von dem Erzittern seiner Nerven, und er erklärt sich die Gründe dieser berauschenden Angst — und wie berauschend muß sie sein, da alle, welche sie kennen gelernt haben, in der Sicherheit der Jahre des Friedens mit Bedauern daran zurückdenken! „Das Vergnügen“, schreibt Beyle, „besteht darin, daß man durch die Gewißheit, daß sich dort etwas, was man als furchtbar erkannt hat, begibt, erregt wird . . .“ Wenn er, wie zur Zeit des Moskauer Rückzuges, bei der Panik und Zügellosigkeit der ganzen Armee, in Verzweiflung ist, so verordnet er sich ganz besondere Gegenmittel. „Ich las einige

Zeilen einer englischen Übersetzung von „Virginie“, die inmitten der allgemeinen Roheit mein moralisches Leben etwas wieder hob.“ Und einem Freunde schreibt er: „Ich muß meiner Phantasie Nahrung verschaffen; kaufe mir, bitte, die Märtyrer von Chateaubriand ...“ Wenn er sich gegen einen ihn übermannenden Schmerz stemmt und alle Muskeln seines Willens anspannt, so geschieht es, wie ein Arzt seine Kranken pflegt, mit einem erstaunlichen Verständnis seiner inneren Anatomie: „Wenn das Unglück kommt, so gibt es nur ein Mittel, ihm die Schärfe zu nehmen, nämlich, sich ihm mit dem größten Mute entgegenzustellen. Die Seele freut sich über ihre Stärke und heftet ihr Augenmerk auf sie, anstatt das Unglück anzusehen und alle Einzelheiten desselben bitter zu fühlen.“ Der Verfasser der „Ethik“ hätte es nicht besser sagen können*), aber der Verfasser der „Ethik“ erblickte die Leidenschaften, wie der Geometer die Körper sieht, in ihrer idealen Gestalt, von seinem einsamen Zimmer aus, während Beyle, umfangen von den Leidenschaften, berechnet und bedenkt, wie ein Maler, welcher ein Modell nach der Natur malt. Er führt das Leben eines Offiziers auf Halbsold, findet Abenteuer auf seinem Wege, an denen er nicht vorübergeht. Er

---

„Ethik“, 3. Teil, Absatz 53. „Cum Mens se ipsam suamque agendi potentiam contemplatur, laetatur et eo magis quo se suamque agendi potentiam distinctius imaginatur.“ Taine hatte schon in einer Studie über „Rot und Schwarz“ eine sonderbare Ähnlichkeit zwischen einem Ausspruche Stendhals und einem Lehrsatz Spinozas angemerkt.

A. d. V.

fühlt immer wirkliche Erregungen, deren Wirklichkeit sich bei ihm verstärkt durch eifrige Kenntnisnahme der Einzelheiten. Wenn er über die Liebe grübelt, so hat er keine abstrakte Liebe unter dem Mikroskop seiner Neugierde. Er sieht ein bestimmtes Lächeln einer Frau und eine bestimmte Farbe der Augen:

Wie lieb' ich dieses tiefe Blau,
Die Farbe Deines Augenpaars.

Das Blau, welches Beyle quält oder entzückt, lebt auch, und zwar in dem Auge, dessen Blicke er alle betrachtet hat. Grübelt er über die Gefahr, so hört er einen wirklichen Kanonendonner, welcher ihm bekannte Personen tötet, welcher ihn töten kann, ihn, der da atmet, der da an diesen Kanonendonner denkt, der die Hand auf seine Brust legt, um die Schläge seines Herzens zu zählen. Die Analyse versetzt hier der Empfindung einen Peitschenhieb, und wenn dieser Peitschenhieb die Nerven aller der Personen, die er uns beschreibt, mit schneidender Heftigkeit trifft, so liegt der Grund darin, daß er selbst brennende Wonne dadurch empfunden hat. Und wenn wir, wir, diese Personen lieben, so geschieht es darum, weil sie durch diese, vor unserem neunzehnten Jahrhundert fast unmögliche, so komplizierte Mischung von Natur und Künstelei, Reflexion und Aufrichtigkeit, Enthusiasmus und Ironie unsere Brüder sind.

Wir mögen uns dagegen empören, so viel wir wollen, und wenn wir auch mit allem Nachdruck das in uns wachrufen, was die alltägliche Sprache als das natürliche Wesen, die exakte Sprache aber als

das instinktive Wesen bezeichnet, so können wir doch unser Gehirn nicht von dem furchtbaren Drucke der ererbten Tendenzen und der erworbenen Kenntnisse befreien. — Wir können ebensowenig in der Unbewußtheit leben, als uns die unbewegliche, heitere Physiognomie einer griechischen Statue aneignen. Den Kindern, welche unter uns geboren werden, ist schon in den Furchen ihres kleinen Gesichtes und in den Falten ihrer kraftlosen Hände der entscheidende Stempel eines Charakters eingeprägt. Sie stammeln, und schon die Sprache, welche ihre Amme sie lehrt, ist das durch Jahrhunderte der Zivilisation verfeinerte Werkzeug der Analyse. Sie werden größer, und die Weihnachtbücher, welche sie durchblättern, lehren sie schon, sich in ihr Gewissen zu versenken. Kein Gegengewicht kann das äußerst Verdrehte wieder aufheben, was diese Erbschaft und eine solche Erziehung der Denkart aufprägt. Die Jugenderlebnisse werden immer seltener, die Spontaneität findet immer weniger Gelegenheit, sich zu üben. Mit zwanzig Jahren, wenn wir die Schule verlassen und in das Leben eintreten, ob wir es nun wollen oder nicht, ist also unsere Seele grüblerisch und verwickelt, unsere Empfindungfähigkeit nicht mehr einfach. Die Moralisten können die Frühreife des Forschunggeistes tadeln. Die Künstler können in der Sehnsucht nach einem weiteren Leben gegen die durch diese Forschung verursachte Unmündigkeit des Herzens reagieren und sich in roher Brutalität ergehen. Die Ängstlichen schließlich und Zartfühlenden können die Analyse als ein alle Naivität und alle Aufrichtigkeit mordendes

Element ansehen. Nun gibt es ganz im Gegenteil reiche Naturen, für welche diese Analyse ganz einfach eine Gelegenheit ist, eine weite Welt neuer Empfindungen zu erzeugen. In diesen auserwählten Seelen ist die höchste Entwickelung des Denkens nicht tödlich für die intensive Entwickelung der Leidenschaften; anstatt der Neigung zum analysieren zu widerstreben, überlassen sie sich ihr, sie haben ihre Freude daran, das Gefühl zu erweitern. Diese fieberhafte Gehirntätigkeit tritt für sie zu dem Treiben des instinktiven Lebens hinzu, ohne es zu verlangsamen. Sie lieben um so tiefer, weil sie wissen, daß sie lieben, sie genießen um so mehr, weil sie wissen, daß sie genießen. Solche Seelen bilden den Grundstock der Legion der großen modernen Künstler, und wenn wir Rivalen jüngerer Jahrhunderte sind, so sind wir das in einigen Werken, in welche diese Seelen etwas von ihrem Ideal hineingelegt haben, das ihnen vorschwebt als ein schmerzesvoller und erhabener Spiegel, dessen verlockenden Schrecken die Engel und Propheten des größten Visionärs der Renaissance, Leonardo da Vincis, schon empfunden zu haben scheinen. Etwas von Vinci findet sich in Beyle, wie in Renan, Baudelaire und Heinrich Heine, in all den melancholischen Epikuräern dieser seltsamen Zeit, da die kostbarsten Metalle der Zivilisation und der Natur sich in den Köpfen ganz junger Leute wie in einem weißglühenden, intelligenten Schmelztiegel verschmelzen; — was schadet es, wenn sich die Metalle dort manchmal verflüchtigen!

Weil nur Ausnahmeseelen sich solchen furchtbaren Experimenten aussetzen können, und weil nur in ihnen

sich widersprechende Kräfte ausgleichen können, hat Beyle in seinen Romanen schließlich nur noch über andere hervorragende Wesen verwendet. Das erklärt das Entsetzen, welches seine Romane zuerst erregt haben. Ich hörte eines Tages den berühmtesten der russischen Erzähler, Turgenjeff, die Lehre entwickeln, daß eine romantische Erzählung sich sozusagen auf drei einander übergeordnete Teile verteilen muß, um die verschiedenen Schichten der Gesellschaft zur Darstellung zu bringen.

Auf die erste dieser drei Flächen gehören — denn das ist auch im Leben ihr Platz — die hervorragenden Naturen, gänzlich gelungene Exemplare und folglich Typen einer ganzen sozialen Gattung. Im zweiten Plane finden sich die Mittelmäßigen, wie die Natur und die Gesellschaft sie in Übermaß liefert, und im dritten die Grotesken und Verkümmerten, der unvermeidliche Ausschuß bei dem grausamen Experiment. Diese scharfsinnige Theorie kann noch weiter generalisiert werden, und nach ihr können die Seelenschmiede, nämlich die Romantiker, Dramaturgen und Geschichtschreiber aller Zeiten, klassifiziert werden. Je nachdem sie im stande sind, eine einzige oder zwei dieser drei Gruppen von Menschen oder auch alle drei zu malen, geben sie uns ein unvollständiges oder ein Totalbild des menschlichen Lebens und nehmen einen verschiedenen Rang auf geistigem Gebiete ein. Wir werden so eine erste Abteilung von Psychologen kennen lernen, die nur die Grotesken und Verkümmerten zeichnen können. Dazu gehören die Schulen, die sich ziemlich unzutreffend realistisch nennen, denn die reiche, lebendige

Wirklichkeit hat weder auf moralischem noch auf physischem Gebiete als einzige Regel das Mißlingen. Psychologen dieser Art sind die Satiriker und Karikaturisten. Ihre gewöhnlichen Eigenschaften sind Bitterkeit oder Sinn für Komik. Ihre Zahl ist besonders reich beim Verfall der Zivilisationen, wenn die gleichzeitig hochgebildeten und ermüdeten Rassen eine beträchtliche Menge unterlegener Ehrgeiziger oder entmannter Träumer aufweisen. Über diesen Leuten, welche Häßlichkeit und Trivialität mit stark aufgetragenen Farben malen, steht die Klasse der Moralisten, welche die Mittelmäßigkeit klar sehen und ebenso schildern. Man findet in der „Sentimentalen Erziehung" von Flaubert ein vollendetes Beispiel dieser Psychologie, der Molière und La Bruyère, um zwei berühmte Namen hervorzuheben, treu gewesen sind. Diese Schriftsteller, welche einen ganz besonderen Platz in unserer französischen Tradition einnehmen, kamen gern, wie Candide, zu dem Schluß, daß die höchste Weisheit darin besteht, „unseren Garten zu pflegen". Von dem Standpunkte der allgemeinen Philosophie aus wenigstens, auf den ich mich gestellt habe, scheint es mir, als ob sie an Bedeutung gleich nach den ganz großen Kennern der Leidenschaften kämen, welche, wie Shakespeare, Saint-Simon, Balzac, ihr Genüge nicht bloß darin finden, mit unvergleichlicher Kraft die sozialen Mißgestaltungen zu zeichnen und mit vollkommener Richtigkeit mittelmäßige Wesen zu beleben, sondern noch kräftig genug sind, um hervorragende Menschen zu schaffen. Bei diesen letzteren ist die Kunst wirklich ein Nebenbuhler der Natur.

In ihren Werken ist, wie ja auch im Leben, Platz für einen platten Gauner und für einen großartigen Schurken, für einen friedlichen Bürger und für einen genialen Erfinder. Aber auf Grund einer Anomalie, welche sich aus seinem eigenartigen Charakter und der Tendenz seiner Ästhetik erklärt, hat Stendhal sich, man müßte sagen, dazu verurteilt, nur hervorragende Charaktere zu malen. Sein Octave de Malivert, sein Julian Sorel, sein Fabricius del Dongo, sein Moska, seine Mathilde de la Môle, seine Herzogin von San Severino Taxis haben wie er Eigenschaften, welche keinen Vergleich mit anderen zulassen. Sie sind deshalb nicht weniger lebendig, aber ihre Existenz ist ebensowenig häufig, wie die Sensibilität ihres geistigen Vaters. Mit Recht sagte er, wenn er von ihnen sprach: „Meine ganze Welt."

Ja, seine Welt, aber auch, je weiter wir kommen, unsere Welt. Werden die verwickelten Gefühle, die Beyle dieser nach seinem Ebenbilde geschaffenen Welt verliehen hat, nicht täglich häufiger? Wenn man über die Bedeutung des Ausdrucks „ein hervorragendes Wesen" nachdenkt, so findet man, daß in ihm mehrere Offenbarungen der Art zu denken und zu fühlen enthalten sind. Sind diese Offenbarungen erst einmal in Kunstwerken ausgedrückt, so werden sie ein Gegenstand der Nachahmung für andre Wesen. Auf diese Weise — und ich werde mich an zwei Schriftsteller halten, die ich in diesem Bande studiert habe — auf diese Weise haben Charles Baudelaire und Renan beide ihr Herz durchwühlt und zwei bis dahin unbekannte Arten

erfunden, der eine, die Ausschweifung, der andere, den Dilettantismus auszuüben. Sie haben ihren neuen Traum von der Wollust des Fleisches und des Geistes in ungemein kühnen Worten erzählt und haben dadurch in analogen, weniger persönlichen Seelen tastende Neugierde wachgerufen. Diese, wenn man so sagen darf, in ihrem Gefolge befindlichen Seelen eignen sich jetzt etwas von dem an, was in einer heute verflossenen Zeit die höchste Originalität des Verfassers der „Blumen des Bösen“ und des „Lebens Jesu“ ausmachte.

In ähnlicher Weise hat Stendhal Bilder nach seinem eigenen, inneren Leben gezeichnet, als er die Gestalten seiner Helden darstellte, und hierbei sind die Nuancen seiner Sensibilität immer weniger selten geworden, und zwar in dem Maße, wie seine Romane Verständnis fanden. Während seine Helden typisch und folglich sehr hochstehend bleiben, erscheinen sie uns nicht mehr so außergewöhnlich, fast erschreckend fremd, wie sie den Blicken der ersten Leser gegenübertraten. Das ist das Vorrecht der Schriftsteller, welche sich mit allem, was sie in ihrem Herzen an ganz unvermuteten Gefühlen tragen, in ihren Büchern schildern, daß sie Stoff zu den Nachahmungen der Medaillen ohne bekannten Maßstab liefern, die sie selbst zuerst geschlagen haben. Wir werden gleich sehen, daß Stendhal wenigstens in einer seiner Studien über seine eigene Sensibilität eine der Seiten des französischen Lebens unserer Zeit so aufgeklärt hat, daß diese zuerst unter dem seltsamen Titel „Rot

und Schwarz" in das Schweigen der Kritik hineingeschleuderte Studie nach und nach in der Gruppe der Bücher Fuß gefaßt hat, welche der gegen den Meister des Romans so ungerechte Sainte-Beuve die Bibeln des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat.

III
Beyles Kosmopolitismus

Wenn die analytische Anlage tiefe Wurzeln gefaßt hat, so führt sie notwendigerweise zum Dilettantismus. Dieselben Gesetze regieren das Leben unseres Geistes und das Leben unseres Körpers. Unsere Fähigkeiten haben wie unsere Organe ihre Bedürfnisse. Wer die Kraft hat, zu analysieren, sucht und schafft sich Gelegenheiten zur Analyse, vervielfältigt die Erfahrungen, gibt sich seinen Gemütsbewegungen hin, kompliziert seine Genüsse und verschärft seine Trauer; ein empfindsames Verfahren, welches nach und nach den Analytiker in einen Dilettanten verwandelt. Dieser Dilettantismus zeigt sich je nach den Charakteren und Zeiten unter verschiedenen Formen. Eine wenn nicht ganz neue, so doch wieder sehr aufgefrischte Form ist die, welche in dem häufigen Verkehr mit fremden Ländern ihren Ursprung hat. Zahlreiche Reisen im Gefolge kaiserlicher Armeen und später ein längerer Aufenthalt in Italien schufen eine Ähnlichkeit zwischen Beyle und dem Fürsten von Ligne, diesem großen, ganz Europa angehörigen Herrn, welcher mit liebenswürdiger Geckenhaftigkeit sagte: „Mich überall gut

zu behandeln ist immer Mode gewesen, und ich habe die angenehmen Seiten mehrerer Länder kennen gelernt. Ich habe sechs oder sieben Vaterländer: Das Kaiserreich, Frankreich, Flandern, Österreich, Polen, Rußland und beinahe Ungarn . . ." Beyle hatte das Gefühl dieses genußreichen Kosmopolitismus in so hohem Grade, daß er als Wahlspruch folgenden Vers einer komischen Oper annahm, die heute zwar vergessen, von ihm aber als vorzüglich bezeichnet wurde, „I pretendenti delusi": „Vengo adesso di Cosmopoli." „Ich komme jetzt von Kosmopolis . . ." Von sich und einigen bevorzugten Gefährten sprechend, fügt er noch hinzu: „Wir sind weit von dem ausschließlichen Patriotismus der Engländer entfernt. Die Welt teilt sich in unsern Augen in zwei in Wahrheit sehr ungleiche Hälften: auf der einen Seite die Dummen und die Spitzbuben, auf der anderen die bevorzugten Wesen, welchen der Zufall eine edle Seele und etwas Geist verliehen hat. Wir fühlen uns als Landsleute aller Menschen, mögen sie nun in Villetri oder in St. Omar geboren sein . . ." Er führte oft folgenden, einem kleinen Buche des achtzehnten Jahrhunderts entnommenen Grundsatz an: „Das Weltall ist eine Art Buch, von dem man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nur sein eigenes Land gesehen hat." Er durchlebte also ein Wanderleben, aber er durchlebte es mit der durch seine beständige Gewohnheit zu analysieren geschaffenen ihm eigentümlichen Intelligenz. Sein Freund Colomb erzählt eine Anekdote, welche allein schon beweisen würde, wie Beyle zu Gunsten seiner philosophischen Wißbegierde

selbst die von jeglicher Philosophie am weitesten entfernten Verhältnisse ausnützt. Er erhielt die Erlaubnis, als Militärrichter den russischen Feldzug mitzumachen und wurde der Abteilung für Lebensmittel überwiesen. In der freien Zeit, welche ihm seine amtlichen Schreibereien lassen, widmet er sich dem psychologischen Studium jener Völkermassen, Soldaten aus allen Armeen, von jeglichem Alter und aus allen Nationen, aus welchen die große Armee bestand. An den Ufern des Njemen, am Vorabende des Abmarsches nach Moskau, prüft er Cabanis' Beobachtungen über das Temperament auf ihre Wahrheit hin, und das Resultat dieser Erfahrung wurde in neun Kapiteln der „Geschichte der Malerei in Italien“ (92 bis 100) niedergelegt. „Der vergeblichen Mutmaßungen über die düstere Zukunft, welche ich im Hintergrunde der endlosen Ebenen Rußlands ahnte, überdrüssig, kehrte ich zu den positiven Wissenschaften zurück, diesem gegen alle Schicksalsschläge gesicherten Rettungsmittel. Ich hatte einen Band von Cabanis, und während ich seine Gedanken zwischen den Zeilen erriet, suchte ich in den Gestalten der vielen, singend an mir vorbeiziehenden und manchmal, wenn der Zug über die Brücke sich staute, stehen bleibenden Soldaten Beispiele dafür . . .“

Ein Mann, welchen solche Betrachtungen beherrschen, reist auf eine ganz persönliche Weise. Gewöhnlich ändern wir unseren Aufenthaltsort, um anderswo zu sein, weil unser tägliches Einerlei uns ermüdet, und weil wir hoffen, unsere Eindrucksfähigkeit zu verjüngen, wenn wir auf einige Wochen oder auf

einige Monate eine Umgebung verlassen, welche uns weder durchdringende Genüsse noch fesselnde Schmerzen verschafft. Wir lassen unser tägliches Leben wie ein Feld brach liegen, um es bei unserer Rückkehr fruchtbar wiederzufinden. Oder auch, wir haben im voraus ein Land studiert und möchten nun gerne das geschriebene Wort in Tatsächlichkeiten übersetzt sehen. Wir wollen das Buch am Leben prüfen und unsere aus zweiter Hand erworbene Kenntnis durch unmittelbare Wahrnehmungen verdoppeln. Die erste dieser beiden Reisemethoden ist die der müßigen Leute, die zweite die der Gelehrten: der Geschichtschreiber oder Kunstkritiker, Schriftsteller oder der einfachen Kunstliebhaber. Nun gibt es noch eine dritte, die des Psychologen. Ihre Ausübung ist schwierig, denn sie setzt die so seltene Fähigkeit voraus, sich Genüsse zu erfinden, und die noch seltenere Fähigkeit, diese Genüsse zu erklären. Sie besteht darin, seine eigene Persönlichkeit der Einwirkung eines neuen Landes auszusetzen, wie ein Chemiker einen Körper der Einwirkung einer neuen Temperatur aussetzt, und ohne jede Parteilichkeit die kleinen Freuden und die kleinen Leiden, welche diese Neuheit mit sich bringt, zu beobachten. Ich stelle mir vor, daß jemand am heutigen Morgen den Schnellzug nach Boulogne bestiegen hat, um von da nach England überzusetzen. Hinter sich in Paris läßt er seine schon seit langen Tagen dem Gefühlsleben eines Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts gemäß ausgestattete Wohnung. Mag dieses sein Gefühlsleben nun gut oder schlecht, eng oder umfassend sein, er hat sich nicht bemüht, auch nur einen

Augenblick aus sich herauszugehen. Diese Bemühungen würden übrigens fruchtlos, das Aufgeben seiner Persönlichkeit unmöglich sein, weil wir empfinden, ebenso wie wir atmen, wie wir eine kurze oder lange Hand haben — nach einer von der Natur als notwendig und unabänderlich uns vorgeschriebenen Weise. Unterwegs, anstatt Bücher über England zu lesen, welche ihm im voraus eine günstige oder ungünstige, in jedem Falle aber eine unpersönliche und verfrühte Meinung einflößen würden, hat er französische Zeitungen gelesen, an seine Pariser Freunde, an Einzelheiten aus seinem Leben im Salon oder auf den Boulevards gedacht. Der Dampfer pfeift, schnaubt und durchschneidet das grüne, schäumende Wasser. Die Möven fliegen dahin. Der Wind zerstreut den Sprühregen. Am Horizont wird die niedrige Küstenlinie, dann der kleine Hafen sichtbar, wo die hohen Schornsteine ungeheurer Dampfer sich in dem dichten, wie von unsichtbaren Kohlenatomen bevölkerten Nebel abzeichnen, der stets über der Insel zu lasten scheint. Er hat seine Mitreisenden in den Zug steigen lassen, der von Folkestone nach London fährt, und er selber reist von einer kleinen Stadt zur anderen, ißt an Gasthaustischen, geht in den Straßen umher, besieht die Märkte und plaudert mit allen möglichen Leuten, welche ihm der Zufall in den Weg führt. Am Morgen, wenn Hunderte von frühzeitigen Dienstmädchen mit großem Wasseraufwand die hübschen Häuser reinigen, deren Schiebfenster auf einen mit Rosen bepflanzten Garten gehen, irrt er auf den öden Straßen. Am Nachmittage kann er die langen und langsamen Kricketpartieen

verfolgen, welche sich auf dem Rasen des öffentlichen Gartens zwischen Athleten in weißem Trikot und hellen, niedrigen Schuhen entspinnen. Er hört die rot uniformierten Musiker auf Blechinstrumenten die Melodie des God save the Queen spielen, und am Abend, im Theater, hört er, wie die Schauspielerinnen mit heiseren Stimmen endlose Couplets voller Anspielungen auf die Politik der Zeit herunterleiern. Am Sonntage geht er mit ernsten Personen, deren Haupt ein hoher Zylinder bedeckt, zum Gottesdienste und liest im Buche die Hymne nach, welche die Menge anstimmt. Er hört die Predigt des Geistlichen an, wie er am Abende vorher die Zeitung des Städtchens gelesen, und wie er vor einiger Zeit einen modernen Roman durchblättert hat. Wenn dieser im guten Glauben unternommene Versuch mehrere Wochen durchgeführt worden ist, werden seine Nerven als die eines Franzosen und eines Parisers in eine peinliche oder angenehme, aber sicherlich unvorhergesehene Erregung versetzt worden sein. Wenn seine gesellschaftliche Stellung oder ein glücklicher Zufall einen näheren Verkehr mit den Bewohnern der hübschen Villen oder der Schlösser zulassen, und wenn er an ihren Zerstreuungen teilnehmen, ihre Arbeiten verstehen, ihre Ideen mit ihnen erörtern kann, dann ist er im stande, sich eine Reihe englischer Empfindungen zu verschaffen; ich meine damit, daß das englische Leben mit seinen Besonderheiten und Abweichungen, seiner an andere Sitten gewöhnten Seele Gelegenheit zu in ihrer Art einzig dastehenden Neigungen und Abneigungen bietet. Er würde vielleicht nicht einmal

über dieses englische Leben zehn Seiten schreiben können, welche irgendwelche Tragweite hätten oder in einem bestimmten Verhältnis dazu ständen. Was schadet das? Sein Ziel war nicht, als Nationalökonom eine neue Gegend kennen zu lernen, er hatte nur die Absicht, sich etwas von der ungeheuer großen Summe möglichen Genusses anzueignen, welche eine Gesellschaft in ihren Niederlagen aufhäuft. Byron sagte: „Ich sauge die Bücher aus wie Blumen.“ Er hätte dasselbe von diesen lebenden Büchern, den fremden Zivilisationen, sagen können. Die Blume hat Staubgefäße und Stempel, eine bestimmte Zahl und Form der Kronenblätter. Die Biene, welche sich in die duftende Glocke des Kelches versenkt, zählt weder die Kronenblätter noch die Staubgefäße. Sie entnimmt der Blume gerade das, was sie zum Honig nötig hat — der Botaniker aber kennt die Pflanze durch und durch, doch ihm fehlt die Kunst, aus ihr Genuß zu ziehen, wie die unwissende Biene.

Stendhal reiste so in England, an dem er kein Gefallen finden konnte. Zwei Briefe von 1826 geben den Grund dafür an. „Die Engländer“, schreibt er, „sind Sklaven der Arbeit. Dieser unglückliche Handwerker, dieser arbeitende Bauer haben nur den Sonntag für sich. Nun verbietet aber die Religion der Engländer jegliche Art von Vergnügen am Sonntag, und es ist ihr gelungen, diesen Tag zu dem traurigsten in der Welt zu machen. Das ist vielleicht das größte Übel, welches eine Religion einem Volke antun kann, welches während der sechs anderen Tage der Woche von Arbeit erdrückt wird.“ Ebenso

reiste er in Deutschland, was für ihn eine Qual war. „Ich habe zwei Jahre gebraucht,“ sagt er irgendwo, „um die Sprache wieder zu verlernen.“ Ebenso reiste er in Italien und fand darin seinen höchsten Genuß. Erst durch die administrative Tätigkeit und den am Konsulat in Civita Vecchia durch feste Anstellung bedingten Aufenthalt wurde er bezüglich der italienischen Eindrücke etwas ernüchtert. „Was!“ rief er aus, „in Civita Vecchia oder auch in Rom altern! — ich habe die Sonne so viel gesehen!“ Aber als er seine ersten Ausflüge durch die Gelände des lieblichen Landes machte, Ausflüge, deren nur wenig später datierte Notizen den Band über Rom, Neapel und Florenz bilden, hegte er noch die volle Leidenschaft für seine Entdeckung dieses noch unbekannten Weltteils, und er beendigte das Manuskript in folgender Weise: „In aller Demut dem achtunddreißigjährigen Herrn H. B., welcher vielleicht 1821 leben wird, von seinem sehr ergebenen Diener, der aber heiterer ist als er, dem H. B. von 1811, gewidmet.“ Man muß das Tagebuch lesen, um sich klar zu machen, in wie hohem Maße der Reisende persönlich ist, und dem Lande, welches er durchreist, genau so viel entnimmt, als sein Bedürfnis an neuen Eindrücken erfordert, aber nicht mehr. Wenn der Himmel sich bezieht, sagt er aufrichtig heraus: „Nichts für das Herz; der Nordwind hindert mich am Genießen . . .“ Wenn ihm die Form eines Wagens gefällt, so beachtet er es wohl: „Imola, 15. Mai. Ich reise bei Mondenschein in einer sediola . . .“ Wenn ihm eine unbedeutende Einzel-

heit in der Einrichtung antipathisch ist, bemerkt er es: „Obgleich ich hier, im Café des Palazzo Rospoli, jedesmal gut bezahle, kann ich es doch nicht erreichen, daß man den Tisch, an welchem man mich bedient, abwischt. Die Kellner bedienen gleichsam nur aus Gnade und glauben die unglücklichsten Menschen zu sein, weil sie sich bewegen müssen . . ." Wenn einer seiner schnell gefundenen Freunde ihm eine ganz lokale Auskunft gibt, so richtet er sich danach: „Einer meiner neuen Freunde sagte mir, als er mir heute abend begegnete: Gehen Sie manchmal nach dem Essen zu der D . . .? — Nein. — Das ist nicht recht, Sie müssen um sechs Uhr hingehen, qualche volta si busca una tazza di caffé (manchmal schnappt man da eine Tasse Kaffee). Dieses Wort hat mich drei Tage lang zum Lachen gebracht. Dann habe ich, um mich damit bekannt zu machen, angefangen, häufig nach dem Essen zu Madame D. zu gehen; und wirklich habe ich oft auf diese Weise die zwanzig Centimes, welche eine Tasse Kaffee kostet, gespart . . ." Mit dieser schrankenlosen Aufrichtigkeit, diesem heldenhaften und persönlichen Geständnis des kleinsten Ärgers oder der kleinen sich darbietenden Zerstreuung findet der, welcher sich in solchem Maße dem, was der Augenblick bringt, mag es gut oder böse sein, überläßt, sehr bald einen sehr lebhaften und sehr ursprünglichen Geschmack an der exotischen Welt, in welcher er sich bewegt — ohne deshalb seine Eigenart aufzugeben.

Um eine solche Geistesveranlagung möglich zu machen, mußte zunächst das Reisen erleichtert werden,

dann aber auch die Menge der nationalen Vorurteile sich abschwächen. Heute, wo beide Bedingungen erfüllt sind, lassen ziemlich viele Menschen wie Beyle ausländische Eindrücke auf sich wirken. Natürlich sind die Grade und Abstufungen je nach den Mitteln und den Temperamenten verschieden. Nach und nach und dank dem unvermeidlichen Zusammentreffen der verschiedenen Freunde des kosmopolitischen Lebens hat sich eine europäische Gesellschaft, eine Aristokratie besonderer Art gebildet, deren vielseitige Gewohnheiten noch nicht ihren endgiltigen Maler gefunden haben. Frauen, welche die Saison in London verbringen, die Bäder in Deutschland besuchen, in Italien überwintern, sich im Frühjahr in Paris wiederfinden, vier Sprachen sprechen, mehrere Arten von Künsten und Literaturen kennen und schätzen, gehören dazu. Männer, die mit den wichtigen Persönlichkeiten jedes Landes im Lande selbst gespeist und geplaudert haben, welche in Salons und Schlössern, die mehrere Hunderte von Meilen voneinander entfernt liegen, empfangen werden, englische Dichter wie italienische lesen, manchmal in zwei oder drei Sprachen schreiben und, wörtlich genommen, mehrere Existenzen führen, zählen zu ihren Mitgliedern. Obgleich dieser Dilettantismus des Vagabundierens dem häuslichen Charakter der Franzosen und besonders ihrer sozialen Lage widerstrebt, kann man unter den Mitgliedern dieses schwankenden, vielfach zusammengesetzten European Club mehr als einen unserer Landsleute finden. Einige der besten Bücher, welche unser neunzehntes Jahrhundert hervorgebracht hat,

verdanken wir auch der Kenntnis dieser Art des Lebens. Zu den wichtigsten unter ihnen gehören die Stendhals.

Die Frage, ob dieser kosmopolitische Geist, dessen Ausbreitung durch die Einwirkung so vieler Gründe beschleunigt wird, ebenso nützlich ist, wie er gefährlich ist, bleibt zu lösen. Der Moralist, welcher die Gesellschaft als eine Fabrik für das Hervorbringen von Menschen ansieht, muß gestehen, daß die Nationen viel mehr verlieren als gewinnen, wenn sie sich miteinander vermischen, und daß besonders die alten Familien viel mehr verlieren als gewinnen, wenn sie den Erdenwinkel, in welchem sie aufgewachsen sind, verlassen. Was wir im alten und schönen Sinne des Wortes als eine Familie bezeichnen, ist, wenigstens in unserm Westen, auf einem langen, vom Vater zum Sohne sich vererbenden Leben auf derselben Scholle begründet. Damit die menschliche Pflanze stark und kräftig genug hervorwachse, um noch stärkere Sprossen zu treiben, muß sie in tüchtiger, täglicher und verborgener Arbeit den ganzen physischen und moralischen Saft aus einer einzigen Stätte in sich aufnehmen. Ein Klima mit seiner Poesie, sei sie sanft oder rauh, mit den Tugenden, welche ein fortgesetzter Widerstand gegen dieselbe Summe gleicher Schwierigkeiten hervorbringt und unterhält, muß in unser Blut übergehen. Diese Wahrheit findet in unserer modernen, täglich mehr zur Improvisation und zu Augenblickseinfällen hinneigenden Welt kaum Anklang. Um die Tragweite derselben zu erkennen, braucht man nur über die Entstehungbedingungen der Kunstwerke nach-

zudenken. Fast stets hat sich ein großer Schriftsteller oder ein großer Maler an seinem Heimatorte gebildet und wenn er bei der Darstellung eines Ideals dessen tiefinnerstes Leben zum Ausdruck bringen will, kommt er darauf zurück, während den Werken derer, welche keine Heimat gehabt haben, oft Kraft und Tiefe fehlt. Die Griechen und die Italiener haben es nur der großen Zahl ihrer kleinen Heimatländer und engen Städte zu danken, daß sie eine derartig unvergleichliche Fruchtbarkeit entfalten konnten. Der Mensch ist ein Gewohnheitwesen, welches nur unter der Bedingung, daß es eine lange Reihe identischer Bestrebungen in sich aufstapelt, wirklich schöpferisch wirken kann, und deshalb haben starke Rassen immer einförmige Anfänge, eine beschränkte Lebensweise, eine abergläubische Achtung vor der Tradition und ein ausgeprägtes Mißtrauen gegen Neuerungen gehabt.

In der Geschichte der Gesellschaften kommt eine Stunde, in welcher diese fruchtbare, aber wenig scharfsinnige Lehre ein Kapital von Fähigkeiten angehäuft hat, welches der Zivilisierte genießt, ohne sich, wie die Söhne aus großer Familie, welche ihr Vermögen nicht mehr vergrößern, darum zu kümmern, wie es auf sie gekommen ist. Der auserlesene Sinn für die Genüsse des Heute tritt dann an die Stelle des tiefgehenden Verständnisses für die Energie, die für das Morgen wirkt. Die obere zeitgenössische Gesellschaft, ich meine damit die, welche sich aus den raffiniertesten Vertretern der zarten geistigen Entwickelung zusammensetzt, hat den vielleicht nicht von

Schuld freien, aber sicherlich köstlichen Zeitpunkt erreicht, wo der Dilettantismus an die Stelle des Handelns tritt — Stunde einer oft unfruchtbaren Wißbegierde, Stunde eines Austausches der Gedanken, eines Austausches der Sitten. Eine unvermeidliche Entwickelung nähert die Provinzen den großen Städten und läßt über den großen Städten — wie Swifts Laputa — eine nebelhafte, höhere Stadt schwimmen, die Heimat der ausgesuchtesten Merkwürdigkeiten, der großen allgemeinen Theorieen, der gelehrten Kritik und der alles verstehenden Gleichgiltigkeit. Das ist auch eine der Formen, welche man gewöhnlich als Dekadenz bezeichnet. Stendhal war ein Apostel dieser Form und einer der Arbeiter an der Dekadenz. Deshalb lieben wir seine Schriften. Wahrscheinlich ist es ein Gesetz, daß barbarische Völkerschaften mit allen Kräften nach einem Zustande des Bewußtseins streben, welchen sie mit dem Namen Zivilisation schmücken, und daß ihre Lebenskraft, kaum daß sie das Bewußtsein erlangt haben, versiecht. Die Orientalen sagen oft: Wenn das Haus bereit ist, tritt der Tod ein . . . — Möchte doch wenigstens dieser unvermeidliche Gast unser Haus mit Blumen geschmückt finden!

IV

Rot und Schwarz

Ich sagte, daß Beyle durch seine analytische Kraft, sein zitterndes Gefühlsleben und die Viel-

fältigkeit seiner Erfahrungen dazu geführt sei, einige tiefe Wahrheiten über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts zu erfassen und auszudrücken. „Rot und Schwarz“ enthält den vollständigsten Ausdruck dieser Wahrheiten, — ein wirklich außergewöhnliches Werk, welches ich auf die Köpfe gewisser junger Leute die Wirkung einer unheilbaren Vergiftung habe ausüben sehen. Wenn dieser Roman keine Empörung wachruft, bestrickt er. Er nimmt in ähnlicher Weise Besitz von uns wie die „Menschliche Komödie“. Balzac aber brauchte vierzig Bände, um uns die Menge seiner Gestalten vorzuführen. Er malt al fresco, auf der Seitenwand eines Palastes. „Rot und Schwarz“ hat keine 500 Seiten. Es ist eine Radierung mit sorgsamster Ausführung im einzelnen, und in dieser Radierung von geringem Umfang liegt ein ganzes Weltall. Was sage ich? Für die fanatischen, unzurechnungfähigen Anhänger dieses Meisterwerkes sind die kleinsten Züge eine Welt. Wenn ich, anstatt eine halb soziale, halb literarische, auf allgemeinen Ideen und großen Hypothesen beruhende psychologische Studie zu schreiben, eine sich auf Anekdoten aufbauende Kritik schriebe, könnte ich von seltsamen Gesprächen bekannter Schriftsteller erzählen, deren ganzer Inhalt das Anführen dieser Sätze bildete, die trocken und rauh wie die Aussprüche des Gesetzbuches sind. Der eine sagte: „Herr von Vernaye würde zu Ihren Füßen liegen . . .“ Der andere fuhr fort: „von Dankbarkeit überwältigt“. Es war ein Wetteifer, wer seinen Kollegen auf frischer Tat wegen Unkenntnis eines Beiwortes des Buches ertappen

könnte. Ich erzähle die Tatsache für das, was sie wert ist. Sie ist eine Ausnahme, aber diese Ausnahme hat sich, soviel ich weiß, mindestens zehnmal gezeigt und legt ein Zeugnis für den starken Reiz ab, welchen dieser Roman ausübt. Für die Analyse ist die Seltsamkeit dieser Schwärmerei nur noch ein Beweis mehr für ihre Aufrichtigkeit. Damit ein Mann von vierzig Jahren, welcher das Leben kennen gelernt hat, eine so tief gehende Erinnerung an ein Buch bewahre, daß er damit ganz vertraut ist, muß dieses Buch tief auf den Grund der menschlichen oder wenigstens zeitgenössischen Verhältnisse gehen und Aufschluß geben über eine große Menge von Charakteren und Leidenschaften.

Wenn ich mich nicht täusche, hat die dauernde und harte Erfahrung einer inneren Einsamkeit bei Beyle den Anstoß zu „Rot und Schwarz“ gegeben. Als er noch sehr jung war, schien ihm das Wort Gesellschaft eine Etikette für Betrüger und eine Maske für Ausbeutung. Seine Kindheit war unglücklich, seine Jünglingszeit voller Qualen. Er hatte seine Mutter verloren und haßte seinen Vater, von welchem er ebenfalls gehaßt wurde. Einer seiner späteren Lieblingsgrundsätze war, daß „unsere Eltern und Lehrer unsere ersten Feinde sind, wenn wir zur Welt kommen“. Mit dem schönen Mute, welchen er gegenüber seinen aufrichtigen, wenn auch von der Tugend oder der Heuchelei verurteilten Eindrücken besaß, sprach Beyle stets seinen unbesieglichen Widerwillen gegen die pflichtmäßige Liebe in der Familie aus. Findet sich nicht in der „Äbtissin von Parma“ in Bezug auf

Clelia Conti folgender Ausspruch: „Vielleicht hat sie genug Geist, dachte der Graf, um ihren Vater zu verachten . . .“? Und in „Rot und Schwarz“, als der wegen Mordes zum Tode verurteilte Julian Sorel den Besuch des Zimmermanns, dessen Namen er entehrt hat, empfängt, findet der Sohn zuerst keine Antwort auf den Vorwurf des Greises: „Sein Geist durchflog schnell alles mögliche — Ich habe Ersparnisse gemacht, rief er plötzlich aus — Dieses geniale Wort änderte die Physiognomie des Greises und die Lage Julians . . . Das ist also väterliche Liebe, sagte er sich immer wieder mit schmerzzerrissener Seele . . .“ Ähnliche Roheiten der Phantasie beweisen, wie tief er als Kind verletzt worden war, daß die Wunde noch im Herzen des Mannes blutete. Kaum aus der ersten, so grausam verletzten Jugend herausgetreten, wurde Beyle von dem Wirbel des napoleonischen Sturmes fortgerissen, er lernte den unheilvollen Egoismus des Schlachtfeldes und der gänzlichen Niederlage kennen — einen Egoismus, unter welchem seine Sensibilität, schon krankend durch den Abgrund, den sein geheimer Hang zu Betrachtung und Kunst zwischen ihm und seinen die Gefahr mit ihm teilenden Kameraden gegraben hatte, noch mehr litt. Noch später, bei seinen fortgesetzten Beobachtungen, aber im Mittelpunkte einer friedlichen Gesellschaft, bemerkte er ohne großes Bedauern einen nicht wieder auszugleichenden Antagonismus zwischen seiner Art, das Glück zu suchen und der seiner Mitbürger. Er gab sich mit diesem endgiltigen Bruche zwischen den Sympathieen der Welt und seinen eigenen zufrieden:

„Das ist ein neuer Beweis, schrieb er einem Freunde, daß es keinen Vorteil oder Nachteil gibt. Wenn die beanspruchte Überlegenheit nur wenige Grade beträgt, wird sie den Menschen liebenswürdig machen, ihn veranlassen, andere Menschen zu suchen, sie ihm unentbehrlich machen. Das sieht man an Fontenelle. Ist sie aber groß, so bricht sie jede Beziehung zwischen den Menschen und uns ab. Das ist die unglückliche Lage des sogenannten hervorragenden oder, besser gesagt, des eigenartigen Menschen. Denn letzteres ist dafür der treffende Ausdruck. Diejenigen, welche ihn umgeben, können nichts zu seinem Glücke . . .“ Eine stolze Überzeugung, welche den, der sie besitzt, ebensogut zur Schurkerei wie zum Heldentume führen kann. Heißt es nicht, sich das Zeugnis der Eigenartigkeit geben, sich der ganzen Gesellschaft gegenüberstellen? Heißt es nicht gleichzeitig, wenigstens für sich, alle Verpflichtungen des gesellschaftlichen Paktes unterdrücken? Warum auch sollten wir diesen Pakt achten, wenn er das Werk von Leuten ist, mit denen wir nichts gemein haben? Wie können wir uns um eine öffentliche Meinung sorgen, von der wir wissen, daß sie notwendigerweise dem Besten in uns feindlich ist? . . . Von diesen Fragen bis zur Empörung ist der Weg nicht weit. Beyle wurde durch sein angeborenes Zartgefühl und noch mehr durch seine analytische Veranlagung, die ihm die Nutzlosigkeit von Kämpfen à la Byron zeigte, davor bewahrt. Aber seine Einbildungkraft sagte ihm, was für Verheerungen solche Ideen in einem weniger klarsehenden

Geiste als dem seinen anrichten konnten, — und er schuf Julian Sorel.

Damit ein Romantypus sehr bezeichnend sei, d. h., damit er eine Menge ihm ähnlicher Wesen vertrete, muß eine der Zeit besonders eigene Idee bei seiner Gestaltung überwiegen. Nun findet es sich, daß das Gefühl der Einsamkeit bei dem hervorragenden Manne oder bei dem, der einer zu sein glaubt, vielleicht dasjenige ist, welches eine Demokratie wie die unsrige am leichtesten erzeugt. Beim ersten Anblick scheint die Demokratie dem Verdienste sehr günstig zu sein, und sie öffnet ja auch infolge ihres Prinzips der Gleichheit dem Wettbewerbe der Ehrgeizigen alle Tore. Aber infolge dieses Prinzips macht sie den Unterricht der großen Menge zugängig. Dieses Übermaß von Logik führt zu dem seltsamsten Widerspruch. Wenn wir z. B. prüfen, was seit hundert Jahren in unserem Lande gang und gäbe ist, werden wir sehen, daß jeder begabte junge Mensch ohne Schwierigkeiten vortreffliche Verhältnisse findet, um sich Bildung zu verschaffen. Wenn er bei seinem Eintritt in die Schule sich hervortut, kommt er auf eine höhere Schule; wenn er auch hier gut weiterkommt, erhält er eine Freistätte auf einem großen Gymnasium. Es ist eine Verschwörung der Eltern, Lehrer und sogar Fremder, damit dieses ausgezeichnete „Subjekt“, wie es im pädagogischen Stile heißt, die höchste Stufe geistigen Wachstums erreiche. Die Studien sind beendet, die Examina bestanden. Nun tritt ein entschiedener Umschwung ein. Jetzt bildet sich eine Verschwörung im entgegen-

gesetzten Sinne, denn der Neuangekommene findet eine Gesellschaft vor, in der die Plätze besetzt sind, in der die Konkurrenz der Ehrgeizigen, von der ich oben sprach, gewaltig ist. Wozu dienen dem jungen, talentvollen, armen Menschen seine Talente, wenn er in der Provinz bleibt, da das Leben dort sich auf Gewohnheiten stützt und auf das Eigentum gegründet ist? Er kommt nach Paris und hat nicht eine Stütze. Seine Erfolge als Schüler, welche man während seiner Kindheit so sehr rühmte, können ihm nur helfen, mit knapper Not seinen Lebensunterhalt in irgend einer untergeordneten Stellung zu verdienen. Welche Gedanken werden ihm kommen, wenn er mit seiner Überlegenheit nicht die Tugend der Bescheidenheit und die der Geduld verbindet? Wenn ihm seine Erziehung Fähigkeiten gegeben hat, so hat sie ihm auch gleichzeitig Begierden gegeben, und er hat Berechtigung zu diesen Begierden. Ein Jüngling, der die Dichter gelesen und Geschmack daran gefunden hat, kann nicht anders als sich eine schöne, poetische Liebe zu wünschen. Hat er zarte Nerven, so wünscht er sich den Luxus, hat er kräftige, so wünscht er sich Macht. Es liegt da ein für literarische oder künstlerische Arbeit ganz vorgebildetes Temperament vor. Aber wenn unser Mann weder Künstler noch Literat ist — denn starke Seelen vermögen sich nicht zu dieser selbstlosen Weisheit aufzuschwingen, welche von Träumen heilt, indem sie ihnen einen Ausdruck gibt — welches furchtbare Drama wird sich dann in ihm abspielen! In seinem Handeln wird er sich ohnmächtig, in seinen Wünschen großartig fühlen. Er wird den, der ihm

nicht ebenbürtig ist, triumphieren sehen und wird in Bausch und Bogen einen gesellschaftlichen Zustand verurteilen, der ihm eine Erziehung angedeihen ließ, nur, um ihn besser zu unterdrücken, wie das Vieh, welches man mästet, um es mit größerem Nutzen zu töten. Zuerst ist er ein Deklassierter, dann ein Aufrührer. „Man muß gestehen," sagt Stendhal einmal in „Rot und Schwarz", „der Blick Julians war gräßlich, seine Physiognomie scheußlich. Sie offenbarte das ungemilderte Verbrechen; das war der unglückliche Mensch im Kriege mit der ganzen Gesellschaft . . ."

Dieser seltsame Krieg, dessen geheimnisvolle Episoden das Herz dessen, der ihn beginnt, mit Blut beflecken — das ist der eigentliche Gegenstand des großen Romans von Beyle. Leidenschaftlicher und Leidenschaften erweckender Krieg, besonders, weil der Verfasser es verstanden hat, seinen Helden mit einer vortrefflichen Ausrüstung an wirklicher Überlegenheit zu versehen. Die Intelligenz Julians ist ersten Ranges. Sie ist ganz einfach Stendhals eigene, scharfblickend und aufgeregt, klar wie ein arithmetischer Grundsatz und durchdringend wie eine Anklagerede. Der Wille dieses jungen Mannes ist der eines Soldaten im Felde, welcher, täglich auf die größte Gefahr vorbereitet, mit dem Worte Furcht keinen Sinn mehr verbindet. Gleichzeitig blutet seine stets auf dem Sprunge stehende Empfindlichkeit bei dem leisesten Nadelstiche. Da ist er nun, der Zimmermannssohn aus der kleinen Stadt, der von einem Pfarrer, welcher sich für seine glänzende geistige Veranlagung interessierte, humanistische Bildung erhalten hat. Er hat das „Tage-

buch von St. Helena" gelesen, und sein Geist hat sich an dem Heldenliede von dem wunderbaren Emporkömmling, welcher Kaiser wurde, begeistert. Er tritt in die Welt ein, zuerst als Hauslehrer bei dem Bürgermeister seiner Stadt, dann als Freischüler in das große Seminar seiner Provinz, schließlich als Sekretär bei einem französischen Großen. An dem Beispiele seines idealen Vorbildes, des einfachen, zum Cäsar gewordenen Artillerieleutnants, und an den weniger in die Augen springenden Beispielen der Gefährten dieses unglaublichen Geschickes hat er gelernt, daß alle sozialen Vorrechte dem gehören, der sie erobern kann. Und welche Gewissensskrupel könnten ihn von dieser Eroberung zurückhalten? Sittlichkeit? Aber er sieht ja nur habgierige Betrüger und zu Opfern gewordene Betrogene um sich herum. Das Mitleid für seine Nebenmenschen, welches das Christentum so schön christliche Liebe nennt? Aber in seiner Jugend hat ihn sein Vater geschlagen, und der Reiche, dem er dient, hat ihm die Last der harten, modernen Dienstbarkeit, den Lohn, zu fühlbar gemacht. Sorge um seine Ruhe? Aber seine wahnsinnige Seele ist wie eine der mächtigen Maschinen, welche täglich eine bestimmte Menge Kohlen verzehren müssen. Sie hungert und dürstet nach zahlreichen Erregungen, selbst, wenn sie furchtbar wären, und nach heftigen, selbst, wenn sie verbrecherisch wären. Alles trägt dazu bei, ihn in ein Raubtier zu verwandeln, das mit den Waffen der Zivilisation auf die Jagd geht, d. h., daß er, statt zu morden, List gebraucht, daß er seine Kraft verbirgt, um besser zu herrschen, und daß

er heuchelt wie Tartuffe, weil er nicht wie Bonaparte befehlen kann.

Ja, ich gesteh' es ein, er ist des Abscheus wert.

Dieser Vers aus Molières Komödie kommt einem unwillkürlich auf die Lippen. Stendhal antwortet darauf, indem er zeigt, daß Eigenschaften ersten Ranges diesen Mann zu dieser verbrecherischen Auffassung seiner selbst und des Lebens gebracht haben, und daß in einer Welt ohne Überlieferung, wo jeder selbst seines Glückes Schmied ist, die übermäßig große Konkurrenz, zu der noch die übermäßige Entwickelung des persönlichen Lebens tritt, die Ursache von dem übertriebenen Stolze ist, der in Friedenszeiten starke Charaktere zu furchtbarem Mißbrauch dieser Kraft führen kann. Beyle schrieb kurz nach Veröffentlichung des Buches einer seiner Freundinnen: „Vor acht Tagen habe ich einen Brief in der Art des Ihrigen und noch schlimmer erhalten; denn in Anbetracht dessen, daß Julian ein Schurke ist, und daß er mein Ebenbild ist, überwirft man sich mit mir. Zur Zeit des Kaisers wäre Julian ein sehr ehrenwerter Mensch gewesen. — Ich habe zur Zeit des Kaisers gelebt . . . Also — aber was liegt daran?“

Die Farbe des Gemäldes ist wahrlich wunderbar. Ich bewundere noch mehr die analytische Kraft, dank welcher Stendhal das Endurteil über eine Gruppe derer, welche man nach 1830 Kinder des Jahrhunderts nannte, fällte. Die Legion der melancholischen Empörer zieht, aber im prächtigen Gewande, von einem poetischen Glanze umflossen, in vielen Werken dieser Zeit an uns vorüber. Viktor Hugos

Ruy Blas und sein Didier, der Rolla von Musset und der Antony von Dumas gehören dazu. Sie alle leiden an einem Heimweh, welches uns erhaben scheint. Stendhals Julian leidet an demselben Heimweh, aber er kennt die tiefliegenden Gründe desselben. Die grausame und kalte Leidenschaft, emporzukommen, zerreißt das Herz, und er gesteht es sich ein. Er erkennt in sich die unversöhnliche Leidenschaft des Deklassierten, der dem Verbrechen nahe ist. Die unendliche Traurigkeit und die unbestimmte Verzweiflung lösen sich in einer schrankenlosen Begierde nach der Wollust des Zerstörens auf. Um die Brandstiftungen der Commune und das in letzter Zeit erschreckende, furchtbare Wiederauftreten ursprünglicher Wildheit zu verstehen, muß man dieses Buch, besonders die Selbstgespräche Julians im Gefängnis, da er den Tag seines Todes erwartet, immer wieder lesen: „Es gibt kein natürliches Recht . . . dieses Wort ist nur eine Albernheit, des Staatsanwaltes würdig, der mich neulich gejagt hat, und dessen Ahnherr durch eine Konfiskation Ludwigs XIV. bereichert worden ist. Ein Recht gibt es nur, wenn ein Gesetz besteht, welches uns etwas bei Strafe verbietet. Ehe es ein Gesetz gab, war nur die Stärke des Löwen oder das Bedürfnis des Wesens natürlich, welches Hunger hat, friert: mit einem Worte das Bedürfnis . . ." Unter den Schicklichkeitvorschriften, mit denen unser Gehirn überladen ist, unter den Lebensgrundsätzen, welche die Erziehung in unsere Gedanken eingräbt, unter der ererbten Vorsicht, welche uns zu Haustieren macht, erscheint hier das ursprüngliche, wilde und ein=

same, wie die Natur selbst im struggle for life — Kampf ums Dasein — über alle Bedenken hinweggetragene Raubtier wieder. Wir glaubten, daß es bezwungen sei; es war nur eingeschlafen. Wir glaubten es gezähmt, es war nur gefesselt. Die Fessel zerreißt, das wilde Tier erwacht, und wir sehen mit Schrecken, daß so viele Jahrhunderte der Zivilisation nicht einen einzigen Keim seiner früheren Wildheit ersticken konnten.

„Diese Philosophie," schreibt Stendhal selbst, als er die letzten Betrachtungen Julian Sorels erläutert, „diese Philosophie war vielleicht wahr, aber sie erweckte die Sehnsucht nach dem Tode . . ." Erblickt man nicht am Schlusse dieses Werkes, des vollständigsten, welches wir von dem Verfasser besitzen, das tragische Morgenrot des Pessimismus? Es steigt auf, dieses Morgenrot aus Blut und Tränen, und wie die Helligkeit des hereinbrechenden Tages färbt es allmählich mit seinen roten Farben die größten Geister unseres Jahrhunderts, die, welche die Gipfel bilden, zu denen in frommer Ehrfurcht sich die Augen der Wandernden erheben. Das ist also in dieser Sammlung psychologischer Studien die fünfte der Persönlichkeiten, welche zu analysieren ich mir vorgenommen hatte. Ich habe einen Dichter betrachtet, Baudelaire, ich habe einen Geschichtschreiber betrachtet, Renan, ich habe einen Romanschriftsteller betrachtet, Gustave Flaubert, ich habe einen Philosophen betrachtet, Taine, und soeben habe ich einen vielseitigen Künstler betrachtet, in dem sich der Kritiker und der Fiktionsschriftsteller eng vereinigen, und ich habe bei diesen fünf Franzosen von so großer Bedeutung dieselbe des allgemeinen Nichts

überdrüssige Philosophie gefunden. Sinnlich und entartet bei dem ersten, verfeinert und wie sublimiert bei dem zweiten, durchdacht und wütend bei dem dritten, auch durchdacht, aber resigniert bei dem vierten, tritt diese Philosophie ebenso düster, aber mutiger bei dem Verfasser von „Rot und Schwarz“ auf. Hat dieser furchtbare Ekel der hervorragendsten Intelligenzen vor den vergeblichen Bestrebungen des Lebens eine Berechtigung? Und hat der Mensch mit seiner Zivilisation wirklich nur seine Barbarei vergrößert, sein Elend verschärft? Ich denke, daß diejenigen meiner Zeitgenossen, welche sich mit diesen Fragen beschäftigen, mir ähnlich sind und sich auf diese quälende Frage bald eine Antwort voll Schmerz, bald eine Antwort voll Glauben und Hoffnung geben. Eine andere Lösung würde noch sein, sich wie Beyle die Seele zu umgürten und dem Unbehagen des Zweifels die Energie eines Mannes entgegenzusetzen, welcher den schwarzen Abgrund des Geschickes sieht, nicht weiß, was er für ihn verbirgt, und — keine Furcht empfindet!

Korrekturen:

Seite 237, Zeile 9 von oben lies: des Lara.
Seite 109, Anmerkung, lies: Der Tambourmajor.



Date Due

OC 22 '68			
DE 8 '68			
AG 18 '71			
MY 16 '88			

Demco 38-297

